

KARL-JOSEF PAZZINI, SUSANNE GOTTLÖB (Hg.)

EINFÜHRUNGEN IN DIE PSYCHOANALYSE II

Setting, Traumdeutung,
Sublimierung, Angst, Lehren,
Norm, Wirksamkeit

[transcript] Psychoanalyse

Einführungen in die Psychoanalyse II

»Psychoanalyse«

Karl-Josef Pazzini, Claus-Dieter Rath, Marianne Schuller

Editorial »Aus praktischen Gründen haben wir, auch für unsere Publikationen, die Gewohnheit angenommen, eine ärztliche Analyse von den Anwendungen der Analyse zu scheiden. Das ist nicht korrekt. In Wirklichkeit verläuft die Scheidungsgrenze zwischen der wissenschaftlichen Psychoanalyse und ihren Anwendungen auf medizinischem und nichtmedizinischem Gebiet.« (Sigmund Freud, Nachwort zur Laienanalyse, 1926, StA Erg.Bd., 348)

Die Reihe »Psychoanalyse« stellt Anwendungen der Psychoanalyse dar, d.h. Arbeiten, die sich mit den Bildungen des Unbewußten beschäftigen, denen wir in der analytischen Kur, in kulturellen und gesellschaftlichen Erscheinungen, aber auch in den Theorien und Forschungsmethoden der Wissenschaften sowie in den Erfahrungsweisen und Darstellungsformen der Künste begegnen.

Psychoanalytische Praxis und Theoriebildung stützen sich nicht allein auf die Erfahrungen der analytischen Kur. Sobald ein Psychoanalytiker aber versucht, sein eigenes Tun zu begreifen, begibt er sich in andere Gegenstandsbereiche und befragt andere Disziplinen und Wissensgebiete und ist damit auf die Arbeiten von Wissenschaftlern und Künstlern angewiesen.

Insofern exportieren die Anwendungen der Psychoanalyse nicht lediglich nach Art einer Einbahnstraße die Erkenntnisse einer »fertigen« Psychoanalyse in andere Gebiete, Disziplinen und Bereiche, sondern sie wendet sich auch an diese und wendet diese auf sich zurück. Ohne den eingehenden Blick auf die Naturwissenschaften, Kulturwissenschaften, Sozialwissenschaften, Mythologien, Literatur und bildenden Künste konnte die Psychoanalyse weder erfunden noch von Freud und seinen Schülern ausgebaut werden. Ein Forum dafür war die 1912 gegründete Zeitschrift und Buchreihe »Imago«, die sich der Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur und die Geisteswissenschaften gewidmet hat; später nannte sie sich allgemeiner »Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie, ihre Grenzgebiete und Anwendungen«. Die dort erschienenen Arbeiten sollten andere Disziplinen befruchten, der psychoanalytischen Forschung neue Gebiete erschließen, aber auch in jenen anderen Bereichen Modelle und Darstellungsmöglichkeiten für die psychoanalytische Forschung ausfindig machen. In der Hoffnung auf ein ähnlich ge-

lagertes Interesse von der anderen Seite her, also in der Hoffnung, daß »Kulturhistoriker, Religionspsychologen, Sprachforscher usw. sich dazu verstehen werden, das ihnen zur Verfügung gestellte neue Forschungsmittel selbst zu handhaben« (Freud, Frage der Laienanalyse, StA Erg. Bd., 339), wurde um 1920 sogar eine spezielle Art von Lehranalyse« eingerichtet, denn:

»Wenn die Vertreter der verschiedenen Geisteswissenschaften die Psychoanalyse erlernen sollen, um deren Methoden und Gesichtspunkte auf ihr Material anzuwenden, so reicht es nicht aus, daß sie sich an die Ergebnisse halten, die in der analytischen Literatur niedergelegt sind. Sie werden die Analyse verstehen lernen müssen auf dem einzigen Weg, der dazu offensteht, indem sie sich selbst einer Analyse unterziehen.« (Freud, ebd.)

Für Freud war klar, daß die Erforschung des Einzelmenschen eine Frage der Sozialpsychologie ist, denn »im Seelenleben des Einzelnen kommt ganz regelmäßig der Andere als Vorbild, als Objekt, als Helfer und als Gegner in Betracht« (Freud, Massenpsychologie und Ich-Analyse, 1921, GW Bd. XIII, 73). Ihn interessierte auch, auf welche Fragen überlieferte und zeitgenössische Kulturphänomene wohl eine Antwort darstellen und wie derartige Kultursymptome sich bilden, oder welcher Illusionen Menschenwesen fähig sind, und auch, welche organisierten (neuen und alten) Bedrohungs- und Heilsphantasmen ihnen von Religion und Massenmedien aufgedrängt werden. Er befaßte sich also einerseits mit den Mechanismen und Funktionen, vermittels derer Kulturelles im Psychismus wirkt, und andererseits mit dem inneren Funktionieren kultureller Gebilde und Prozesse. (Zu letzterem gehören die Motive, die Ökonomien und die Überlieferungswege kultureller Vorgänge, die ja auch Bildungen des Unbewußten sind: kulturelle Zensur, Reaktionsbildungen, Symptombildungen, Regressionen, Sublimierungen usw.)

Zugleich erkannte er, daß »manche Äußerungen und Eigenschaften des Über-Ichs [...] leichter bei seinem Verhalten in der Kulturgemeinschaft als beim Einzelnen« zu erkennen sind. Aufgrund der zumeist unbewußten Natur der »Aggressionen des Über-Ichs« seien die zur Gewissensangst »gehörigen seelischen Vorgänge uns von der Seite der Masse vertrauter, dem Bewußtsein zugänglicher [...] als sie es beim Einzelmenschen werden können« (Freud, Das Unbehagen in der Kultur, 1930, GW Bd. XIV, 502). Einige wesentliche Elemente seiner Theorie sind für Freud vorzugsweise als »Spiegelung« in kulturellen Erscheinungen beobachtbar. So zeigten manche »der dynamischen Konflikte zwischen

Ich, Es und Über-Ich« sich viel deutlicher im Bereich der Religionen. Diese Strategie, etwas allein theoretisch Erschlossenes dort erkennbar zu machen, wo es sich wie »auf einer weiteren Bühne wiederholt« (Freud, Nachschrift 1935, GW Bd. XVI, 32), verfolgt Freud auch mit seinem Versuch, »einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker« (so der Untertitel von »Totem und Tabu«) herauszuarbeiten.

Freuds wissenschaftliches Projekt einer Erschließung des »unerkennbaren« Unbewußten – Vorgänge, Inhalte, psychische Gebiete und Strukturen – ist die Darstellung dessen, was er das »Reale« nennt. Diesem Realen, das »immer »unerkennbar« bleiben« (Freud, Abriß der Psychoanalyse, 1940, GW Bd. XVII, 126) wird, begegnet der Psychoanalytiker in erster Linie in Gestalt des Symptoms. Er kann in seiner Forschung nicht auf Versuche anderer Wissenschaften und Künste verzichten, das unerkennbare Reale zu erfassen und darzustellen.

Freud wird dabei notwendigerweise selbst zu einem psychoanalytischen Kulturforscher und zu einem wissenschaftlichen Dichter, der seine Theorie der Urhorde »unseren Mythos« und die Triebe »unsere Mythologie« nannte. Jacques Lacan hat sich u.a. von der surrealistischen Bewegung inspirieren lassen, und seine Lehre entsteht aus der Verbindung der klinischen Beobachtung, des Studiums des Freudschen Textes, der kritischen Würdigung der zeitgenössischen psychoanalytischen Literatur im Durchgang durch die Philosophie, linguistische Theorien, Ethnologie, Literatur und Mathematik (Topologie).

Der Begegnung der Psychoanalyse mit anderen Wissenschaften und Künsten eignet ein Moment der Nicht-Verfügbarkeit, des Nicht-Verfügens, ein Moment, das Verschiebungen und Veränderungen mit sich bringt. Dadurch entstehen auch in der Psychoanalyse Spielräume für neue Konfigurierungen. In diesem Sinne geht es in der Schriftenreihe um den Stoffwechsel zwischen Psychoanalyse, den Wissenschaften und den Künsten. Nicht nur die psychoanalytische Forschung, sondern auch die psychoanalytische Kur ist von Sigmund Freud als »Kulturarbeit« verstanden worden: sie wirke der »Asozialität des Neurotikers«, der »Kulturfeindschaft« der Menschen und insofern der Barbarei entgegen.

Karl-Josef Pazzini, Susanne Gottlob (Hg.)

**Einführungen in die
Psychoanalyse II**

**Setting, Traumdeutung, Sublimierung, Angst,
Lehren, Norm, Wirksamkeit**

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

© 2006 transcript Verlag, Bielefeld

Lektorat & Satz: Susanne Gottlob, Hamburg

Layout: Jeannie Moser, Torsten Meyer, Hamburg

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion, Wetzlar

ISBN 3-89942-391-7

Inhalt

Karl-Josef Pazzini Susanne Gottlob	9
Vorwort	
Karl-Josef Pazzini	15
Couch und Sessel. Entstehung und subversive Kraft des psychoanalytischen Settings	
Marianne Schuller	35
Sigmund Freuds Schrift »Die Traumdeutung«. Eine fortgesetzte Lektüre	
Karin Dahlke	49
Über Sublimierung. Eine Phantasie Leonardo da Vincis – eine Konstruktion Sigmund Freuds	
Bernd Arlt-Niedecken	81
Angst	
Hinrich Lüthmann	97
Schule der Übertragung	
André Michels	119
Psychoanalyse und normatives Denken	
Harald Greil	139
Was wirkt?	
Autorinnen und Autoren	165

Vorwort

Das ist nun die zweite Folge der Vorlesungen »Einführungen in die Psychoanalyse«. Anlässlich der Publikation der ersten Folge knüpften wir an Sigmund Freud an. Wir erinnerten noch einmal an den Beginn seiner ersten Vorlesung:

»Ich weiß nicht«, sagt Sigmund Freud zu Beginn seiner ersten Vorlesung in einem Hörsaal der Wiener psychiatrischen Klinik im Wintersemester 1915/1916, »wieviel die einzelnen von Ihnen aus ihrer Lektüre oder vom Hörensagen über die Psychoanalyse wissen. Ich bin aber durch den Wortlaut meiner Ankündigung – Elementare Einführung in die Psychoanalyse – verpflichtet, Sie so zu behandeln, als wüßten Sie nichts und bedürfen einer ersten Unterweisung.«¹ Vor einem gemischten Auditorium aus Hörern aller Fakultäten weiß Freud nicht, was die Zuhörer wissen und diese wissen nicht, was ihnen zu Ohren kommen wird, sie ahnen vielleicht unbewußt etwas. Für Freud entsteht daraus eine Verpflichtung, die einzelnen Zuhörenden so zu behandeln, als wüßten sie nichts, einen Stil der Rede an den anderen zu finden, der einem, und genau genommen einem vielseitigen, »ich weiß nicht« statt gibt. Es geht dabei um ein Nicht-Wissen, das nicht das Umfeld der Dummheit oder Klugheit anspielt, sondern einen Zwischenraum an Unwissenheiten darüber annimmt, was sich durch Lektüre und Hörensagen an Bezügen zum psychoanalytischen Verfahren bereits eingeschrieben hat.

Die rhetorische Geschicklichkeit der Freudschen Rede unternimmt so gelesen mit den anfänglichen Worten bereits eine erste Unterweisung in der Psychoanalyse: Zwischen dem, der spricht und dem, der hört, wirkt

ein prinzipieller, uneinholbarer Hiatus von Nicht-Wissen, der als Voraussetzung für den Impuls zu sprechen und zu hören in der Kur und zu lehren in der Universität lesbar ist. Gibt es hier wie da einen Austausch von Worten, so bleibt ein grundlegender Unterschied zwischen der Institution Universität und der Kur. Erstere lebt von einem mehr oder minder öffentlichen, diskursiven Austausch, letztere verträgt keinen Dritten. Der intime Sprachort zwischen Analytiker und Analysant »läßt sich nicht demonstrieren.«² Anders als ein medizinisch-psychiatrisches Deskriptionsverfahren mit einer Nosologie, so Freud etwas später in dieser Vorlesung, entzieht sich das psychoanalytische Verfahren einer *Evidentia* übers Auge und der Logik des Beweisens. Nicht das visuelle Abbilden, nicht das Lernen an Patienten wird die Technik der Vermittlung sein, das Hören auf das Wort, dem »Zauber des Wortes«³ nachzulauschen, bleibt das grundlegende psychoanalytische Verfahren. Es bahnt den Weg zum Unbewußten, es läßt, im Hören des Wortes, und zwar auf der Schwelle vom Sprechen zur »Sprache unserer Wahrnehmungen«⁴, Unbewußtes, Geschichtlichkeit auftauchen.

Wir haben uns zu einer Fortsetzung der Vorlesungen entschieden, gerade weil es Unvereinbarkeiten zwischen einem normativ-ideologischen Ausbildungs- und Wissensanspruch der Universität gibt, der fortschreitend auf Entmündigung und Formalisierung der Studierenden sowie der Lehrenden zustrebt, und einem Diskurs der Psychoanalyse, der notwendigerweise seinerseits als Name für *diverse* Praktiken steht. Denn die Produktivität der Psychoanalyse lebt von der Spannung zwischen unterschiedlichen Diskursen, ihren Dissonanzen. Das haben wir versucht zu vergegenwärtigen, indem wir Analytiker und Lehrende eingeladen haben, zu uns zu sprechen: von der Angst, der Traumdeutung, der Sublimierung, vom psychoanalytischen Setting, dem Lehren und der Übertragung, von dem Verhältnis zwischen Psychoanalyse und normativem Denken, von dem, was in einer analytischen Kur wirkt. Daß andere wichtige Themen wie u.a. Trauer, Widerstand, Schrift, Schuld, Arbeit, Erinnerung, Suggestion, Haß, Psychose gewiß in einzelnen Vorträgen gestreift werden, nicht aber eigens ihre Zeit einer genaueren Explikation erhalten haben, markiert nachträglich, daß auch eine Fortsetzung immer schon unabgeschlossen und lückenhaft sein wird – was nicht notwendigerweise zum Schaden geraten muß.

Die Lücken, die Erinnerungslücken begleiten Freuds Studium der hysterischen Phänomene so ziemlich von Anfang an. Ein entscheidendes Moment des theoretischen Wertes des Freudschen Werkes liegt in der

Anerkennung der Macht des Wortes – als gesprochenes, zugetragenes, gehörtes sowie vergessenes, verschwiegenes und auch nachträglich aufgeschriebenes. Dem Wort Gewicht zu verleihen, dem Wortlaut zu vertrauen und nachzugeben, davon erzählt eine kleine Geschichte Freuds. In den *Studien über Hysterie* schreibt er von einer Szene im Rahmen der Behandlung einer Dame, die an Zwangsvorstellungen und Phobien litt. Freud praktizierte nicht mehr die Hypnose, er arbeitete allerdings noch mit der Drucktechnik, indem er einen leichten Druck mit seinen Händen auf die Stirn der liegenden Patienten ausübte:

»Als ich diese Dame fragte, ob sie unter dem Drucke meiner Hand etwas gesehen oder eine Erinnerung bekommen habe, antwortete sie: ›Keines von beiden, aber mir ist plötzlich ein Wort eingefallen.‹ – ›Ein einziges Wort?‹ – ›Ja, aber es klingt zu dumm.‹ – ›Sagen Sie es immerhin.‹ – ›Hausmeister.‹ – ›Weiter nichts?‹ – ›Nein.‹ – Ich drückte zum zweiten Male, und nun kam wieder ein vereinzelttes Wort, das ihr durch den Sinn schoß: ›Hemd.‹ Ich merkte nun, daß hier eine neuartige Weise, Antwort zu geben, vorliege, und beförderte durch wiederholten Druck eine anscheinend sinnlose Reihe von Worten heraus: ›Hausmeister – Hemd – Bett – Stadt – Leiterwagen.‹ ›Was soll das heißen?, fragte ich. Sie sann einen Moment nach, dann fiel ihr ein: ›Das kann nur die eine Geschichte sein, die mir jetzt in den Sinn kommt. [...]«⁵

Als würde die Erinnerung (wie die Träume) immer schon näher am Bilde denn am Worte liegen, fragt Freud ganz gemäß seiner Erfahrung die Dame danach, ob sie etwas sehen oder erinnern würde; woraufhin die Dame paßt, keines von beiden – aber ihr sei plötzlich ein Wort eingefallen. Nun gibt es keinen Einfall, der einfach so vom Himmel fällt; daß etwas einzutreffen vermag, bedarf einer unbewußten Öffnung zum anderen hin, schlicht formuliert. Die Dame gibt Freud, dem Arzt, vereinzeltte Worte und ihm, der so sehr mit dem Rätsel der Hysterikerinnen und anderen neurotischen Leiden zu tun hat, eröffnet sich etwas: »eine neuartige Weise, Antwort zu geben« – dafür war Freud empfänglich, etwas Befremdliches zu bemerken. Fünf Jahre später, in der *Traumdeutung*, versucht Freud, den Wert des Wortes, also statt des Bilderwertes die Zeichenbeziehung zwischen den Worten zu würdigen und zu theoretisieren. »Man darf sich über die Rolle, welche dem Worte bei der Traumbildung zufällt, nicht wundern. Das Wort als der Knotenpunkt mehrfacher Vorstellungen, ist sozusagen eine prädestinierte Vieldeutigkeit, und die Neurosen (Zwangsvorstellungen, Phobien) benützen die Vorteile, die das Wort so zur Verdichtung und Verkleidung bietet, nicht minder ungescheut wie der Traum.«⁶

In diesem Sinne verweist das Wort auf die Finte bzw. Fiktivität, mit denen das Faktum und auch eine wissenschaftliche Tatsache immer schon zu tun haben. Uns scheint, daß sich in dem kurzen Zeitraum zwischen dem Erscheinen des ersten und zweiten Bandes die Differenz zwischen dem Diskurs der Psychoanalyse und dem der Universität noch verschärft hat. Fraktionen innerhalb der Psychoanalyse (die sich z.B. der Neurowissenschaften bedienen) meinen, sich dem eingeschränkten Verständnis von Empirie, verkürzt auf prinzipiell sichtbar gemachte Daten, nicht mehr entziehen zu können. Sie wollen endlich und wieder einmal anerkannt werden. Sie setzen auf sogenannte harte Fakten. Wie im Wissenschaftsverständnis an den Universitäten sehnen sie sich nach der Beruhigung, die sich in vermeintlich übertragungsfreien Zonen einstellt. Sie theoretisieren ihre Erfahrung, als gäbe es keine Übertragung, als erfordere dies nicht, andere Darstellungsformen zu erfinden. Verloren gehen dabei all die Ärgernisse, Irritationen, produktiven Momente der Übertragung, eben die Derivate der Liebe, der Beliebigkeit⁷ – als der Besetzung von etwas, das sich durch eine nur mit großer Anstrengung formulierbaren Bindung in der Liebe zur Wahrheit ergibt –, sie sollen nicht mehr provokativ an die wissenschaftlichen Verfahren herangeführt werden. Wir haben versucht, das Besondere der Psychoanalyse deutlich zu machen.

Jede Vorlesung ging auch dieses Mal von ein paar Textstellen bei Freud und Lacan aus, die den Hörern zugänglich gemacht wurden. Die Vorlesung war als Lektüre, Auslegung, Übersetzung und Performanz gedacht vom Ort der jeweiligen Praxis der Psychoanalyse her. In diesem Buch sind die Vorlesungen in der Reihenfolge, in der sie als Ringvorlesung unter dem Titel »Einführungen in die Psychoanalyse II« an der Universität Hamburg im Wintersemester 2005 gehalten wurden, transkribiert.

Die Vorlesungsreihe wurde gemeinsam konzipiert im Rahmen der Assoziation für die Freudsche Psychoanalyse (AFP), dem Lehrhaus der Psychoanalyse (Hamburg) und der Le[r]- und Forschungsstelle: Kunst, Pädagogik, Psychoanalyse (Fakultät für Erziehungswissenschaft, Psychologie und Bewegungswissenschaft, Universität Hamburg). Wir danken dem Lehrhaus der Psychoanalyse, der AFP und der Universität Hamburg auch für finanzielle Unterstützung bei der Durchführung und Publikation der Vorlesungen. Des weiteren möchten wir Harald Freese, Christoph Bardtke, Klara Klippstein und Renate Pukies danken.

Karl-Josef Pazzini und Susanne Gottlob

Anmerkungen

- 1 Gehalten im Wintersemester 1915/16 an der Universität Wien, veröffentlicht in drei Teilen von 1916 bis 1917. Vgl. Sigmund Freud: »Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse«, in: ders., *Gesammelte Werke*, I-XVIII Bde. und Nachtragsband, London 1940, Frankfurt am Main ²1999, hier Bd. XI, 7.
- 2 Ebd. 10.
- 3 Ebd.
- 4 Jutta Prasse: *Sprache und Fremdsprache. Psychoanalytische Aufsätze*, herausgegeben von Claus-Dieter Rath, Bielefeld 2004, bes. 106f.
- 5 Sigmund Freud: »Zur Psychotherapie der Hysterie. [Aus: Studien über Hysterie]«, in: ders., *Studienausgabe* [StA] I-X Bde. und Ergänzungsband, Frankfurt am Main 1982, hier Ergänzungsband 69.
- 6 Freud, »Die Traumdeutung«, GW II/III, 346.
- 7 Um auf ein fast vergessenes Wort zu referieren vgl. Grimmsches Wörterbuch: »BELIEBIG [Lfg. 1,7], gratus, commodus, voluntarius, gefällig: *beschenkt zu werden ist beliebig und nützlich*. VON BUTSCHKY Patm. 434; *den bienen ihre neue herberge angenehm und beliebig machen*. [...]«. Jakob und Wilhelm Grimm: *Wörterbuch der deutschen Sprache*, I-XVI Bde., Leipzig 1862 und spätere Auflagen, hier Bd. I, Sp. 1449, 21.

Couch und Sessel.

Entstehung und subversive Kraft des psychoanalytischen Settings

Das Setting ist immer wieder Ausgangspunkt für Scherze, Witze, Entstellungen, Spekulationen, Verdächtigungen, Comics. Allein das zeigt, daß es irritiert. Sigmund Freud entwickelte schrittweise aus seiner Arbeit mit Patienten heraus in Wechselwirkung mit theoretischen Überlegungen ein neues Setting. Seine Arbeit basiert auch auf neurophysiologischer Forschung, also auf einem naturwissenschaftlichen Paradigma. Dieses ist wie ein Faden bis zu den letzten Schriften durch seine Texte gewebt.¹ Hierüber legt sich aber kritisch – in Interferenz, in Absetzung und im Rückgriff auf ältere Traditionen, vor allem durch hysterische Patientinnen ›erfunden‹ und von Freud ›entdeckt‹ oder wiederentdeckt – ein Arbeiten in, mit und an der Sprache, hörend und sprechend. Strukturelemente der naturwissenschaftlichen Forschung wie Laboratorium, Experiment und Überprüfbarkeit bleiben in Freuds Denken zwar erhalten, werden aber transformiert. Der neue Schauplatz ist das psychoanalytische Setting. Das hat weitreichende Konsequenzen für die Einrichtung der Psychoanalyse in der Gesellschaft als Technik, im Verhältnis zur Wissenschaft, für die Ausbildung und für ihre eigene Organisationsform. Nur um es vorweg anzudeuten: Im Setting wird das Gleichgewichtsgefühl suspendiert, damit auch illusionäre Standpunkte, die Selbständigkeiten. Analysanten finden sich wieder in der Lage eines Schläfers, eines Kindes, eines Kranken, vielleicht eines Toten. Ruhebett und Sexualität haben auch miteinander zu tun. In dieser Regel wird angedeu-

tet, daß es sich hier um eine Fiktion handelt, was einschneidende Folgen hat.²

Das Setting geht aus einer Mischung von Bequemlichkeit, bewußter und unbewußter Fortführung von Traditionen, von Verfahrensweisen, die der Psychoanalyse vorausgingen und diese weiter begleiten, von theoretischer Arbeit und von Metapsychologie hervor. Es entwirft ein Laboratorium, das als ein zentrales Element, auch für die institutionelle Organisation der Psychoanalyse, zu reflektieren notwendig ist.



Abb. 1: Mit den Mitteln der mathematisch korrekten Zeichenmethode war es nicht gelungen, die Frage zu beantworten: Was will das Weib? Albrecht Dürer: Ein Mann zeichnet eine liegende Frau. *Underweysung der messung mit dem zirckel un richtscheyt in Linien ebenen und gantzen corporen*, durch Albrecht Dürer zusammen gezogen und zu nutz allen kunstliebhabenden mit zugehörigen figuren in truck gebracht im jar MDXXV (Erstausgabe 1525, rev. Ausgabe 1538), in: Max Steck: *Dürers Gestaltlehre der Mathematik und der Bildenden Künste*. Tafel III. Halle (Saale) 1948.

Anmerkungen zu Psychoanalyse und Wissenschaft

Der Universität als Institution ist ein Setting wie das psychoanalytische fremd. Es kommt auch in dieser Institution tatsächlich nicht vor. Nicht nur das. Die Standards wissenschaftlicher Forschung gleiten an ihm ab. Setzt man sie zur Untersuchung des Settings ein, dann wird zerstört, was untersucht werden soll. Das passiert manchmal auch bei anderen Objekten wissenschaftlicher Forschung.

Freud, wie auch Jacques Lacan, haben zweifellos gesehen, daß Psychoanalyse nicht im konventionellen Sinn Wissenschaft ist, dennoch wäre es fatal, den Anspruch an Wissenschaftlichkeit aufzugeben, im Sinne eines Ansprechens der Wissenschaft, einer Wendung an Wissenschaft im Dienste der Aufrechterhaltung eines Begehrens in der Suche nach der Wahrheit, die man nicht haben kann und wenn, dann nur unrein.

Nun sind aber auch Psychoanalytiker vor den Herausforderungen des Settings ausgewichen, nicht wenige. Die einen untersuchen das, was im Setting geschieht, quasi wissenschaftlich, schreiben während der Sitzung mit, machen Audio- oder Videoaufzeichnungen, filmen und transkribieren auf Teufel komm raus, andere halten es einfach für eine Zumutung im Verhältnis zu normalen Umgangsformen menschlichen Miteinanders im Gespräch.

So ist es auch. Es soll zu Mut führen. Mut braucht man nur, wenn es Angst gibt, und Freud zufolge ist die Angst das Geld der Psyche, ihre interne Währung, »die allgemein gangbare Münze, gegen welche alle Affektregungen eingetauscht werden oder werden können.«³ D.h. unter Angst können neue Verbindungen geschaffen werden. Das ist die strukturierende Chance der Angst. Sie wird nur gewahrt, wenn nicht vom Analytiker oder Therapeuten sofort eine neue Bindung angeboten wird, ein neues Bild. Angst ist Voraussetzung für neue Verknüpfungen und Besetzungen, für Veränderungen. Das Setting versucht Mut zu machen, auch indem es Ängste sich artikulieren läßt, nicht zuletzt oder vielleicht sogar zuerst beim Analytiker. (Deshalb gibt es so zwanghafte Ausbildungsinstitutionen).

Neben der Angst ist das zweite große wissenschaftsfremde Thema die Trauerarbeit – infolge symbolischer Kastration⁴ –, wissenschaftsfremd nicht so sehr als Objekt der Untersuchung, sondern als Produktionsstätte von Forschung und Lehre selber. Es gibt viele Themen, Notlagen, Symptome, Freuden, entscheidende Züge menschlichen Lebens, die aufgrund notwendig konventionalisierter Methoden der Wissenschaft nur am Rande universitärer Forschung eine Rolle spielen. Dies erfährt man nicht nur aus der Perspektive der Psychoanalyse, sondern ebenso aus den Künsten.

Nachträglich läßt sich allerdings auch feststellen: Konsequentes wissenschaftliches Forschen hat so etwas wie das psychoanalytische Setting produziert. Die von René Descartes entwickelte Methode, der unser wissenschaftliches Arbeiten soviel verdankt, treibt unersättliche Neugier und Forschen hervor, die sich im selben methodisch abgesicherten System nicht einfangen lassen. Unersättliche Neugier wird im Verhältnis zu der von Descartes ausgearbeiteten Methode zur Krankheit. Die Präsentation seiner Methode nennt er ein Gemälde⁵, er erzähle »gleichsam eine Geschichte«, »gleichsam eine Fabel«⁶, er wolle sich von den Theorien abwenden, wolle die unmittelbaren Effekte der Gedanken in den

alltäglichen Angelegenheiten kennenlernen.⁷ Hier treibt etwas über die »Methode« hinaus ins Existentielle, wie schon im viel zitierten Satz – »Cogito, ergo sum« – das Denken unmittelbar mit einer existentiellen Aussage vermischt wird. Der Gründungsmythos der modernen Wissenschaft kommt in Gestalt einer Fiktion, einer Art Autobiographie an die Öffentlichkeit. In diesem Darstellungsprozeß liegt noch eine Ahnung der Unabschließbarkeit. Sie wird als die »Krankheit der Neugier« bezeichnet. Eine andere Formulierung für das Begehren.

Kürzt man dieses Begehren auf Wunscherfüllung, läßt dies den paranoischen und wahnhaften Zug dauernder Kontrolle, des Verdachts der Täuschung und der Sehnsucht nach Erfüllung neuzeitlicher Wissenschaft entstehen. Freud hat mit der allmählichen Erfindung der Psychoanalyse nach Ansätzen gesucht, das Projekt der Aufklärung mit seinem inhärenten Bezug zur drohenden Verrücktheit weiter zu treiben.

Freuds Forschungen⁸

Freud trifft als naturwissenschaftlich ausgerichteter Mediziner gegen Ende des 19. Jahrhunderts unbehandelbare und unbegriffene Leiden an. Es tauchten Symptome auf, die etwas anzeigten, für das kein physiologisches Korrelat gefunden werden konnte, das in keiner Weise nach bisher geltenden wissenschaftlichen Methoden beobachtbar war oder hätte sichtbar gemacht werden können. Diese Symptome machen auf die Konstruktionen der Naturwissenschaft als höchst fragile aufmerksam.⁹ Freud bleibt Naturwissenschaftler, aber einer, der die Konstruktionen als fiktive wahrnimmt, für wahr nimmt. Jacques Derrida schreibt:

»Die Psychoanalyse dagegen bricht mit der Psychologie, indem sie mit der Unvernunft spricht, welche im Wahnsinn spricht, indem sie also durch diesen Wortwechsel nicht zum klassischen Zeitalter selbst zurückkehrt, das im Unterschied zur Psychologie eben den Wahnsinn als Unvernunft bestimmt hatte [...].«¹⁰

Dieser riskante Versuch läßt Freud nach anderen Forschungsmethoden und Darstellungsweisen der Ergebnisse suchen. Das verändert nicht nur die Niederlegung von Forschungsergebnissen in schriftlicher Form, sondern auch den Rahmen, das »Laboratorium« zur Gewinnung von Erkenntnissen; es ändert sich die Einrichtung von Freuds Arbeit im Sozialen, im Handeln.

Vorgeschichte des Settings

Freud traf auf seiner Suche nach (Be-)Handlungskonzepten in der Sâlpêtrière auf Jean Martin Charcot, der dabei war, in Anlehnung an die (natur-)wissenschaftlichen Erfordernisse der Überprüfbarkeit und der Sammlung von Daten, konsequent, aber ihm selber wohl unbemerkt, Artefakte zu produzieren. Charcot suchte das Fiktive seiner Vorgehensweise (sich) zu verbergen.¹¹ Eng miteinander verschlungen waren bei Charcot die Produktion von Wissen als Aufführung, die Klassifikation dieses Wissens, eine daraus abgeleitete Diagnostik und die Versuche der Heilung. Freud schreibt über seinen dortigen Aufenthalt:

»Der Schüler aber, der mit ihm einen stundenlangen Gang durch die Krankenzimmer der Sâlpêtrière, dieses Museums von klinischen Fakten, gemacht hatte, deren Namen und Besonderheit größtenteils von ihm selbst herrührten, wurde an Cuvier erinnert, dessen Statue vor dem Jardin des plantes den großen Kenner und Beschreiber der Tierwelt, umgeben von der Fülle tierischer Gestalten, zeigt, oder er mußte an den Mythos von Adam denken, der jenen von Charcot gepriesenen intellektuellen Genuß im höchsten Ausmaß erlebt haben mochte, als ihm Gott die Lebewesen des Paradieses zur Sonderung und Benennung vorführte.«¹²

In diesem Zitat sind unterschiedliche Momente der Ausgangssituation für die Erfindung des psychoanalytischen Settings verdichtet. Freud deutet an, daß es Charcot gelungen sei, Fakten zu schaffen, etwas der Beobachtung zugänglich zu machen. Freud konstatiert zudem eine Sammlung (von Kranken in der Klinik). Diese Fakten wurden benannt (Repräsentation). Charcot fand die Fakten, die Daten nicht vor, sondern er produzierte sie. Das konfrontiert Freud mit dem ungewissen Rand des Experiments; daher und von seiner Zeit bei Brücke behält Freud die Rede vom »Laboratorium« für seine »Versuchsanordnung« des Settings bei.

Freud stellt eine Nachbarschaft zu den Kranken und Krankenzimmern der Sâlpêtrière fest: Cuvier, Jardin des plantes, Tierwelt, tierische Gestalten. Seine Erinnerung führt eine scheinbar klarere Ausgangssituation vor: Aus der Distanz des Überlegenen heraus werden die Angehörigen einer anderen Art klassifiziert. Freud bemerkt, hier nur in der Form einer Erinnerung an die heroischen Zeiten einer Naturwissenschaft, daß ihm ein sicheres Abgrenzungskriterium, eine Norm, gegenüber den »Kranken« fehlt.

Freud fällt ein Bezug zur Thora und zur mythischen Menschheitsgeschichte ein: *Adam*. Dieser Einfall fällt aus der Reihe der anderen her-

aus, stellt einen Bezug zur Sprache, zu den Wirkungen des Sprechens auch auf den, der spricht, heraus: Danach war es bald aus mit dem Paradies. Nachdem die Menschen einmal gesprochen hatten, wollten sie zwischen gut und böse unterscheiden.

Freud selber bezeichnet sich als Schüler. Charcots Sâlpêtrière ist also eine Lehranstalt. Die Kranken, *Fakten*, um die es ging, waren die Hysterischen, deren Herausforderung auch Freud annahm.

Damit sind einerseits wichtige Institutionen und Verfahrensweisen genannt, die vor der Psychoanalyse das neuzeitliche Verhältnis zur Realität geprägt hatten, damals aber als richtungweisend in Zweifel gezogen werden konnten: Benennung, Sammlung, Fakten, Sichtbarkeit, Klassifikation, Lehranstalt, Konstruktion der Genese, der Geschichte, der Religion. Die Rettung der alten Verfahrensweisen, die Charcot in den Augen Freuds betrieb, kulminierte – wie Freud später erkannte – in einem Irrweg: der Verwendung der Hypnose. Diese konnte nicht mehr die Unterscheidung von Beobachtung und gleichzeitiger Produktion des Beobachteten, erst recht nicht die Reflexion des Hervorgebrachten durch den Patienten, leisten.¹³

Entwicklung des Settings

In Kooperation mit Josef Breuer entwickelte Freud schrittweise aus einer Praxis der Hypnose heraus und in Wechselwirkung mit theoretischen Überlegungen ein neues Setting. Darin grenzte er sich immer mehr vom stärker physiologisch orientierten Breuer ab. Dennoch bleiben Strukturelemente der naturwissenschaftlichen Forschung erhalten: Laboratorium, Experiment, Überprüfbarkeit. Elemente des Arbeitens, die diesen Kriterien nicht entsprachen, wurden immer wieder als Um- oder Ausweg betrachtet, bis dereinst physiologische Forschung soweit sei. Josef Breuer, eine halbe Forschergeneration¹⁴ älter als Freud, ebenso wie Freud ausgebildet am physiologischen Forschungsinstitut Brückes, hatte, davon zeugt die gemeinsam verfaßte Einleitung zu den »Studien über Hysterie«, größere Schwierigkeiten als Freud, das naturwissenschaftliche Paradigma als begrenzt zu akzeptieren.¹⁵ Breuer erfaßte nicht die Bedeutung des Sprechens und des Hörens. Das läßt sich vielleicht bildlich auch so formulieren: Breuer hatte sich zwar mit dem Ohr beschäftigt, doch nicht mit dem Hören. Er hatte entdeckt, »daß das Gleichgewichts-

gefühl unseres Körpers durch die zähflüssige Bewegung der Endolymph im inneren Ohr geregelt wird.«¹⁶

In dem mit der Zeit entwickelten genuin psychoanalytischen Setting wird dieses Gleichgewichtsgefühl in seiner Aktivität suspendiert. Manche können sich nur mit Schwierigkeiten oder überhaupt nicht auf diese Lage einlassen, weil sie keine der gewohnten Aktivität ist, manche ergrift der Schwindel – beim Aufstehen. Analysanten spüren sich in der Lage eines Kranken, vielleicht eines Toten auf der kline (κλίνη).¹⁷ Sie liegen wie aufgebahrt, es besteht kein strikter Anlaß dafür, daß man liegen müßte, man könnte auch sitzen. Schon mit dieser Verfahrensweise wird angedeutet, daß es sich hier um eine Fiktion handelt, um ein *als ob*, dennoch mit Folgen. Das Liegen trägt zur Entspannung bei, jedenfalls könnte es das. Zur Tür hinaus, durch die sie eingetreten sind, könnten die Analysanten liegend nur getragen werden. Moderne Psychoanalytiker versuchen ihren Analysanten solche unangenehme Sensationen zu ersparen. Sie werden nicht ›ausgelegt‹, sondern dürfen sitzen, sie besitzen einen Platz, jedenfalls behalten sie sich im Blick. Solche Analytiker stärken die Versicherung, daß ›wir beide‹ doch hier noch leben und im lebendigen Gespräch sind – von Angesicht zu Angesicht. Die Analyse beginnt unter diesen Vorzeichen mit dem Ende. – Paulus hatte im Brief an die Korinther geschrieben, daß das erst im Himmel der Fall sein werde, erst dann würden wir von Angesicht zu Angesicht sehen, davor wie durch einen Spiegel.¹⁸ – Auch hier gilt es zu bedenken, daß dies nicht konkretistisch aufgefaßt werden darf, auch sitzend kann man liegen. Das psychoanalytische Setting arbeitet nur im übertragenen Sinne von Angesicht zu Angesicht. Es soll die Möglichkeit gegeben werden, sich nicht zu verwechseln, das heißt, daß der Wechselprozeß selber, der Stoffwechselprozeß der Seele, die Übertragung, als Relation bemerkt werden kann. Dann kann deutlich werden, daß eine feste Unterscheidung von Subjekt und Objekt eine Illusion ist. Durch das Wechselspiel zwischen Phantasien, situativen Einbettungen, Symbolisierungen, affektiven Spannungen verschiebt sich die Grenze ständig, im Extremfall der Psychose können sie sogar als verschwunden erlebt werden. Unterscheidet man also zwischen Übertragung und Gegenübertragung, so betrachtet man den Verwechslungs- und Austauschprozeß mit dem Akzent auf dem Imaginären. Das kann methodisch nur als Durchgangsstadium sinnvoll sein. Die Sichtbarkeit dient in der Theorie Freuds und wohl auch in dessen Praxis, wie Georges Didi-Huberman schreibt, als ein »fragiler

Überrest«.¹⁹ Die Analysanten geben ein Bild ab, lassen sich²⁰ fallen, nehmen einen Platz ein, der im Verhältnis zur alltäglichen Gesprächssituation asymmetrisch ist, es gibt zwei deutlich unterschiedene Plätze – nicht substantiell, sondern sie müssen immer wieder eingenommen werden. Dabei verändert sich dementsprechend auch die Position dessen, der den Platz des Analytikers einnimmt. Der Analytiker wird zum Besitzer, entbehrt des durch den Blick formgebenden Gegenübers, er kann sich²¹ auch lassen. Das gilt umgekehrt auch für den Analysanten. Beiden entzieht sich damit die visuell überprüfbare Wirkung ihrer Worte – und des dann erst möglichen Schweigens – auf dem Gesicht und in der Körperhaltung des anderen, weitgehend. Die Einbildungen aus vorangegangener Erfahrung bleiben zunächst. Im von Freud entwickelten und ihm allmählich zugefallenen Setting – aus der Geschichte der Hypnose und der medizinischen Klinik – wird so eine Aufmerksamkeit für das Hören in Szene gesetzt. Damit wird die Aufmerksamkeit übers Hören und Sprechen auf die Produktion der Einbildungen, der Phantasmen gelenkt, die es zu durchkreuzen gilt. Jegliches Phantasma ist eine Antwort auf die Frage des Anderen »Was willst Du mir? Was willst Du, daß ich für Dich bin?«. Das Setting ist demnach auch als Anleitung und Ermunterung zu sehen, ja fast als Zwang, die genannte Frage neu zu stellen.

Im psychoanalytischen Setting entsteht eine Situation wie in großer körperlicher Nähe. Der Andere ist nicht mehr zu sehen, aber dennoch da, sogar in der Nähe; er ist hörbar, aber nicht in gewöhnlicher Gesprächsansicht sichtbar. Es besteht die Chance, den Anderen als Anderen belassen zu müssen, wenn die Übertragung umgearbeitet werden kann. Es fehlt das Fühlen einer körperlichen Nähe, die Berührung. Es ist nur die Ahnung davon da. Das Sehen als phantasmatische Ersetzung der Berührung fehlt. Das kann in Gang bringen. Sprechendes und imaginierendes Ich haben so Gelegenheit, bemerkbar auseinander zu treten. Damit wandert Fremdheit ein, in beide, den Analytiker und den Analysanten. Das heißt auch, daß bisher geschlossene Systeme attackiert werden, z.B. fast alle Regeln einer alltäglichen Kommunikation und Interaktion. Stattdessen wird ein anderes System geschaffen, in dem sich die beiden Individuen wechselseitig bedingen, es idealerweise aber nicht zu einem Abschluß oder Anschluß kommt (keine Bedürfnis- und Anspruchsbefriedigung), sondern sich eine interaktive Leerstelle auftut (Freisetzen des Begehrens), eine künstliche Asozialität, die dazu hinführen kann, Gesellungsprozesse zu begreifen, eben die Assoziation, die als freie As-

soziation auch ein politischer Begriff war.²² Niemand ist das, was er momentan ist, zur Gänze, er ist immer an einem symbolischen Platz, der ihm die Totalität verweigert. Dies zu begreifen, ist Voraussetzung für ein Leben in einer demokratischen Gesellschaft. Beide, Analysant und Analytiker, werden mit ihren notwendigen Fiktionen konfrontiert, und so auch damit, daß sie anders sein könnten. Fiktionen sind notwendig für Bildung.

Die Befolgung der psychoanalytischen Grundregel schafft wegen ihrer Künstlichkeit und ihren Zwängen einen Widerstand gegen die Einbildung, die sich schon auszukennen glaubt, was deren Hauptfunktion und alltäglich notwendig ist. Freud formuliert die Regel so:

»Noch eines, ehe Sie beginnen. Ihre Erzählung soll sich doch in einem Punkte von einer gewöhnlichen Konversation unterscheiden. Während Sie sonst mit Recht versuchen, in Ihrer Darstellung den Faden des Zusammenhanges festzuhalten, und alle störenden Einfälle und Nebengedanken abweisen, um nicht, wie man sagt, aus dem Hundertsten ins Tausendste zu kommen, sollen Sie hier anders vorgehen. Sie werden beobachten, daß Ihnen während Ihrer Erzählung verschiedene Gedanken kommen, welche Sie mit gewissen kritischen Einwänden zurückweisen möchten. Sie werden versucht sein, sich zu sagen: dies oder jenes gehört nicht hieher, oder es ist ganz unwichtig, oder es ist unsinnig, man braucht es darum nicht zu sagen. Geben Sie dieser Kritik niemals nach und sagen Sie es trotzdem, ja gerade darum, weil Sie eine Abneigung dagegen verspüren. Den Grund für diese Vorschrift – eigentlich die einzige, die Sie befolgen sollen – werden Sie später erfahren und einsehen lernen: Sagen Sie also alles, was Ihnen durch den Sinn geht. Benehmen Sie sich so, wie zum Beispiel ein Reisender, der am Fensterplatze des Eisenbahnwagens sitzt und dem im Inneren Unterbrachten beschreibt, wie sich vor seinen Blicken die Aussicht verändert. Endlich vergessen Sie nie daran, daß sie volle Aufrichtigkeit versprochen haben, und sehen Sie nie über etwas hinweg, weil Ihnen dessen Mitteilung aus irgendeinem Grunde unangenehm ist.«²³

Die Grundregel schafft einen Widerstand, an dem über Entbildung der Einbildungen Bildung statthaben kann, eine Übertragung, an der gearbeitet werden kann. Einsatzmomente dafür, dem Unbewußten auf die Spur zu kommen, sind da der Traum und seine Erzählung mit den Charakteristika der Verdichtung, Verschiebung und der Rücksicht auf Darstellbarkeit sowie Fehlleistungen, Wiederholungen. Freud schafft mit dem Setting Raum und Zeit für Experimente. Fast jedem Beteiligten wird dabei deutlich – auch heute noch –, daß dies nicht ›natürlich‹ ist,

man sich nicht auskennt. Freud – so hat es insbesondere Lacan erst viel später herausgearbeitet – konstruiert einen Platz für den Analytiker (als u. a. den eines Forschers), auf dem ein Individuum sitzt, das dadurch, daß es in das Setting eingespannt ist, zum Subjekt wird, dem Wissen unterstellt wird. Die Suche nach dem Unbekannten, nach dem, was fehlt, was zuviel ist, nach dem Grund für ein Leiden, setzt den Psychoanalytiker in die Position des Wissenden. Der Analytiker darf sich aber mit dieser Zuweisung nicht identifizieren, nur die Unterstellung läßt Wissen entstehen, nicht die Einbildung, tatsächlich zu wissen. Natürlich ist Wissen vorhanden, beim Analytiker wie bei den Analysanten, beim Analytiker wahrscheinlich mehr an disziplinärem Wissen über den psychoanalytischen Prozeß als beim Analysanten. Aber beide werden damit konfrontiert, daß dieses Wissen zunächst einmal abwesend ist und nur in einem Spiel, in einem Fort-Da-Spiel²⁴ wieder aktiviert und in Erfahrung gebracht werden kann, indem es in die singuläre Situation Einlaß findet. Es wird dabei ein anderes, ein situatives, soeben entdecktes. An das psychoanalytische Wissen wird von der Kur her die Anforderung gestellt, daß es nicht abgeschlossen und verallgemeinert sein kann, keine Gewißheit, also kein Wissen im Perfekt erzeugen darf und auch nicht kann. Es darf nicht zur Subsumtion verleiten, sonst wird das Einzigartige der jeweiligen Begegnung verpaßt. Beide beteiligten Individuen werden zu Forschern. Der Analytiker sitzt zwar dort als Experte, insofern er sich mit Psychoanalyse auseinandergesetzt hat, selber in der Regel in der Position des Analysanten war, aber gerade aus dieser Erfahrung und nur durch diese ist er gewarnt, etwas Bestimmtes zu wissen, etwas mittels dessen er bestimmen und repräsentieren könnte, worum es geht. Weder er noch der Analysant sind selbständig. Damit verändert sich die Rede im Setting. Sie wird theatralisch, ein gemeinsames, lebendiges Artefakt, aber wirklich und wirksam.²⁵ Diese Fiktionen müssen immer wieder »geglaubt« werden. Zusätzlich muß der Zugang zur Überprüfung ihrer Realität versperrt werden durch ein Nein, durch ein Untersagen, durch ein kompromißloses Nein, ein Verbot, das im Setting konkret inszeniert wird, aber auch darüber hinaus gilt: Hier und jetzt ist nicht alles möglich. Dadurch entsteht die Fiktion, als sei da jemand, von dessen Willen es abhing, dieses Verbot aufzuheben. Verbote bringen Erleichterung, weil sie vor der unvermittelten Einsicht in die Unmöglichkeit schützen, daß man etwas schon Bestimmbares über den Anderen wissen kann. Es gibt Schutz insbesondere vor der Unmöglichkeit, daß der je andere

schon weiß, wer man ist. Dieses Nein besagt: es ist hier und jetzt nicht alles möglich. Nur innerhalb dieses Verbots, innerhalb des Regelwerks des Settings kann die Unmöglichkeit auftauchen, anerkannt werden und damit die Voraussetzung für Trauer geschaffen werden, deren andere Seite neue Erfindungen und Empfindungen sind.

Abstinenz

Das ist eine mögliche Formulierung der sogenannten Abstinenzregel, die besagt, daß die Ansprüche der Beteiligten nicht an- oder miteinander erfüllt werden dürfen. Insofern fehlt eine glatte Anschlußfähigkeit etwa an den Alltag in Form von Ratschlägen oder Verwertungsvorschlägen, wie sie fast überall in der Wissenschaft gegenwärtig gefordert wird. Das generiert eine Distanz, Ambiguitätstoleranz, etwas Drittes zwischen der Zweiwertigkeit von Ja und Nein, Schwarz und Weiß, Gut und Böse. – Im übrigen eine der wichtigsten Voraussetzungen für Demokratie. – Messianismus, Heils- und Heilungsversprechen, Vermittlung der Gewißheit, daß es Erlösung von der Distanz gäbe, Unmittelbarkeit, wenn nur die Abstinenz nicht wäre, ist immer darauf aus, Lücken zu stopfen und das Dritte zu eliminieren.²⁶ Diese Sehnsucht kommt in den Forderungen nach direkter Anschlußfähigkeit, Überprüfung an der Praxis und nach Empirie zum Vorschein. Und insofern ist Wissenschaft, auch Erziehungswissenschaft, als säkularisierte Form des Milleniarismus zu verstehen: Sie befördert die Hoffnung, daß die Menschen sich eines Tages verstehen und auf sich selber als Garanten des Zusammenhalts von Signifikant und Signifikat Bezug nehmen könnten, ohne daß dabei etwas offen bleibt. Daß dann z.B. ein Kopftuch wieder ein Kopftuch ist. Einpassung, Stimmigkeit, Bedürfnisbefriedigung ist im Setting untersagt, damit die Unmöglichkeit erträglich wird. Es erzeugt Spannung, Suspense, Begehren. Eine erste Formulierung dieser Untersagung, dieses Verbotes steht im Dekalog, das sogenannte Bilderverbot.²⁷ Das Verbot kann übertreten werden.

Macht

Die Ausübung von Macht wird eingeschränkt auf das Sprechen bei sehr eingeschränkter Motorik, die ein Handeln im umfassenden Sinne nicht zuläßt. Es wird also unter den vielen Möglichkeiten, unter denen der Andere auftauchen kann, Medialität eingeschränkt. Das erscheint zunächst als eine Erschwernis; es trägt aber dazu bei, daß nun das Bild der Macht²⁸ leichter auftauchen kann – durchaus nicht unrisikant.

»So groß ist das Entsetzen, das sich des Menschen bei der Entdeckung des Bildes seiner Macht bemächtigt, daß er in seinem eigenen Handeln sich von ihm abwendet, sobald dieses Handeln ihm jenes Bild unverstellt zeigt. Das jedenfalls geschieht im Fall der Psychoanalyse. Die prometheische Entdeckung Freuds war ein solches Handeln.«²⁹

Das Bild der eigenen Macht kann entsetzlich sein, widerstreitet oft der Erinnerung und treibt so zur Wiederholung. Das Bild der eigenen Macht muß aus dem Imaginären heraus in eine kulturell wahrnehmbare Form gebracht und moderiert werden, wenn nicht gewaltsam die Mitglieder einer Gesellschaft an einem Platz, in einer bestimmten und damit definierbaren Funktion gehalten werden sollen. Daran wird im Setting gearbeitet.

Zunächst war die Einführung der freien Assoziation, die als Grundregel in das analytische Procedere eingeführt wird, motiviert durch eine deterministische, naturwissenschaftliche Überzeugung: Sie diene der Suche, der Benennung und Deutung unbewußter Determinanten der je individuellen Psyche. Freud rückte nicht davon ab, daß es da einen Determinismus gebe, nur die Form, die sich ergab, um ihn im Einzelfall zu entdecken, war ganz und gar nicht der naturwissenschaftlichen Methode zuzurechnen, sondern eher dem Detektivroman.³⁰ Freud ließ sprechen und hörte. Prinzipielle Beobachtbarkeit und deren Wiedergabe außerhalb des Freudschen Laboratoriums, des Settings, waren damit ausgeschlossen, zumal er jedenfalls nach außen zur Öffentlichkeit hin, nichts genau Bestimmtes benennen konnte, das zur Identifizierung hätte führen können, von dem, was ihm im Vertrauen frei assoziativ mitgeteilt worden war, weil damit die Intimsphäre und z.T. öffentliche Belange³¹ tangiert worden wären. Dies hätte sein neues Forschungssetting zerstört. Hier findet ein Abschluß nach außen statt. Das Gesprochene unterliegt der Rücksicht auf Darstellbarkeit, es drängt zur Überschreitung dieser Grenzen, zu neuen Formen der Darstellung. Gehalte, die nicht nach außen kommen dürfen, sind aber gleichwohl im Setting die stärksten Garanten

einer relativen Gewißheit, einer Gewißheit, die sich aus dem Verfahren ergibt. Dieses Verfahren setzt den außenstehenden Rezipienten, etwa Kollegen, vor die Wahl, entweder dem vom Forscher Mitgeteilten zu vertrauen oder das Vernehmbare als nicht valide abzulehnen, weil er es nicht mit eigenen Augen hat sehen, mit eigenen Ohren hat hören können. Er kann sich auch nicht auf scheinbar authentische Daten verlassen, etwa Photographien oder Film. Vertrauen kann er nur aus dem Kontext und dem Intertext gewinnen. Es geht dabei um die Möglichkeit der Anerkennung von Zeugenschaft. Freud macht an einem Beispiel deutlich, welche Offenheit nach innen verlangt wird und welche komplementäre Diskretion nach außen erfordert ist, und er zieht daraus für sein Verfahren einen weitgehenden Schluß:

»Auch auf die Mitteilung von Namen kann man nicht verzichten [...]. Es ist sehr merkwürdig, daß die ganze Aufgabe unlösbar wird, sowie man die Reserve an einer einzigen Stelle gestattet hat. [...] Ich behandelte einmal einen hohen Funktionär, der durch seinen Dienstgrad genötigt war, gewisse Dinge als Staatsgeheimnisse vor der Mitteilung zu bewahren, und scheiterte bei ihm an dieser Einschränkung. Die psychoanalytische Behandlung muß sich über alle Rücksichten hinaussetzen, weil die Neurose und ihre Widerstände rücksichtslos sind.«³²

Anders als in der physiologischen Forschung gab es im psychoanalytischen Setting somit eine Verschränkung von gesellschaftlicher Öffentlichkeit, Privatsphäre und Wissenschaft, die an die bisherigen Grundregeln der jeweiligen Sphären stieß. Es wurden andere Zusammenhänge deutlich, die in den jeweiligen systemischen Abgrenzungen der einzelnen Bereiche nicht mehr wahrnehmbar waren. Das Setting zeigt damit einen Zusammenhang auf, der nicht zu haben ist, der nicht zu bemistern ist, es bildet sozusagen eine Enklave, ein Asyl.³³ Bei all diesen Erörterungen darf man einen wichtigen Zug zur allmählichen Entwicklung des Settings, wie wir es heute kennen, nicht übersehen: Sie war immer auch pragmatisch ausgerichtet, in einer seltsamen Mischung von theoretischen Überlegungen und Handlungsmöglichkeiten, den Möglichkeiten geschuldet, ein »Laboratorium« zu errichten.³⁴

Produktion und ›Beobachtung‹ des ›Faktums‹ zur gleichen Zeit

Sperrig aus der Perspektive vieler wissenschaftlicher Betrachtungsweisen ist, daß im Setting die Krankheit erst als solche, wie sie allmählich auftaucht, produziert wird (nachträglich erst kann man sehen, daß das bei der Medizin auch nicht anders ist). Die Krankheit ist nicht einfach da, sie wird nicht mitgebracht, lediglich ein paar Beschwerden werden mitgeteilt. Mitgebracht wird ein Anspruch auf Änderung, auf Erfüllung eines Wunsches. Es wird dann auf der Ebene dessen, was im Sprechen möglich ist, die Krankheit konstruiert, das Symptom gesprochen. Es wird aber nicht festgemacht, fixiert, sichtbar gemacht. In aller Radikalität zu Ende gedacht, verböte dies auch die Erstellung einer Diagnose. Der Krankheit wird dadurch eine andere Form gegeben. Sie wird zum relationalen Geschehen – so ist sie auch entstanden –, in dem die Übertragung die Verbindung herstellt zwischen Analysant³⁵ und Analytiker. Es kann in jeder Sitzung zu einer anderen Darstellung der Symptome im Rahmen eines unveränderten Settings kommen. Wegen des notwendig auftretenden Widerstands durch die Übertragung kommt es zu Wiederholungen, die erst im relativ stabilen Rahmen auffällig werden können.

Paranoische Züge

Im Setting wird eine ›künstliche‹ Psychose, nämlich in Form einer Paranoia inszeniert; bei einem ›normalen‹, gebildeten bürgerlichen Individuum ist sie schon unbemerkt da, in der Kur erst wird sie aufgeführt. Diese Paranoia entdeckt Lacan in der Relektüre Freuds nicht ohne Mithilfe der Surrealisten, insbesondere Salvador Dalís. Die Paranoia ist in diesem Kontext gleichzusetzen mit dem Entwurf eines verantwortlichen und vernünftigen Subjektes, das zunächst einmal alles auf sich bezieht, gerade auch dann, wenn es andere verantwortlich macht. Es muß erst mühsam lernen, andere Instanzen anzuerkennen oder zu konstruieren, die es verantwortlich machen kann, die es als mitursächlich anerkennt, im Verein mit anderen Individuen über die Sprache.³⁶

Gegenüber einer im herkömmlich klinischen Sinne so bezeichneten Paranoia verdoppelt sich die Paranoia im Setting als Verfolgungs- und Beziehungswahn.³⁷ – Der Psychoanalytiker kann dazwischen nicht sicher unterscheiden. Diese Form der Ohnmacht will aber nicht besagen, daß

sich zwischen ihm und dem Analysanten nichts ändern kann. Ohnmacht besteht vielmehr in der Unmöglichkeit der Vorhersage, eines gerichteten Plans, einer Heilung auf der Basis einer zu Beginn absicherbaren Diagnose, einer daraus ableitbaren Prognose und eines die Lücke zwischen beiden ausfüllenden Behandlungsplanes. Damit würde das, was im Setting geschehen kann, auf der Basis der Grundregel entgrenzt. Auf Definitionen muß verzichtet werden. Es geht vielmehr um die Frage der Grenze im Prozeß selber, in dem die einzelnen Elemente diesseits und jenseits der mitgebrachten Grenzen sich neu sortieren können, indem Analytiker und Analysant Verantwortung für die Zuordnung übernehmen. Das geschieht in der Übertragung, die keine sichere Grenze zwischen zwei Subjekten beanspruchen kann.³⁸

Im Setting wird das individuelle Subjekt also nicht als Schöpfer, Hersteller konzipiert, sondern es taucht als Sprechendes und Gesprochenes auf. Das Subjekt entsteht so relational (in einem Hiatus). Das Setting ist ein Ort seines Studiums.

Unsichtbar

Der Körper wird im Setting aus der Sichtbarkeit herausgenommen, auch aus der Deutung. Es geht gerade nicht darum, das, was sich an Regungen des Körpers tut, zu deuten, sondern nur um die Artikulation des Sprechens. Sie ist natürlich eine körperliche, eine die nicht ohne die Beteiligung etwa der Zunge und der Stimmbänder zutage tritt. Aber es soll nicht die paranoide Selbstbeherrschung evoziert werden, die Disziplin, die aus der wortwörtlichen Beobachtung resultiert. Es ist nur ein momenthafter Bestandteil der Analyse, dem Blick ausgesetzt zu sein – meist zu Beginn und zu Ende der Sitzung. Jedem der beiden Beteiligten wird die durch die dauernde Beobachtung und den wechselseitigen Blick ausgeübte Macht, wie es in der klassischen Forscherperspektive provoziert wird, über den anderen versagt. Das ist nicht nur eine Gnade, denn der Blick hält ja auch den anderen mit Macht zusammen, verleiht eine Kontur. Die Potenz des Gesichts ist gesellschaftlich zu dem Modus der Bemächtigung und Beherrschung geworden. Das, was in unserer Gesellschaft als bedrohlich gilt, ist meist dem Unsichtbaren zuzurechnen. Darauf verweisen Psychotiker. Das sind die, die die Grenze unseres Verstehens darstellen, markieren. Sie geben zu verstehen, als Aufgabe, »von

welchen Dingen die größte Bedrohung ausgeht: von den nicht wahrnehmbaren, unsichtbaren, immateriellen Dingen, von welchen wir verfolgt, vergiftet, verstrahlt werden.«³⁹ Insofern richtet sich die Psychoanalyse im Setting auf genau die psychotische Struktur (in jedem Subjekt) ein.

Auf der Couch

Ein Analysant: »Das würde mir aber schwer fallen, mich auf die Couch zu legen. Das ist ja die Stelle, an der ich beim ersten Mal ausgestiegen bin. Das wollte ich nicht. Mir war klar, daß ich dann etwas sagen könnte, was ich nicht weiß. Ich weiß ja dann nicht, wann ich besser stoppen sollte, damit ich nichts ausplappere. Aber deshalb bin ich ja hier. Und ich weiß, daß ich viel zuviel weiß«. Und nach einiger Zeit der Stille: »Auf der Couch ist das Schweigen ganz anders«.

Mit dem psychoanalytischen Setting wird eine Einrichtung geschaffen, die kontinuierlich festgefahrene Bedeutung abbaut und andere Verknüpfungen ermöglicht. Der Erfahrungsprozeß bekommt dadurch eine soziale Dimension als Ritus. Riten mildern den Zerstörungsprozeß durch Schönheit, mit Weihrauch, Licht, Feuer, Gesang, Tanz, Drogen, wertvollen Geräten. Sie leiten über in einen immer wieder zu reformulierenden Bund, in eine neue Verbindung der beteiligten Individuen, die als versprengte einzelne nicht überleben können, keine Zugehörigkeit haben, als Subjekte nicht vernehmbar werden.

Institutionen, auch die Universität, so wie wir sie bisher kennen und kaum anders denken können, bieten und inszenieren Bilder von Prozeduren zur Besetzung, so daß man sich dort auf eine Zeit niederlassen kann. Es besteht in ihnen immer wieder die Gefahr, daß der unaussagbare »Mittelpunkt«, der kaum mit festen Bildern dargestellt werden kann und den »Geist« einer Institution bildet, entweder verschwindet oder doch (fetischistisch) festgelegt wird. Ist aber ein Bild plötzlich weg, da wo wir es erwarteten, besteht die Chance einer Unterbrechung. Etwas, was zusammengehören scheint auf immer, hört nicht mehr auf die Anforderungen der Wiederholbarkeit. Es kann möglicherweise dann eine andere Konfiguration entstehen.

Eine andere Reaktion kann freilich auch die Halluzination sein: da, wo etwas fehlt, wird einfach etwas hinzu gesehen. Fast alle Institutionen

dienen genau diesem Zweck: Das Halluzinatorische jeglicher Wahrnehmung wird unterstützt und damit entsteht die Gefahr zum Umkippen in einen asozialen Wahn. Freuds ›Erfindung‹ des Settings läßt sich auch als ein Plädoyer für Zeiten und Orte lesen, für eine Wahrung eines prinzipiell leeren Platzes zur gemeinsamen Konstruktion von Sinn, der aus einer Dekonstruktion resp. Relektüre hervorgebracht werden kann. Ein solcher leerer Platz kann Anreiz sein, in der symbolischen und damit sozialen Struktur stetig einen Prozeß der Verschiebung und Trauerarbeit anzuregen. Für diese Ereignisse braucht es eine fortgesetzte, lebendige Zeugenschaft im Gegensatz zu abgelegten archivierbaren Fakten. Denn dieser Sinn, wenn er nicht zum bleibenden, inkarnierten Symptom werden soll, muß immer wieder in einen Prozeß der Dekonstruktion gebracht werden. Das Setting antwortet auf einen Verlust an Zusammenhang, bzw. in ihm wird eine andere Form des Zusammenhangs entdeckt: die Übertragung. In diese Dekonstruktion ist das gesamte institutionelle Umfeld einbezogen, aus dem heraus Freud allmählich das Setting entwickelt hat. Es unterscheidet sich von den institutionellen Rahmungen der Naturwissenschaft, der Medizin, aber auch der Geisteswissenschaft und Kunst. Der damit gelegte Sprengsatz ist immer noch virulent und auch in der Geschichte der Psychoanalyse selbst noch nicht ganz begriffen.

Das sei hier zum Schluß nur angedeutet: Damit das Setting als Laboratorium funktioniert, braucht es des intellektuellen Austauschs. Dazu muß erzählt werden können, etwas vorgestellt werden können. Aus dieser Notwendigkeit ergab sich die Mittwochsgesellschaft, eine Art des Schreibens, des nachträglichen Schreibens (nicht des protokollierenden Mitschreibens), ein Austesten der Grenzen der Darstellbarkeit sowie veränderter Formen der Tradierung (eigene Analyse); aus ihr gingen Konzepte für die psychoanalytische Ausbildung sowie Gründungen von psychoanalytischen Vereinigungen hervor, die sich immer noch in der unglücklichen Phase der Kopie traditioneller, bekannter Institutionalisierung befinden: sie ähneln, vermutlich unbedacht und mal mehr, mal weniger, der Struktur einer Handwerkerinnung, eines katholischen Ordens, einer Armee, auch einer Universität in ihren historisch unterschiedlichen Ausprägungen.

Anmerkungen

- 1 Das ist auch aus einem Brief erkennbar: Nach seiner Rückkehr aus England schreibt Freud am 09.09.1875 seinem Freund Eduard Silberstein: »Vielleicht, lieber Freund, daß mich nach Beendigung meiner Studien ein günstiger Wind nach England zum praktischen Wirken hinüberweht. [...] Voriges Jahr hätte ich auf die Frage, was mein höchster Wunsch sei, geantwortet: Ein Laboratorium und freie Zeit oder ein Schiff auf dem Ozean mit allen Instrumenten, die der Forscher braucht, jetzt schwanke ich, ob ich nicht lieber sagen sollte: ein großes Spital und reichlich Geld«. Sigmund Freud: *Jugendbriefe 1871-1881*, hg. von Walter Boehlich, Frankfurt am Main 1989, 144.
- 2 Grundlegende Textstellen für das hier Entfaltete finden sich bei: Sigmund Freud, Josef Breuer: *Studien über Hysterie*, in: Sigmund Freud, *Gesammelte Werke* [GW], London 1940, Frankfurt am Main 1999, I-XVIII Bde. und Nachtragsband, hier GW I, 227; Sigmund Freud: »Zur Einleitung der Behandlung. Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse I«, in: ders., *Studienausgabe* [StA], Frankfurt am Main 1969ff., I-X Bde. und Ergänzungsband, hier Ergänzungsband, 181-204, 193-195. Und für den Übergang von der Neurophysiologie zur Psychologie: Freud, »Entwurf einer Psychologie«, GW I, 375-488.
- 3 Freud, »Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse«, StA I, 390.
- 4 Der Begriff der Kastration ist in der Psychoanalyse hoch aufgeladen. Hier nur ein Hinweis: Er bezeichnet einen Zustand des Mangels. Etwas immer wieder Entscheidendes fehlt. Das Eingetauchtsein in Sprache, in ein symbolisches Universum, spaltet das Subjekt. Es kann alles nur »halb« sagen, nie genau treffend. Es ist nie mehr ganz. Indem das Subjekt anerkennt, daß es weder als verfügbares Objekt eines anderen, noch für den bestimmte Aktionen aus eigener Kraft Ganzheit erlangt, wird es ein begehrendes, neugieriges, lebendiges.
- 5 René Descartes: *Discours de la Méthode. Von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Forschung*. Französisch-Deutsch, hg. von Lüder Gäbe, Hamburg 1969, hier *Discours I, comme une histoire, comme un fable*, 6 (französisch), 7 (deutsch).
- 6 Ebd., *Discours I*.
- 7 Ebd., *Discours I*, 16 (französisch), 17 (deutsch).
- 8 Einige der folgenden Abschnitte sind Modifikationen aus der Publikation Karl-Josef Pazzini: »Zur Konstellation von Wahn, Wissen und Institution im psychoanalytischen Setting«, in: Karl-Josef Pazzini, Marianne Schuller, Michael Wimmer (Hg.): *Wahn, Wissen, Institution. Undisziplinierbare Näherungen*, Bielefeld 2005, 293-331.
- 9 Zur Umgebung dieser Forschungen vgl. Michael Worbs: *Nervenkunst. Literatur und Psychoanalyse im Wien der Jahrhundertwende*, Frankfurt am Main 1983; Andreas Mayer: »Zur Genealogie des psychoanalytischen Settings«, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften. Psychoanalytisches Wissen*, Lydia Marinelli (Hg.), Nr. 2, 14/2003, 11-42.
- 10 Jacques Derrida: »Gerecht sein gegenüber Freud«. Die Geschichte des Wahnsinns im Zeitalter der Psychoanalyse, in: ders., *Vergessen wir nicht – die Psychoanalyse!*, übersetzt von Hans-Dieter Gondek, Frankfurt am Main 1998, 59-127, 76.
- 11 Vgl. Georges Didi-Huberman: *Die Erfindung der Hysterie. Die photographische Klinik von Jean-Martin Charcot*, übersetzt von Sylvia Henke, München 1997 [Georges Didi-Huberman: *Invention de l'Hysterie. Charcot et L'Iconographie, Photographique de la Salpetriere*, Paris 1982]; vgl. Mayer, »Zur Genealogie des psychoanalytischen Settings«, 11-42.
- 12 Freud, »Charcot«, GW I, 22-23.
- 13 Vgl. Didi-Huberman, *Die Erfindung der Hysterie*. – Zur Beschreibung des dann entwickelten Settings vgl. Freud, »Zur Einleitung der Behandlung. Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse«, StA Ergänzungsband, 181-204, 193-195.
- 14 Jakob Hessing: *Der Fluch des Propheten. Drei Abhandlungen zu Sigmund Freud*, Rheda-Wiedenbrück 1989, 60ff.
- 15 Er reiste statt dessen Hals über Kopf weg von seiner Patientin und schwängerte statt deren seine Frau.

- 16 Hessing, *Der Fluch des Propheten*, 61.
- 17 Die Couch ist die direkte Verwandte der Kline, dem Liegemöbel, das auch in den Kliniken gebraucht wurde, verwandt auch mit dem Bett. Die Einführung der Couch ins Setting hat auch mit den damals modernen Schlaf- und Entspannungskuren zu tun. Vgl. hierzu: Freud und Breuer, *Studien über Hysterie*, GW I, 262.
- 18 »Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin«. Paulus, 1 Korinthe 13, 12.
- 19 Georges Didi-Huberman: *Was wir sehen blickt uns an. Zur Metapsychologie des Bildes*, übersetzt von Markus Sedlaczek, München 1999, 67.
- 20 Sie bringen das Ich in eine andere Position.
- 21 Siehe vorige Anmerkung.
- 22 Vgl. Dieter Flader, Wolf-Dietrich Grodzicki: »Hypothesen zur Wirkungsweise der psychoanalytischen Grundregel«, in: *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, Nr. 7, 32/1978, 545-594.
- 23 Freud, »Zur Einleitung der Behandlung«, StA Ergänzungsband, 194.
- 24 Vgl. Freud, »Jenseits des Lustprinzips«, StA III, 213-272, 224f.
- 25 Vgl. Pierre Legendre: *La Fabrique de l'Homme occidental*, Paris 1966. Hier in der Übersetzung von Clemens Porschlegel im Nachwort zu Legendre: *Das Verbrechen des Gefreiten Lortie*, Freiburg 1988, 189.
- 26 Vgl. Karl-Josef Pazzini: »Tertius datur. Skizze zur Funktion des Vaters in Bildung«, in: Werner Friedrichs, Olaf Sanders (Hg.): *Bildung, Transformation. Kulturelle und gesellschaftliche Umbrüche aus bildungstheoretischer Sicht*, Bielefeld 2002, 85-110.
- 27 Das Bilderverbot entstammt der anderen Tradition, in der Freud stand, dem Judentum.
- 28 Ausführlicher hierzu vgl. Karl-Josef Pazzini: »Aggressivität im Rahmen der psychoanalytischen Kur und der Bild-Künste«, in: André Michels, Peter Müller, Achim Perner, Claus-Dieter Rath (Hg.): *Jahrbuch für klinische Psychoanalyse. Aggressivität*, Tübingen 2005, Bd. VI, 236-274.
- 29 Jacques Lacan: »Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse«, in: ders., *Schriften I*, übersetzt von Klaus Laermann, hg. von Norbert Haas, Olten, Freiburg 1973, 71-171, hier 78.
- 30 Bei der Kriminalistik ist man gezwungen, zwei Bewegungen miteinander zu kombinieren: Das Setzen und Erfinden einer Story (so wie es gewesen sein könnte), sie gleichzeitig zu zersetzen und durch gefundene Indizien zu stabilisieren, um nicht den eigenen Vorstellungen zu erliegen. Indizien werden sie aber nur durch die vorgängige Erfindung einer Geschichte. Eingebaut in diese können sie die Geschichte zerstören. In der Psychoanalyse geht es darum, die Geschichte, die aufgedrängt wird, die sich aufdrängt, nicht entstehen zu lassen.
- 31 Freud, »Zur Einleitung der Behandlung, StA Ergänzungsband, 195, Fußnote 1.
- 32 Ebd.
- 33 Die nach wie vor wissenschaftliche Intention ist im übrigen auch einer der markanten Unterschiede zu einem z.T. ähnlichen Verfahren, der Beichte.
- 34 So konnte Freud es nicht ertragen, den ganzen Tag beobachtet, von Blicken in Form gebracht zu werden. »Ehe ich diese Bemerkungen zur Einleitung der analytischen Behandlung beschließe, noch ein Wort über ein gewisses Zeremoniell der Situation, in welcher die Kur ausgeführt wird. Ich halte an dem Rate fest, den Kranken auf einem Ruhebett lagern zu lassen, während man hinter ihm, von ihm ungesehen, Platz nimmt. Diese Veranstaltung hat einen historischen Sinn, sie ist der Rest der hypnotischen Behandlung, aus welcher sich die Psychoanalyse entwickelt hat. Sie verdient aber aus mehreren Gründen festgehalten zu werden. Zunächst wegen eines persönlichen Motivs, das aber andere mit mir teilen mögen. Ich vertrage es nicht, acht Stunden täglich (oder länger) von anderen angestarrt zu werden. Da ich mich während des Zuhörens selbst dem Ablauf meiner unbewußten Gedanken überlasse, will ich nicht, daß meine Mienen dem Patienten Stoff zu Deutungen geben oder ihn in seinen Mitteilungen beeinflussen. Der Patient faßt die ihm aufgezwungene Situation gewöhnlich als Entbehnung auf und sträubt sich gegen sie, besonders wenn der Schautrieb (das Voyeurtum) in seiner Neurose eine bedeutende Rolle spielt. Ich beharre aber auf dieser Maßregel, welche die Absicht und den Erfolg hat, die unmerkliche Vermengung der Übertragung

mit den Einfällen des Patienten zu verhüten, die Übertragung zu isolieren und sie zur Zeit als Widerstand scharf umschrieben hervortreten zu lassen. Ich weiß, daß viele Analytiker es anders machen, aber ich weiß nicht, ob die Sucht, es anders zu machen, oder ob ein Vorteil, den sie dabei gefunden haben, mehr Anteil an ihrer Abweichung hat«. Ebd., 193ff. auch 198.

- 35 Hier ist es wichtig Analysant mit »t« zu schreiben.
- 36 Vgl. hierzu David Ratmoko: »Die dämonische Wiederkehr des Verworfenen«, in: *RISS. Zeitschrift für Psychoanalyse. Psychosen*, Nr. 53, 2002, 31-65, 33.
- 37 Das führt in der Konsequenz auch zu der von Freud konstatierten Ungewißheit der Unterscheidung von Wahn und Wissenschaft.
- 38 Vgl. Alain Juranville: *Lacan und die Philosophie*, übersetzt von Hans-Dieter Gondek München 1990, 370. Juranville macht allerdings hier überhaupt keinen Hinweis auf das psychoanalytische Setting. – Kompliziert wird es dann, wenn der Analysant an Paranoia leidet, dann kann es zum Patt kommen, das dann nur noch in einer zufälligen Unterbrechung, die beide zur Kenntnis nehmen können, aufgelöst werden kann.
- 39 August Ruhs: »Triebquelle Auge/Triebobjekt Blick«, in: *texte. psychoanalyse. ästhetik. kulturkritik*, Nr. 3, 19/1999, 105-123, 108.

Marianne Schuller

Sigmund Freuds Schrift

»Die Traumdeutung«.

Eine fortgesetzte Lektüre

In einem Brief vom 12. Juni 1900 adressiert sich Freud an den langjährigen Freund aus den »Anfängen der Psychoanalyse«¹, an Wilhelm Fließ, mit einer Wunschvorstellung. Sie betrifft seine Schrift *Die Traumdeutung*. War diese bereits im November 1899 erschienen, so war das Erscheinungsdatum auf 1900, also auf die einen epochalen Aufbruch symbolisierende Jahrhundertwende, vordatiert. Freud, der sich samt Familie in dem vor den Toren Wiens gelegenen Ort Bellevue zur Sommerfrische aufhält, träumt von einem Denkmal, auf dem ein revolutionärer Moment, der ihm, dem Wortlaut zufolge, eher widerfahren ist, für alle Welt und für alle Ewigkeit festgehalten ist: Dieser Moment ist die Enthüllung des Traumgeheimnisses, das zugleich die Geburtsstunde der Psychoanalyse markiert. Freud schreibt halb im Scherz, vielleicht aber auch sehr ernst:

»Glaubst Du eigentlich, daß an dem Hause dereinst auf einer Marmortafel zu lesen sein wird?:

Hier enthüllte sich am 24. Juli 1895 dem Dr. Sigm. Freud das Geheimnis des Traumes.
--

Die Aussichten sind bis jetzt hiefür gering. Wenn ich aber in den neuesten psychologischen Büchern [...] lese, was sie über den Traum zu sagen wissen, so freue ich mich doch wie der Zwerg im Märchen, »daß die Prinzessin es nicht weiß.«²

Während Freud sich als Rumpelstilzchen imaginiert, als jene Figur, die sich boshaft und diebisch ihres geheimen Wissens freut, so ist der Scherz doch von tiefem Ernst durchmischt. Wird die Arbeit, die Freud »nur mit einem dunklen Takt weiter in den Rätseln«³ tappen ließ, die ihn mit Zweifeln und Verzweiflung immer wieder heimgesucht hat, die im Rückblick als Jakobs Kampf mit dem Engel erscheint (wobei sich Freud als der Unterlegene beschreibt, dem von Jakob nur das Hinken blieb⁴), wird diese Arbeit ihre wissenschaftliche Anerkennung finden? Jene Marmortafel ist längst angebracht (1977), die Auffassung vom Traum als dem Vorboten eines dämonischen Schicksals wie das medizinische Vorurteil, daß das Traumleben Ausdruck einer nervösen oder neuronalen Dysfunktion sei, stehen heute nicht mehr zur Debatte. Und doch sind die mit der *Traumdeutung* auf gekommenen Fragen nach der Struktur des Subjekts unter Maßgabe der Erfindung dessen, was Freud das Unbewußte nannte, keineswegs erledigt. Auch die Auffassung des Traums als einer verhüllten Erfüllung verdrängter Wünsche, die im Prozeß der Deutung enthüllt und einer adäquaten Befriedigung zugeführt werden kann, wird der Freudschen Entdeckung nicht gerecht. Vielmehr wird diese die einfache Ausdruckslogik von Verhüllung und Enthüllung zerlegen mit dem Effekt, daß sich eine neue Problematik abzuzeichnen beginnt: Der unbewußte Wunsch verwirklicht sich nicht, indem er sich »erfüllt«, sondern indem er sich hervorbringt.

Ist die nun folgende Lektüre der *Traumdeutung* von dem Wunsch getragen, diese grundlegende Verschiebung zu akzentuieren, so wird sie ihren Ausgangspunkt bei jenem Traum nehmen, den Freud auf der vorgestellten Marmortafel als Initial der Traumlehre bezeichnet hat: dem berühmten »Traum von Irmas Injektion«. Warum ist es ausgerechnet dieser Traum, der die Funktion eines Initials abgibt? Diese Frage fordert eine genaue Lektüre des Freudschen Verfahrens heraus: Ist dieses zum einen durch einfache Aussagen gekennzeichnet, so geraten diese zum anderen in Widersprüche, die, so die These, ihrerseits aussagekräftig sind: Nicht einfach der Korrektur fähig, meldet sich in den Widersprüchen und im Fehlgehen der Aussage das Unbewußte als das, was das Subjekt konstituiert, ohne von ihm gekannt werden zu können.

In der Absicht, das Mindestmaß eines Kontextes herzustellen, schickt Freud seinen Traumerzählungen in der Regel einen »Vorbericht« voraus. So auch im Falle des »Irma-Traums«.⁵ Danach trifft Freud am Vorabend des Traumes, also am 23. Juli 1895, einen Kollegen mit Namen Otto, der gerade aus der Sommerfrische zurückgekehrt ist, wo er die

junge Irma getroffen hat. Irma ist oder war eine Patientin Freuds und zugleich eine Freundin der Familie. Freud ist also ihr gegenüber in jener delikaten Situation, in der sich der Analytiker befindet, der jemand aus seinem Bekanntenkreis behandelt. Irmas Behandlung durch Freud war überdies nur teilweise erfolgreich. Zwar ist sie von ihrer hysterischen Angst, nicht aber von bestimmten somatischen Symptomen befreit. Vor den Ferien hatte Freud Irma eine Interpretation angeboten – eine »Lösung«⁶ des Rätsels ihrer Symptome –, aber Irma war unwillig oder unfähig, die »Lösung« zu akzeptieren. Als Freud nun seinen Freund Otto nach dem Befinden Irmas fragt, antwortet dieser, daß es ihr besser gehe, aber nicht ganz gut. Da er einen Vorwurf aus Ottos Worten hört, setzt sich Freud noch am selben Abend hin und schreibt eine Krankengeschichte, die er an Dr. M., einen gemeinsamen Freund und geachteten Mediziner, adressiert, wie um sich zu rechtfertigen. »In der auf diesen Abend folgenden Nacht«, so Freud, »hatte ich den nachstehenden Traum, der unmittelbar nach dem Erwachen fixiert wurde.«⁷ An diesen »Vorbericht« schließt sich der Traumtext an:

»Traum vom 23./24. Juli 1895

Eine große Halle – viele Gäste, die wir empfangen. – Unter ihnen Irma, die ich sofort beiseite nehme, um gleichsam ihren Brief zu beantworten, ihr Vorwürfe zu machen, daß sie die »Lösung« noch nicht akzeptiert. Ich sage ihr: Wenn du noch Schmerzen hast, so ist es wirklich nur deine Schuld. – Sie antwortet: Wenn du wüßtest, was ich für Schmerzen jetzt habe im Hals, Magen und Leib, es schnürt mich zusammen. – Ich erschrecke und sehe sie an. Sie sieht bleich und gedunsen aus; ich denke, am Ende übersehe ich da doch etwas Organisches. Ich nehme sie zum Fenster und schaue ihr in den Hals. Dabei zeigt sie etwas Sträuben wie die Frauen, die ein künstliches Gebiß tragen. Ich denke mir, sie hat es doch nicht nötig. – Der Mund geht dann auch gut auf, und ich finde rechts einen großen Fleck, und anderwärts sehe ich an merkwürdigen krausen Gebilden, die offenbar den Nasenmuscheln nachgebildet sind, ausgedehnte weißgraue Schorfe. – Ich rufe schnell Dr. M. hinzu, der die Untersuchung wiederholt und bestätigt... Dr. M. sieht ganz anders aus als sonst; er ist sehr bleich, hinkt, ist am Kinn bartlos... Mein Freund Otto steht jetzt auch neben ihr, und Freund Leopold perkutiert sie über dem Leibchen und sagt: Sie hat eine Dämpfung links unten, weist auch auf eine infiltrierte Hautpartie an der linken Schulter hin (was ich trotz des Kleides wie er spüre) ... M. sagt: Kein Zweifel, es ist eine Infektion, aber es macht nichts; es wird noch Dysenterie hinzukommen und das Gift sich ausscheiden... Wir wissen auch unmittelbar, woher die Infektion rührt. Freund Otto hat ihr unlängst, als sie sich unwohl fühlte, eine Injektion gegeben mit einem Propylpräparat, Propylen...

Propionsäure... Trimethylamin (dessen Formel ich fettgedruckt vor mir sehe) ... Man macht solche Injektionen nicht so leichtfertig ... Wahrscheinlich war auch die Spritze nicht rein.«⁸

Die sich anschließende, von Satz zu Satz fortschreitende Analyse kommt, durch eine Fülle sich verzweigender Assoziationen hindurch, schließlich zu der bahnbrechenden These, daß der Traum eine Wunsch-erfüllung sei. Freud schreibt resümierend:

»Ich habe nun die Traumdeutung vollendet. [...] Während dieser Arbeit hatte ich Mühe, mich all der Eindrücke zu erwehren, zu denen der Vergleich zwischen dem Trauminhalt und den dahinter versteckten Traumgedanken die Anregung geben mußte. [...] Das Ergebnis des Traumes ist nämlich, daß ich nicht Schuld bin an dem noch vorhandenen Leiden Irmas, und daß Otto daran Schuld ist. [...] Von der Verantwortung für Irmas Befinden spricht der Traum mich frei, indem er dasselbe auf andere Momente (gleich eine ganze Reihe von Begründungen) zurückführt. Der Traum stellt einen gewissen Sachverhalt so dar, wie ich ihn wünschen möchte; sein Inhalt ist also eine Wunsch-erfüllung, sein Motiv ein Wunsch.«⁹

Der erste Satz des Resümees erklärt die Traumdeutung für vollendet. Es folgt jedoch eine Fußnote, die besagt: »Wenn ich auch, wie begreiflich, nicht alles mitgeteilt habe, was mir zur Deutungsarbeit eingefallen ist.«¹⁰ Während Freud die Deutungsarbeit für vollendet erklärt, macht er zugleich darauf aufmerksam, daß sie durch Lücken, Verschweigungen, Abbrüche und Auslassungen ausgezeichnet ist. Ist es an dieser Stelle nicht wichtig, nach den Gründen für diese Abbrüche zu fahnden, kann es also nicht darum gehen, da eine Exegese zu machen, wo Freud sich selbst unterbricht,¹¹ gilt es vielmehr, deren Wirkung in Erfahrung zu bringen. Unter dieser Perspektive treten die Widersprüche nicht so sehr als korrigierbare Fehler, sondern als ein ironischer Gestus hervor. Die Ironie¹² ist es, welche der so eindeutig scheinenden These von der Wunscherfüllung gleichsam in die Parade fährt mit dem Effekt, daß die vorgetragenen Annahmen und Selbstgewißheiten, die Gewißheit über das, was der Wunsch ist, instabilisiert und fragwürdig werden.¹³ So wird beispielsweise das medizinisch-therapeutische Wissen wie das Selbstverständnis des Arztes in ein zutiefst ironisches und selbstironisches Licht getaucht, wenn es heißt:

»Ich mache Irma Vorwürfe, daß sie die Lösung nicht akzeptiert hat; ich sage: Wenn du noch Schmerzen hast, ist es deine eigene Schuld. Das hätte ich ihr auch im Wachen sagen können, oder habe es ihr gesagt. Ich hatte damals die (später als unrichtig

erkannte) Meinung, daß meine Aufgabe sich darin erschöpfe, den Kranken den verborgenen Sinn ihrer Symptome mitzuteilen; ob sie diese Lösung dann annehmen oder nicht, wovon der Erfolg abhängt, dafür sei ich nicht mehr verantwortlich. Ich bin diesem jetzt glücklich überwundenen Irrtum dankbar dafür, daß er mir die Existenz zu einer Zeit erleichtert, da ich in all meiner unvermeidlichen Ignoranz Heilerfolge produzieren sollte. –«¹⁴

Im Laufe der Deutungsgeschichte von Freuds *Traumdeutung* ist, vor allem von feministischer Seite,¹⁵ immer wieder auf den gegen die weiblichen Figuren, vor allem gegen Irma gerichteten männlichen Meister- und Wissensdiskurs Freuds aufmerksam gemacht worden. Liest man jedoch die Gesten der Selbstironie mit, hört man den selbstironischen Ton, dann wendet sich das Blatt: Der Text wiederholt nicht einfach einen ärztlichen und sexuellen Herrschaftsdiskurs, sondern er stellt sich als Dramatisierung des Scheiterns eben dieses Wissens und seiner Machtansprüche dar. Zugespitzt formuliert: In der Traumerzählung und in der Deutung zeichnet sich zweifellos Freuds Wunsch nach Aneignung nach, wie es immer wieder heißt, Gefügigmachen des anderen in Gestalt der Hysterikerin Irma, aber auch in Gestalt seiner namenlos bleibenden Ehefrau und einer dritten ›guten‹, weil gefügigen Patientin ab. Zugleich aber werden die Grundlagen und Stützpfeiler dieser ›männlichen‹ Wissensordnung untergraben. Mit dem Traum wird ein Sprechen vernehmbar, das von einem anderen Ort als dem sich selbst gegenwärtigen Bewußtsein, das von anderen, bis dahin »unentdeckten Provinzen im Seelenleben«¹⁶ spricht. Nicht zuletzt durch die Ritzen des widersprüchlichen Textes kommt der Traum als eine in die Einheit des Sinns intervenierende Sprache des Anderen im Freudschen Text zum Zuge. »The Irma dream is [...] a recognition of the *impasse* (medical and sexual) inherent in the very impulse to appropriate, to forcefully reduce the otherness of the other.«¹⁷ Während also der Arzt und Freund Freud nach »Lösungen« für Irma sucht, findet die *Traumdeutung* eine ganz anders geartete unbekannte Fragestellung: die nach dem Unbewußten als etwas, das spricht. Während auf der Ebene der Aussage die Wunscherfüllung als das namhaft wird, was Freud als Arzt und Freund von der Schuld an Irmas Schmerzen freispricht, trifft Freud auf eine andere Sprache, eine Sprache ohne Gesicht und Identität, die, in die Verfügungsgewalt des Ich intervenierend, im Subjekt murmelt und spricht. Eine Artikulation dieser Sprache des Unbewußten ist der Traum.

Was bedeutet die Freudsche Erfindung eines Unbewußten, das spricht, für die These vom Wunsch und der Wunscherfüllung? Dazu noch einmal eine längere Sequenz aus der Analyse des Traums von Irmas Injektion:

»Irmas Schmerzen fallen nicht mir zur Last, denn sie ist selbst schuld an ihnen, indem sie meine Lösung anzunehmen verweigert. Irmas Schmerzen gehen mich nichts an, denn sie sind organischer Natur, durch eine psychische Kur gar nicht heilbar. Irmas Leiden erklären sich befriedigend durch ihre Witwenschaft (Trimethylamin!), woran ich ja nichts ändern kann. Irmas Leiden ist durch eine unvorsichtige Injektion von seiten Ottos hervorgerufen worden mit einem dazu nicht geeigneten Stoff, wie ich sie nie gemacht hätte. Irmas Leiden rührt von einer Injektion mit unreiner Spritze her wie die Venenentzündung meiner alten Dame, während ich bei meinen Injektionen niemals etwas anstelle. Ich merke zwar, diese Erklärungen für Irmas Leiden, die darin zusammentreffen, mich zu entlasten, stimmen untereinander nicht zusammen, ja sie schließen einander aus. Das ganze Plaidoyer – nichts anderes ist dieser Traum – erinnert lebhaft an die Verteidigung des Mannes, der von seinem Nachbarn angeklagt war, ihm einen Kessel in schadhaftem Zustande zurückgegeben zu haben. Erstens habe er ihn unversehrt zurückgebracht, zweitens war der Kessel schon durchlöchert, als er ihn entlehnte, drittens hat er nie einen Kessel vom Nachbarn entlehnt. Aber um so besser; wenn nur eine dieser drei Verteidigungsarten als stichhaltig erkannt wird, muß der Mann freigesprochen werden.«¹⁸

Im Zusammenhang der Rede von der Wunscherfüllung also führt Freud einen Witz an: den berühmten Witz vom geborgten Kessel. Wie Freud in seiner 1905 publizierte Schrift *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten* ausführen wird, artikuliert der Kessel-Witz ein Sophisma, das mit dem »Schein von Logik«¹⁹ arbeitet: Während die einzelnen Begründungen in sich stimmig sind, wird die an die Stelle eines »Entweder – Oder« das Wörtchen »und« setzende Zusammenstellung logisch unsinnig. Wird Freud das »Gewährenlassen« dieses »Unsinn« als Moment »unbewußter Denkweise«²⁰ kennzeichnen, so sind Witz und Traum als Abkömmlinge des Unbewußten strukturell ähnlich: »Der Traum, an dem ja die Denkweisen des Unbewußten manifest werden, kennt dementsprechend auch kein Entweder – Oder, nur ein gleichzeitiges Nebeneinander.«²¹ Bezogen auf den Irma-Traum heißt das: »Ich müßte für das ›Und‹ des Traumes ein ›Entweder – Oder‹ einsetzen, um dem Vorwurf des Unsinn zu entgehen.«²²

Wenn Freud der Witz vom durchlöcherten Kessel, dem Kleists Lustspiel *Der zerbrochne Krug* an die Seite zu stellen wäre, einfällt, so stellt sich

eine strukturelle Ähnlichkeit zwischen dem Witz und der Aussage von der Wunscherfüllung her. Ist der Witz nicht zuletzt komisch deswegen, weil er Löcher in die Konzeptionen von Logik, Identität und Ganzheit reißt und gewähren läßt, so gilt dieses auch für den Traum und seine Deutung: »Ich will nicht behaupten, daß ich den Sinn dieses Traumes [von Irmas Injektion] vollständig aufgedeckt habe, daß seine Deutung eine lückenlose ist.«²³ Es gibt also Löcher und Lücken in der Traumdeutung, die nicht nach Maßgabe eines Ganzheitsideals geschlossen werden können. Dazu Freud in einem Brief an Fließ vom 11.9.1899, der ihm offenkundig den umwegigen, verschlungenen, witzigen Stil der *Traumdeutung* angekreidet hatte:

»Die Traumsachen selbst halte ich für unangreifbar; was mir an ihnen mißfällt, ist der Stil, der unfähig war, den edlen einfachen Ausdruck zu finden, und in witzelnde, bildersuchende Umschreibungen verfallen ist. Ich weiß das, aber der Teil in mir, der es weiß und zu schätzen weiß, der produziert leider nicht. Daß der Träumende zu witzig ist, ist sicher richtig, aber es trifft weder mich, noch motiviert es einen Vorwurf. Alle Träumer sind ebenso unausstehlich witzig, und sie sind es aus Not, weil sie im Gedränge sind, ihnen der gerade Weg versperrt ist.«²⁴

Durch diese Anordnung von Witz und Traum erscheint die von Freud immer wieder aufgeführte Wunscherfüllung selbst wie ein Witz: ein gebogter und durchlöcherter Kessel, der, indem er nie wieder an seinen Ursprungsort und nie wieder zur Ganzheit zurückkehren kann, die Vorstellung eines vorausliegenden Ursprungs wie einer gegebenen, erst nachträglich zerstörten Ganzheit selbst in Frage stellt. Wenn Freud den Traum nicht nur als Text, sondern als krisenhaften Text, als lückenhaftes und selbstwidersprüchliches, witziges Textgebilde konstruiert, so wird, wie man schlußfolgern muß, davon auch die These von der Wunscherfüllung infiziert. Der Traum sagt nicht einfach: Das ist dein Wunsch; hier hast du ihn; nun weißt du, was du willst und es ist an dir, deinen Wunsch zu befriedigen. Was Freud im Zuge der Unstimmigkeiten und Dissonanzen seiner Deutung des Irma-Traumes entdeckt, ist nicht so sehr ein bei seinem Namen zu nennender Wunsch – die Unschuld gegenüber Irma –, sondern die unbewußte Natur des Wunsches: Das, was nicht präsentiert und nicht gewußt werden kann und eben deswegen eine Deutung erfordert. Während das Ich weiß, daß es an Irmas Schmerzen nicht Schuld ist, weiß der Traum, daß dieses Wissen unzureichend und bezogen auf den unbewußten Wunsch verfehlt ist. Paradoxe Weise erfüllt sich die Aussage »Der Traum ist eine Wunscherfüllung« darin, daß

sie sich verfehlt und dadurch zum Ausgangspunkt von Fragen wird. Im Falle Freuds: Was will ich wirklich? Als Arzt, als Mann, als Ehemann, als zukünftiger Vater und als der Schöpfer und Stifter der Psychoanalyse?²⁵

Warum aber kann sich der Traumwunsch nicht anders als krisenhaft, als ein durchlöchertes Gebilde artikulieren, dessen Sinn geborgt ist? Warum ist nicht nur der Traum, sondern auch die Deutung von der Krisenhaftigkeit und der konstitutiven Blindheit im Wissen selbst heimgesucht? Diese beunruhigenden Fragen, die allererst durch die *Traumdeutung* möglich geworden sind, haben ihre Ursache nicht zuletzt in der Freudschen Entdeckung eines ›sprechenden Unbewußten‹. Das Freudsche Unbewußte ist nicht eine substantielle tiefe, höhere, dämonische oder triebhafte Macht, sondern es ist das, was im Subjekt wie eine dem Subjekt fremde, nicht unmittelbar zugängliche Sprache spricht. Hatte Freud diese fremde, das Unbewußte artikulierende Sprache in den wirren, unverständlichen Klagen der Hysterikerinnen, in den Versprechern, den *slips of the tongue* oder im Witz vernommen, so wird er sie auch im Traum als einer Bildung des Unbewußten am Werke sehen; und er wird alles daran setzen, sie nicht zu entkräften, sondern sie zu hören und zu entziffern: als Artikulationen, die entstellt, umwegig wie alte verderbte Mythen das Subjekt jenseits seines Wissens strukturieren. Dieses Sprechen von woanders her vernimmt Freud nicht nur bei den anderen – der Hysterikerin, dem Patienten usw. –, sondern auch bei sich als ein sprachlich verfahrenes Andere. Von diesem Anderen im Subjekt erzählt der Irma-Traum ausdrücklich, wenn es heißt:

»Eine infiltrierte Hautstelle an der linken Schulter. Ich weiß sofort, das ist mein eigener Schulterrheumatismus, den ich regelmäßig verspüre, wenn ich bis tief in die Nacht wach geblieben bin. Der Wortlaut im Traume klingt auch so zweideutig: was ich ... wie er spüre. Am eigenen Körper spüre, ist gemeint. Übrigens fällt mir auf, wie ungewöhnlich die Bezeichnung ›infiltrierte Hautpartie‹ klingt.«²⁶

Während Freuds Ich die ganze Zeit sagt, daß ihn der Schmerz Irmas nichts anginge, kommt hier zur Sprache, daß er die weibliche Klage als ein dem eigenen Körper schmerzhaft eingeschriebenes Fremdes zu spüren bekommt. Wie Irma diese fremde Inschrift im ›Eigenen‹ figuriert, so konstituiert der Traum den anderen nicht nur als Gegenstand, sondern als Figurierung eines im Subjekt sprechenden Anderen. Wenn der Traum unter den Bedingungen des Schlafes, sofern dieser die zensurierenden, von der Instanz des Bewußtseins regierten Abwehrkräfte min-

dert, die Bildungen des Unbewußten in fremden Figuren artikuliert, so heißt das noch lange nicht, daß wir nur träumen, wenn wir schlafen: »Das Unbewußte«, so heißt es einmal bei Jacques Lacan, »ist genau die Hypothese, daß man nicht nur träumt, wenn man schläft.«²⁷ Gibt es danach keinen kategorialen Unterschied zwischen dem Träumen und dem Wachen, so wird es der flüchtig und vielleicht fast unmerkliche Traum gewesen sein, der Freud (und uns) aus der Illusion einer allumfassenden Wachheit und Wachsamkeit mit ihren Tageslösungen aufgeweckt und die alarmierende Frage nach einem anderen Sprechen und Sprechen des Anderen im Subjekt aufgeworfen hat.

Nun klingt das Sprechen, bzw. das Sprachliche im Traum von Irmas Injektion selber als Motiv an, das zugleich eine signifikante Funktion übernimmt. Während Freud der Irma-Figur zur ärztlichen Inspektion den Mund öffnet und eines grausigen Anblicks ansichtig wird, taucht gegen Ende des Traumes eine chemische Formel auf, die Freud »fettgedruckt«²⁸ wie eine Schrift vor sich sieht. Es geht also um eine Art Bild und um eine Schrift. Lacan hat in seiner Relektüre des Irma-Traums diese beiden Szenen akzentuiert und ihre Abfolge als einen theoretisch entscheidenden Wink gelesen. In seinem Seminar *Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse*, das Freuds Lehre aus den Fängen der Ich-Psychologie zu befreien sucht,²⁹ kommentiert Lacan diesen in Bellevue geträumten Blick in den Schlund als den Wunsch, das Reale, das sich im Dialog des *Ego* mit dem Objekt immer entzieht, zu sehen und zu wissen:

»Nachdem er's [Freud] geschafft hat, daß die Person den Mund aufmacht – gerade darum geht's in der Realität, daß sie den Mund nicht aufmacht –, sieht er auf dem Grund diese mit einem weißlichen Häutchen überzogenen Nasenmuscheln, ein scheußlicher Anblick. Es gibt zu diesem Mund alle Äquivalenzbedeutungen, alle Verdichtungen, die Sie nur wollen. Alles vermischt und assoziiert sich in diesem Bild, vom Mund bis zum weiblichen Geschlechtsorgan [...]. Es gibt da eine schreckliche Entdeckung, die des Fleisches, das man niemals sieht, den Grund der Dinge, die Kehrseite des Gesichts, des Antlitzes, die Sekreta par excellence, das Fleisch, aus dem alles hervorgeht, aus der tiefsten Tiefe selbst des Geheimnisses, das Fleisch, insofern es leidend ist, insofern es unförmig ist, insofern seine Form durch sich selbst etwas ist, das Angst hervorruft.«³⁰

An dieser Stelle des Traums hört Freud nicht und liest Freuds Traum-Ich nicht, sondern es sieht. Was aber sieht es? Einen grauenerregenden Anblick. Das Grauen scheint von einer Unförmigkeit auszugehen, mit der

sich alles mit allem vermischen und assoziieren kann – vom Mund bis zum weiblichen Geschlechtsorgan. Wenn der geträumte Blick den Wunsch betrifft, das Lebendige, den Grund allen Lebens zu sehen und als Objekt medizinisch-wissenschaftlichen Wissens zu konstituieren, so zeichnet sich ein signifikanter Bezug zur folgenden ›Schrift-Szene‹ ab: Vor den unsäglichen Anblick schiebt sich, in fett gedruckten Lettern, eine Formel, welche die Formel für Trimethylamin ist, ein Zersetzungsprodukt des Spermas. Wie im 5. Buch Daniel, dem zufolge während eines Gelages dem Jehova lästernden Belsazar an einer Wand eine ihn zu Tode erschreckende Schrift erscheint, welche die berauschten Gäste weniger ihres Inhalts als ihres Schriftcharakters wegen entsetzt, so läßt sich die Formel auch bei Freud als Figurierung von Schrift lesen. Während Freud diese Formel und deren Erscheinen in fetten Druckbuchstaben nur erwähnt, wird sie Lacan in seiner Relektüre als Formel AZ mit dreimal CH₃ anschreiben. Lacan avisiert eine Lesart des Traumes, die sich weniger auf die inhaltliche Bedeutung als vielmehr auf die Strukturierung des Traumes richtet. Danach setzt sich die Struktur des Traumes aus unterschiedlichen Figurationen zusammen: aus Ich-Figurationen (a); aus einem Anblick, der grauenhafter Weise nur zeigt, daß sich etwas zeigt (b), und aus einer Formel aus Buchstaben, in der ein Ingredienz des Zeugungsstoffes in symbolisierter Form erscheint (c). Diese drei Modi wird Lacan als die drei das Subjekt konstituierenden Register anschreiben: das Imaginäre (Ich-Figurationen), das Symbolische (Formel) und das Reale als das, was sich der Symbolisierung entzieht. Diese drei nicht aufeinander abbildbaren, sondern ineinander verknoteten Register sieht Lacan in Freuds Traum und seiner Deutung am Werke:

»Was den wahrhaft unbewußten Wert des Traums ausmacht [...], ist die Suche nach dem Wort, die direkte Frontstellung gegen die geheime Realität des Traums, die Suche nach der Bedeutung als solcher. Inmitten all seiner Kollegen, dieses Konsensus der Republik derer, die wissen [...], inmitten dieses Chaos enthüllt sich Freud in diesem ursprünglichen Moment, in dem seine Lehre entsteht, der Sinn des Traums – daß es kein anderes Traumwort gibt als die Natur des Symbolischen selbst.«³¹

Aus einer anderen, nachträglichen Position heraus, in der Freuds Lehre mit Bezug auf den symbolischen Anderen, also signifikantentheoretisch umgeschrieben worden ist, hat sich Jacques Lacan der Frage gestellt, warum Freud ausgerechnet diesen Traum als Initial der *Traumdeutung* und der Psychoanalyse privilegiert hat. Hatte bereits die Ironie und Selbstironie in der Rede Freuds die manifesten Aussagen in Zweifel ge-

zogen, so zeigen sich in Lacans Lektüre die »drei Kategorien des Imaginären (die ganze Clownerie seiner Ichfunktionen und Identifizierungen), des Symbolischen (die Formel Trimethylamin) und, so weit das überhaupt sichtbar werden kann, des Realen, in dem entsetzlichen Gebilde in Irmas Schlund.«³² Nach Maßgabe dieser Lektüre ist der Irma-Traum nicht nur ein Traum von dem »nie unschuldigen Wunsch nach Erkenntnis«,³³ sondern ein Traum vom Einbruch oder Aufscheinen der Struktur des Subjekts des Unbewußten.³⁴

Lange nach der Deutung des Traums von Irmas Injektion, nach anderen von Freud erzählten Träumen und deren weit gefächerter Deutung schlägt Freud unter dem Titel *Traumarbeit* ein metapsychologisches Thema an. Es ist der theoretischen Konstruktion der Gesetze der Traum- bildung gewidmet. Der Traum, so lautet das von Freud konstruierte Gesetz, bildet sich nach einem dreifaltigen Mechanismus oder durch drei kooperierende »Werkmeister«: die »Verdichtung«, »Verschiebung« und »Rücksicht auf Darstellbarkeit«.³⁵ In dem Maße, wie die Verdichtung und Verschiebung mit den rhetorischen Figuren von Metapher und Metonymie übereinstimmen, in dem Maße, wie sich mit Freud eine Rhetorik des Unbewußten abzeichnet, tritt die sprachlich-textuelle Natur des Unbewußten hervor. Das heißt: Nicht das einzelne Traumelement enthält in sich eine Bedeutung, einen »Bilderwert«, sondern die Zeichenhaftigkeit entsteht erst in bezug zu anderen Traumelementen oder, signifikantentheoretisch ausgedrückt: in bezug zum symbolischen Anderen. So formuliert Freud im Hinblick auf die zwei von ihm konstruierten Pole, den manifesten Traum und den zu erschließenden latenten Traumgedanken:

»Der Trauminhalt ist gleichsam in einer Bilderschrift gegeben, deren Zeichen einzeln in die Sprache der Traumgedanken zu übertragen sind. Man würde offenbar in die Irre geführt, wenn man diese Zeichen nach ihrem Bilderwert anstatt nach ihrer Zeichenbeziehung lesen wollte. Ich habe etwa ein Bilderrätsel (Rebus) vor mir: ein Haus, auf dessen Dach ein Boot zu sehen ist, dann ein einzelner Buchstabe, dann eine laufende Figur, deren Kopf wegapostrophiert ist u. dgl.«³⁶

Von heute aus läßt sich zusammenfassend sagen: Freud entdeckt, daß die Bildungen des Traumes einer Differenzstruktur folgen, die mit der unableitbaren Struktur der Sprache zusammenfällt. Damit trifft sich seine Konzeption der Traumarbeit in gewisser Weise mit den fast gleichzeitigen Entdeckungen der strukturalen Linguistik Ferdinand de Saussures, sofern beide die Differenz zwischen den sprachlichen Ele-

menten berücksichtigen. Schematisch gesagt: a ist bedeutsam nur, sofern es nicht b ist, bzw. sich von allen anderen Buchstaben unterscheidet. Wird Lacan diese Differenzstruktur der Sprache radikalisieren, indem der Signifikant das wird, was nur in bezug auf den symbolischen Anderen entsteht, so wird, wie Freud im Kapitel über die *Traumarbeit* darlegt, der Bezug durch die Figuren der Verdichtung / Substitution / Metapher und der Verschiebung / Kontiguität / Metonymie konstituiert.

Das Rätselhafteste der Traumarbeit aber ist das, was Freud die »Rücksicht auf Darstellbarkeit« nennt. Warum? Weil die Rede ein Signifikat, einen Sinn vorauszusetzen scheint, der nachträglich repräsentiert werden muß oder kann. Bei Freud jedoch geht es um ein anderes Konzept der Nachträglichkeit: nicht um ein repräsentatives, sondern um ein performatives Konzept. Der Signifikant erzeugt allererst in bezug auf einen anderen Signifikanten das, wovon er zeugt. Wenn Freud das »Bilderrätsel« als Strukturmodell des Traums anführt, so zeichnet sich damit zugleich ein epistemologisches Paradigma ab: Konstruiert aus den Zügen des manifesten Bildes, ist das »Rätsel« nicht wie im metaphysischen Paradigma »hinter« oder »unter« dem Bild versteckt, sondern als ein Fremdes im Traumgebilde »selbst«. Wir hätten es mit dem Paradox einer Oberfläche ohne Tiefe zu tun.³⁷

Im Zuge dieser signifikanten, den rhetorischen Gesetzen der Metapher / Verdichtung und Metonymie / Verschiebung folgenden Anordnung, dem nicht nur der Traum, sondern auch die Deutung unterliegt, wird das Konzept eines ursprünglichen Wunsches, den es in der Deutung zu enthüllen gelte, obsolet. Vielmehr gilt es, die Entstellung / Darstellung als Verdichtung und Verschiebung und damit die uneinholbare Fremdheit als Moment der Traumschrift zu lesen. »Jeder Traum«, so Freud in einer Fußnote zur Deutung seines Traums von Irmas Injektion, »hat mindestens eine Stelle, an welcher er unergründlich ist, gleichsam einen Nabel, durch den er mit dem Unerkannten zusammenhängt.«³⁸

Gegen Ende seiner Schrift *Die Traumdeutung* kehrt das Bild vom Nabel des Traums noch einmal wieder:

»In den bestgedeuteten Träumen muß man oft eine Stelle im Dunkeln lassen, weil man bei der Deutung merkt, daß dort ein Knäuel von Traumgedanken anhebt, der sich nicht entwirren will, aber auch zum Trauminhalt keine weiteren Beiträge geliefert hat. Dies ist dann der Nabel des Traums, die Stelle, an der er dem Unerkannten aufsitzt. Die Traumgedanken, auf die man bei der Deutung gerät, müssen ja ganz allgemein ohne Abschluß bleiben und nach allen Seiten hin in die netzartige Verstrickung unserer

Gedankenwelt auslaufen. Aus einer dichteren Stelle dieses Geflechts erhebt sich dann der Traumwunsch wie der Pilz aus seinem Mycelium.«³⁹

Im Sprung von der Fußnote in den Haupttext hat sich eine kleine Veränderung vollzogen: Jetzt ist der Nabel des Traumes nicht mehr jene Stelle, durch die der Traum mit dem Unerkannten zusammenhängt, sondern die, an welcher er dem Unbekannten aufsitzt. Wenn ›aufsitzen‹ neben vielem anderen die Bedeutung von ›festsitzen‹ hat, dann hat der Aufstieg von der Fußnote zum Haupttext zugleich eine Radikalisierung mit sich gebracht. Der Nabel ist nicht länger eine Transformationsstelle des Übergangs zwischen dem Erkannten und dem Unerkannten, sondern er ist die Stelle, an der die Deutung festsetzt. Es gibt in jeder Deutung und im Zuge jeder Deutung einen Rest; etwas, das der Symbolisierung unzugänglich ist. Wird damit an das Register des Realen appelliert, so verlaufen, der Logik des Bildes zufolge, die Traumgedanken nicht einfach in alle Richtungen, sondern sie verstricken sich ›netzförmig‹. Taucht damit das Konzept einer unendlichen Textur auf, so hat der Signifikant ›Netz‹ auch die Bedeutung eines Gewebes, in dem man sich, ohne Ausweg, verfangen und verstricken kann. Sind Traum und Deutung, da sie beide der netzartigen entstellenden Signifikantenstruktur folgen müssen, ineinander verfangen und verstrickt, so folgt daraus: *Die Traumdeutung* konstituiert sich nicht allein als Wissenskorpus, der ohne Rücksicht auf Darstellbarkeit abgerufen und mechanisch angewendet werden könnte; vielmehr stellt sie sich als ein Text dar, dessen bildliche und buchstäbliche Konfigurationen immer wieder und immer wieder das erste Mal gelesen werden müssen.

Anmerkungen

- 1 So der Titel der von Marie Bonaparte und Anna Freud besorgten Erstveröffentlichung der Briefe an Fließ [= *Aus den Anfängen der Psychoanalyse. Briefe an Wilhelm Fließ. Abhandlungen und Notizen aus den Jahren 1887-1902*], Frankfurt am Main 1950.
- 2 Freud an Fließ, 12.VI.1900, in: Sigmund Freud, *Briefe an Wilhelm Fließ 1887-1904*, Ungekürzte Ausgabe, hrsg. von Jeffrey Moussaieff Masson. Deutsche Fassung von Michael Schröter, Frankfurt am Main 1986, 458.
- 3 Freud an Fließ, 11.III.1900, 442.
- 4 Freud an Fließ, 7.V.1900, 453.
- 5 Vgl. Sigmund Freud: »Die Traumdeutung«, in: ders., *Gesammelte Werke* [GW] I-XVIII Bde. und Nachtragsband, Frankfurt am Main, ⁶1976ff, hier GW II/III, 110f.
- 6 Ebd.
- 7 Vgl. ebd., 111.
- 8 Ebd., 111f.
- 9 Ebd., 123.

- 10 Ebd., Anm. 1.
- 11 Vgl. Jacques Lacan: *Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse. Das Seminar von Jacques Lacan. Buch II, 1954 -1955*, Textherstellung durch Jacques-Alain Miller, übersetzt von Hans-Joachim Metzger, herausgegeben in deutscher Sprache von Norbert Haas; im folgenden abgekürzt als SE II, 196.
- 12 Vgl. ebd., 193.
- 13 Im Anschluß an Lacan hat Shoshana Felman den ironischen und selbstironischen Zug des Freudschen Textes herausgearbeitet. Vgl. Shoshana Felman: »Competing Pregnancies: The Dream from which Psychoanalysis Proceeds (Freud, The Interpretation of Dreams), in: dies., *What does a Woman want? Reading and Sexual Difference*, Baltimore and London 1993, 68-120, bes. 89f.
- 14 Freud, »Die Traumdeutung«, GW II/III, 113.
- 15 Vgl. Sarah Kofman: *L'énigme de la femme. La femme dans les textes de Freud*, Paris 1980; dazu genauer vgl. Felman, »Competing Pregnancies«, 87f.
- 16 Freud an Fließ, 7.V.1900, 453.
- 17 Felman, *What does a Woman Want?*, 90.
- 18 Freud, »Die Traumdeutung«, GW II/III, 124f.
- 19 Freud, »Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten«, in: ders., GW VI, 65.
- 20 Ebd. 233f.
- 21 Ebd., 234.
- 22 Ebd., 234f.
- 23 Freud, »Die Traumdeutung«, GW II/III, 126.
- 24 Freud an Fließ, 11.IX.1899, 407; vgl. hierzu grundlegend Jutta Prasse: »Der blöde Signifikant und die Schrift – Stilfragen«, in: *Der Wunderblock. Zeitschrift für Psychoanalyse*, Berlin 1982, Nr. 9, 3-22 (1. Teil) und Nr. 10, Berlin 1983, 327-49 (2. Teil).
- 25 Vgl. hierzu grundsätzlich Felman, *What does a Woman Want?*, bes. 92-99.
- 26 Freud, »Die Traumdeutung«, GW II/III, 118.
- 27 Zit. nach Felman, *What does a Woman Want?*, 91.
- 28 Freud, »Die Traumdeutung«, GW II/III, 112.
- 29 Vgl. Lacan, SE II; vgl. hierzu den Kommentar von Jutta Prasse: »Lacan liest Freuds Traumdeutungen«, in: dies., *Sprache und Fremdsprache. Psychoanalytische Aufsätze*, herausgegeben von Claus Dieter Rath, Bielefeld 2004, 139-156, bes. 141-144.
- 30 Lacan, SE II, 199f.
- 31 Lacan, SE II, 205f.
- 32 Vgl. Prasse, »Lacan liest Freuds Traumdeutungen«, 145.
- 33 Ebd.
- 34 Vgl. Lacan, SE II, 205.
- 35 Freud, »Die Traumdeutung«, GW II/III, »Kapitel VI. Die Traumarbeit, 283-512, insbesondere »A Die Verdichtungsarbeit, »B Die Verschiebungsarbeit, »C Die Darstellungsmittel des Traums«, »D Die Rücksicht auf Darstellbarkeit«, 283-354.
- 36 Ebd. 283f.
- 37 Vgl. Rainer Nägele: »Vexierbilder des Anderen«, in: ders., *Literarische Vexierbilder. Drei Versuche zu einer Figur*, Eggingen 2001, 27.
- 38 Freud, »Die Traumdeutung«, GW II/III, 116; vgl. hierzu und zum folgenden den nach wie vor grundlegenden Text von Samuel Weber: *Freud-Legende. Drei Studien zum psychoanalytischen Denken*, Olten, Freiburg im Breisgau 1979.
- 39 Freud, »Die Traumdeutung«, GW II/III, 530.

Über Sublimierung.

Eine Phantasie Leonardo da Vincis – eine Konstruktion Sigmund Freuds

Über Sublimierung, über diesen Begriff, über dieses Wort, möchte ich heute im Folgenden ein wenig nachdenken.¹ Sublimierung ist ein Wort, das vermutlich jede/r selbst schon einmal in den Mund genommen haben wird – aber, um was zu bezeichnen? Dieser Begriff ist nämlich auch Schauplatz für einen bemerkenswerten Widerstreit der Bedeutungen. Einerseits scheint es eindeutig, daß das Adjektiv *sublim* Eigenschaften wie fein, erhaben und vergeistigt bezeichnet. Von *Sublimierung* spricht man, um etwas zu bezeichnen, das in die Höhe gehoben wurde, oder von dem man auch sagen könnte, es stehe erhaben über den anderen Dingen. Sicher spielt auch die Assoziation an Platons Philosophie mit, in der Sublimierung den Aufstieg der niederen sinnlichen Dinge des Körpers in die erhabenen Regionen des Geistes zu erkennen. Ganz in diesem Sinne übersetzt der Duden *sublimieren* mit: »den unbefriedigten Geschlechtstrieb in kulturelle Leistungen umsetzen«.² Das zweite große Bedeutungsfeld führt hinüber zur Chemie, hier bezeichnet Sublimation den unmittelbaren »Übergang eines festen Stoffes in den Gaszustand«.³ Es scheint also, als ob es sich bei dem allgemeinen Sprachgebrauch der Sublimierung um die Metaphorisierung eines chemischen Prozesses, und zwar des Übergangs von einer festen Stofflichkeit in eine gasförmige, handle, als ob dieser Prozeß auf den geistigen Vorgang der Vergeistigung körperlicher Dinge übertragen würde. Soweit die eine Sinnrichtung. Zerlegen wir aber das Wort in seine Vor- und Hauptsilbe, dann kehrt sich die Richtung des Sinns fast um. Die Vorsilbe *sub* bezeichnet im La-

teinischen *unter*, sie führt also keineswegs hinauf, sondern hinab, führt nicht auf den Gipfel, sondern hinunter, vielleicht nicht nur ins Tal, sondern mehr noch in eine Unterwelt. *Limen* bezeichnet im Lateinischen die Schwelle, *limen* ist verwandt mit *limes*, dem Querweg, dem Rain, der Grenze.⁴ *Limes* bezeichnet in der Mathematik den Grenzwert, auf den eine Zahlenreihe zustrebt. Von *subliminal* spricht man, wenn man etwas bezeichnen will, was unterschwellig vorhanden ist. Statt ins Erhabene führt die Sublimierung, so gelesen, hinab in eine Unterwelt, strebt hier unten auf eine Grenze zu, bezeichnet eine Schwelle, die gerade nicht in der höchsten Höhe, sondern vielleicht eher in der tiefsten Tiefe zu suchen wäre. Will man nun diese höchst gegenläufigen Sinnrichtungen zusammenfügen, dann wird man die Sublimierung an zwei Orten zugleich, nämlich dem Erhabenen der höchsten Gipfel wie der Unterwelt suchen müssen. Querwege und Raine, also jene Wege, die fruchtbare Acker teilen, sind dabei zu überqueren, um sich diesem eigenartigen Zustand eines Übergangs eines festen körperlichen Stoffs in ein luftiges körperloses Gas zu nähern. Sublimierung bezeichnet somit auch eine Schwelle, einen Moment des Übergangs, ein Streben auf eine Grenze zu, aber zugleich auch einen Schauplatz, auf dem zwei höchste Gegensätze in ein Verhältnis miteinander treten, sei es der Gegensatz zwischen Körper und Geist, Stoff und Gas, oder auch jener zwischen der Höhe und dem, was unten vermutet wird.

Nähern wir uns diesem schillernden Begriff noch einmal anders, indem wir einen Bezug herstellen zum Reich der Wünsche, zum Feld des Unbewußten, wie Freud es definiert. Nun reicht es nicht mehr aus, nur zu sagen, Sublimierung bezeichne das Interesse eines Menschen für die sogenannten höheren kulturellen Werte wie Musik, Kunst, Literatur, Wissenschaft oder überhaupt eine intellektuelle Tätigkeit. Es geht offenbar um mehr, es geht immer auch um eine besondere Befriedigung, welche die Sublimierung gewährt. Nicht umsonst spricht man von der/dem Kunstliebhaber/in wie auch vom Kunstgenuß. Es geht im Fall einer Sublimierung auch um eine besondere Befriedigung, um eine Form der Liebe und um eine besondere Art der Lust, um ein Genießen. Darüber hinaus scheint die Sublimierung unmittelbar mit dem Schönen zusammenzugehören. Wie aber? Die Neigung, die Bezeichnung Sublimierung nur jenen Werken vorzubehalten, die man zugleich als erhaben und schön bewertet, scheint sehr mächtig zu sein. Wenn man sich beispielsweise der Reaktionen auf den Literaturnobelpreis für Elfriede Jelinek in diesem Jahr erinnert, dann kann man in den wütenden Protesten ebenso et-

was über die Macht des Willens zur Idealisierung der Kunst, ja aller kreativen Produktionen erkennen, aber auch etwas über die Abscheu und auch den Haß erfahren, welche eine Literatur hervorruft, die sich dem Ideal nicht fügt, sondern die Kehrseite, den Abgrund des Leidens und der Gewalt zur Sprache und auch in die Sprache bringt. Diese Abscheu trifft ebenso ein Wissen, das sich dem Unglück und Gewalt, das sich den zerstörerischen Trieben im Menschen zuwendet, eine Abscheu, der sich die Psychoanalyse auf dem Feld der Wissenschaft immer wieder aufs Neue ausgesetzt weiß. Die Psychoanalyse, Freuds Erfindung, produziert weder ein schönes noch ein erhabenes Wissens, sondern eher ein abgründiges. Diesem anderen Wissen entgegen stemmt sich der Wille zum Ideal. Allzu leicht wird Sublimierung mit einer Idealisierung verwechselt, ganz so, als ob man mehr oder minder verzweifelt versucht, nur die schöne Kunst, nur die schöne Musik, nur die schöne Literatur zu lieben, ganz so, als ob man mit diesem Verfahren über die Schatten und Abgründe im Leben hinweg sehen könne. Der Wille zur Idealisierung verleugnet zugleich mit aller Gewalt die Gewalt des Glanzes des Schönen, denn das Schöne erstrahlt um so gewaltiger, ja blendet uns um so stärker, je näher es vom Abgrund her zu uns herüber strahlt. Oder um es noch einmal mit dem so berühmten Rilke-Vers zu sagen:

»Wer, wenn ich schriee, hörte mich denn aus der Engel
Ordnungen? und gesetzt selbst, es nähme
einer mich plötzlich ans Herz: ich verginge von seinem
stärkeren Dasein. Denn das Schöne ist nichts
als des Schrecklichen Anfang, den wir gerade noch ertragen,
und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäh,
uns zu zerstören.«⁵

Dort an dieser Grenze zur Unterwelt, an der das Schöne aufscheint, dort, an dieser Grenze, wo die Zerstörung beginnt, wo die destruktiven Kräfte hausen, dort, an dieser Grenze, wo jenseitige Wesen wie Engel allein noch sein können, dort, an dieser Grenze, auf welche die Sublimierung womöglich zustrebt, ist man als Lebende/r allein. Niemand hört. Kein Anderer mehr, reine Abwesenheit, nichts als Leere. Nur die reine Schönheit eines unsterblichen Wesens wie man sie Engeln nachsagt, könnte den Schrei des Subjekts noch hören. Rilke spricht hier von einer Erfahrung im Dichten, von einer Begegnung mit dem Andern, von einer Begegnung, in der das Fehlen eines Andern, der hören kann, unvermittelt umschlägt in die Gegenwart eines schrecklichen allgewaltigen An-

dem als Boten und Wächter an der Schwelle der Unterwelt. Auch diese Doppelgesichtigkeit des Andern, seine Abwesenheit wie schreckliche Unmittelbarkeit gehört vermutlich, sofern man Rilke hier folgen will, zu den Bedingungen, unter denen Sublimierung stattfindet. Wenn es sich so verhält, wie Rilke hier in der *Ersten Duineser Elegie* sagt, was liebt dann also die/der Kunstliebhaber/in in der Sublimierung? Mit Rilke müßte man antworten: nicht nur das Schöne, sondern ebenso das Schreckliche, und zwar insbesondere jenen Schrecken, der vom Andern herstrahlt und bis zur Selbstzerstörung führen kann. Soweit mein erster Auftakt zur Sublimierung.

Aber der Sublimierung ist auch eine andere Hälfte eigen, zur Sublimierung gehören wohl untrennbar auch immer ein Leiden und eine Melancholie. Diese These möchte ich im Folgenden auf unterschiedliche Weise begründen. Ich beginne mit der Anmerkung, daß sich auch Freuds *Traumdeutung* als eine Sublimierung lesen läßt – und zwar nicht nur, weil sie die Geburtsstunde und den Grundstein der Erfindung der Psychoanalyse darstellt, sondern weil eben auch ein Leiden ursprünglich zur *Traumdeutung* gehört. Freud schreibt in seinem zweiten Vorwort zur *Traumdeutung* im Jahr 1908, nachdem er zuvor festgestellt hat, daß das Buch gegenüber seinen Revisionsversuchen ein eigentümliches Beharrungsvermögen bewies, folgendes:

»Für mich hat dieses Buch nämlich noch eine andere subjektive Bedeutung, die ich erst nach seiner Beendigung verstehen konnte. Es erwies sich mir als ein Stück meiner Selbstanalyse, als meine Reaktion auf den Tod meines Vaters, also auf das bedeutsamste Ereignis, den einschneidendsten Verlust im Leben eines Mannes. Nachdem ich dies erkannt hatte, fühlte ich mich unfähig, die Spuren dieser Einwirkung zu verwischen.«⁶

Mit Freud muß man feststellen, daß zu dem bekannten Element der Erfindung und der Schöpfung immer noch etwas anderes hinzutreten muß, damit es zur Sublimierung kommt, etwas, was ich versuchsweise den anderen Grund der Sublimierung nennen möchte, so daß eigentlich von einem Abgrund zu sprechen wäre, einem Abgrund, der sich herstellt in einem je besonderen Zusammenhang zwischen Schöpfung und Verlust, zwischen Erfindung und Trauma, zwischen Sublimierung und Einschnitt im Leben eines Menschen.

Damit sind nun diese zwei Töne angeschlagen, der Ton des Schönen, jedoch im Rilkeschen Sinne, wie der des Leidens, die im Folgenden meine Gedanken tragen werden. Mein Ziel ist es, den Zusammenhang zwischen Sublimierung und Trauma in ihrer je besonderen Konstellation

mit dem Schönen und dem Leiden ein wenig zu erhellen. Dazu will ich zunächst den Begriff mit einigen theoretischen Prämissen Freuds zur Sublimierung im Verhältnis zum Trieb beleuchten, um von hier aus dann die Frage zu stellen, was es mit dem Objekt der Sublimierung auf sich hat, was dies Objekt so besonders macht. Struktur und Funktion dieses besonderen Objekts werde ich danach mit Freuds Studie zur Sublimierung im Fall Leonardo da Vincis und dem Lächeln der Mona Lisa ein wenig näher erforschen. Schlußendlich will ich noch einige Worte zu der Art und Weise verlieren, wie die Sublimierung uns unterhält. Das heißt, ich möchte fragen, ob die Sublimierung vielleicht weniger geeignet wäre, das Lustprinzip zu befriedigen, sondern vielmehr das Begehren und damit das Subjekt selbst zu unterhalten? Der Unterhalt, den uns die Sublimierung gewährt, wäre dann nicht nur im Sinne einer willfähigen Zerstreuung zu verstehen, sondern auch im Sinne einer Stütze zum Überleben.

Zum Begriff Sublimierung – oder: Was heißt Ablenkung vom Ziel?

Was findet man in Freuds Texten zur Sublimierung? Als erstes fällt auf, daß Freud diesen Begriff nie systematisch ausgearbeitet hat, zu ihm gibt es keine metapsychologische Abhandlung wie etwa zum Unbewußten, zum Trieb, zum Ich etc. Allerdings kommt Freud immer wieder auf die Sublimierung zurück und dieses stete Wiederaufgreifen deutet an, daß die Sublimierung im Denken Freuds nicht nur eine Nebenpartie spielt. Zweitens fällt auf, wie schwer faßbar dieser Begriff bleibt, eine Unfaßbarkeit, die Freud mit einem höchst eigentümlichen Stil offenkundig macht. Diesem Stil begegnet man schon in einer der ersten Aussagen zur Sublimierung. So heißt es in den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* von 1905:

»Die Kulturhistoriker scheinen einig in der Annahme, daß durch solche Ablenkung sexueller Triebkräfte von sexuellen Zielen und Hinlenkung auf neue Ziele, ein Prozeß, der den Namen Sublimierung verdient, mächtige Komponenten für alle kulturellen Leistungen gewonnen werden.«⁷

Sehr klar scheint das Verhältnis zwischen Sublimierung und Trieb definiert, allerdings als eines der Ablenkung, und zwar der Ablenkung des Triebes von seinem Ziel. Dennoch eine eindeutige Aussage, so scheint es.

Was so einfach scheint, führt sogleich in einen der Abgründe des psychoanalytischen Wissens. Denn um die Rede Freuds der Ablenkung des Triebes von seinen sexuellen Zielen zu begreifen, müßte man wissen, was Freud unter dem sexuellen Trieb und seinem Ziel überhaupt versteht. Hier wäre nun eigentlich eine längere Darstellung zu Freuds Triebbegriff vonnöten – und zwar insbesondere, um an die Fremdartigkeit dessen zu erinnern, was Freud mit Trieb zu bezeichnen versucht – ich kann und will das hier nicht leisten, sondern werde mich auf einige wesentliche strukturelle Momente beschränken. Den Triebbegriff hat Freud 1915 in *Triebe und Triebchicksal*⁸ einer systematischen Ausarbeitung unterzogen. Vor allem zwei Merkmale scheinen mir im Kontext der Sublimierung wichtig: 1. Der Trieb ist ein steter Reiz – diese Stetigkeit unterscheidet ihn von biologischen Reizen, die immer einem Rhythmus unterliegen. Der Trieb somit gehorcht nicht mehr der Biologik. 2. Der Trieb entzieht sich jeglicher Vorstellung. Vom Trieb können wir nur etwas wissen, sofern er sich an Objekte heftet, die die begehrte Wunscherfüllung versprechen. Der Trieb ist also nur an seinen Objekten erkennbar sowie an den Vorstellungen dieser Objekte; er selbst entzieht sich der Darstellung, und zwar, ich betone das, auch auf der Ebene des Unbewußten.

»Ich meine wirklich, der Gegensatz von Bewußt und Unbewußt hat auf den Trieb keine Anwendung. Ein Trieb kann nie Objekt des Bewußtseins werden, nur die Vorstellung, die ihn repräsentiert. Er kann aber auch im Unbewußten nicht anders als durch die Vorstellung repräsentiert sein. Würde der Trieb sich nicht an eine Vorstellung heften oder nicht als ein Affektzustand zum Vorschein kommen, so könnten wir nichts von ihm wissen.«⁹

Man kann daraus den Schluß ziehen: Will man vom Trieb etwas wissen, muß man sich seinen Objekten und den dazugehörigen Vorstellungen zuwenden. Vermutlich könnte man analog auch von der Sublimierung sagen: Will man etwas von ihr wissen, wird man sich an ihre Objekte halten müssen. Weiter sagt uns Freud, daß der Trieb sich so gut wie nie direkt und unmittelbar an seinem Objekt befriedigen kann, da sich ihm immer schon ein Widerstand entgegenstellt, und zwar keineswegs der Widerstand einer frustrierenden Umwelt, sondern jener Widerstand, der vom psychischen Apparat selbst ausgeht. Schon der Widerstand des psychischen Apparats bringt den Trieb von seinem primären Ziel der unmittelbaren Befriedigung ab, verwandelt den sexuellen Trieb, der damit zum entscheidenden Motor der geschichtlich-kulturellen Entwick-

klung des Subjekts mutiert. Denn jeder Triebreiz stelle, so Freud, eine Arbeitsanforderung an den psychischen Apparat dar, er zwingt unweigerlich zur Produktion von Vorstellungen und Phantasien über das begehrte Objekt; er provoziere ein Denken, in dem erprobt wird, wie an das begehrte Objekt heranzukommen sei – sei es etwa durch die halluzinatorische Wunscherfüllung, durch Phantasien oder auch eine Bearbeitung der Außenwelt. Sagt man aber nun nicht genau diese Verschiebung vom sexuellen Objekt auf so genannte höhere kulturelle Werte auch der Sublimierung nach? Anders gesagt, mit dieser Wendung unterminiert Freud selbst die vermeintlich sichere Differenz zwischen sexuellem Trieb und Sublimierung bereits auf der Ebene der Definition des Triebbegriffs. Man könnte sich angesichts dieser Wirkung des Triebs auf den psychischen Apparat durchaus fragen: Ist also nicht alles Sublimierung? Jedoch, Freud beharrt entschieden auf dem anderen Ziel des Triebs im Falle seiner Sublimierung. Was hat dieses Beharren zu bedeuten, worauf deutet es hin?

Es muß offenbar noch etwas hinzukommen, bevor wir Freuds These von der Ablenkung des Triebs von seinem Ziel verstehen können. Dieses Etwas trägt den Namen Narzißmus. In *Das Unbehagen in der Kultur* von 1930 stellt Freud zur Sublimierung fest:

»Eine andere Technik der Leidabwehr bedient sich der Libidoverschiebungen [...]. Die zu lösende Aufgabe ist, die Triebziele solcherart zu verlegen, daß sie von der Versagung der Außenwelt nicht getroffen werden können. Die Sublimierung der Triebe leiht dazu ihre Hilfe. Am meisten erreicht man, wenn man den Lustgewinn aus den Quellen psychischer und intellektueller Arbeit genügend zu erhöhen versteht. [...] Die Befriedigung solcher Art, wie die Freude des Künstlers am Schaffen, an der Verkörperung seiner Phantasiegebilde, die des Forschers an der Lösung von Problemen und am Erkennen der Wahrheit, haben eine besondere Qualität, die wir gewiß eines Tages werden metapsychologisch charakterisieren können. [...] Die Schwäche dieser Methode liegt aber darin, daß sie nicht allgemein verwendbar, nur wenigen Menschen zugänglich ist.«¹⁰

Freud nimmt hier Bezug auf seinen metapsychologischen Aufsatz *Zur Einführung des Narzißmus* von 1914.¹¹ Mit Narzißmus bezeichnet Freud den Vorgang, daß der sexuelle Trieb das Ich selbst zum Objekt seiner Befriedigung wählt. Im Narzißmus verschiebe sich die Libido, wende sich von den Objekten in der Außenwelt ab und nehme statt dessen das eigene Ich zum Liebesobjekt. Der Trieb werde damit jedoch keineswegs asexuell, sondern er wechsle lediglich den Raum, in dem er von nun an

nach seinem Objekt sucht. Deshalb kann Freud sagen, daß es möglich ist, mit dieser Verschiebung der Suche von der Außenwelt in die innere Welt auch sehr gut den Versagungen zu entgehen. Offen bleibt an dieser Stelle, warum die Versagungen der Außenwelt derart sind, daß es zu einem Abzug des Interesses von ihr kommen kann. Es ist anzunehmen, daß sie unerträglich sein müssen. Dem Aufkommen des sekundären Narzißmus, wie Freud es nennt, dem Rückzug der Liebe auf sich selbst, geht also vermutlich eine einschneidende Versagung durch die Außenwelt voraus. Die Rede von der Verschiebung bedeutet weiterhin, daß in diesem Fall das Leid nicht verdrängt wird. Da ist Freud immer ganz entschieden: Sublimieren ist nicht gleich verdrängen, sondern wirkt anders. Das heißt, sofern es zur Sublimierung, nicht aber zur Verdrängung des Leidens kommt, bleibt der Trieb in seiner ursprünglichen Kraft erhalten, auch wird dem Leid der Zugang zum Bewußtsein anders als in der Verdrängung nicht versperrt. Anders gesagt, unter der Sublimierung kann man noch wissen. Der Rückzug der Liebe auf sich selbst hat des weiteren nicht nur zur Folge, daß es zu einem Abzug des libidinösen Interesses von der Außenwelt und ihren Objekten kommt, sondern er führt mit einer Rückwendung der Libido auf das Ich auch zu einem Rückströmen der libidinösen Energie auf die eigene Person. Kommt es hier zu einer »Hochflut« der Libido im Ich, wie Freud es formuliert, dann kann diese Flut das Tor zum Wahnsinn aufstoßen.¹² Mit dem Narzißmus öffnet sich somit zugleich eine Berührungsstelle für die immer wieder diskutierte Nähe zwischen Wahnsinn und Kunst – dazu gleich mehr.

Kommen wir aber zunächst auf die Frage nach dem Ziel und seiner Ablenkung zurück: Freuds Bemerkung in *Das Unbehagen der Kultur* gibt uns einen ersten Wink, wo wir die Antwort zu suchen haben. Am Ursprung steht ein Verlust, ein Leiden, eine Versagung, die dazu führen, daß der Trieb sich von einem Objekt auf ein anderes verschiebt und es zu einem Abzug des Interesses von der Außenwelt sowie einer libidinösen Überbesetzung des eigenen Ichs kommt. Weiter sehen wir: Sobald der Narzißmus das Ich überströmt, gerät es in Gefahr. Die eine, eher spezielle Gefahr wäre die des Wahnsinns, die andere aber eine, der vermutlich jeder ausgesetzt ist. Von dieser allgemeinen Gefahr erzählt auch der Mythos des Narziß. Und Freud hat den Namen Narzißmus mit explizitem und wiederholtem Bezug auf den Mythos des Narziß gewählt.¹³ Warum hat Freud den Namen eines Mythos gewählt, der davon erzählt, wie ein schöner Jüngling mit Namen Narziß eines Tages sein Spiegelbild auf der dunklen Oberfläche eines Teiches entdeckt, sogleich von

seinem Spiegelbild so ergriffen ist, daß er sich mit ihm vereinigen will, und zwar ganz und gar, mit Haut und Haar, und in der Erfüllung dieses Wunsches ertrinkt? Der Mythos tröstet uns mit der Metamorphose, er schenkt uns das Bild, daß an der Stelle des Leichnams eine Blume wächst, die wir seither Narzisse nennen. Bietet die Psychoanalyse ebenfalls noch einen Trost wie jenen, den ein schönes Spiegelbild gewährt? Teilt sie, anders gesagt, die kulturelle Praxis der Selbstidealisation oder verlangt sie nicht vielmehr die Selbsterkenntnis, daß wir Heutigen in Zeiten der radikalen Endlichkeit leben, also diesen Trost nicht mehr haben?¹⁴ Müssen wir Heutigen nicht mit dem Wissen leben, daß jenseits der Spiegel nichts als die Zerstörung des schönen Spiegelbildes, nichts als das Nichts oder aber der Tod wartet? In diesem Kontext kann man sich fragen, ob der Sublimierung nun angesichts dieses Wissens vom Schrecken die Funktion zufällt, doch etwas Trost zu spenden? Der Sublimierung könnte, so gesehen, auch die Bedeutung zukommen, die Tröstung der Moderne darzustellen.

Fragen wir also noch einmal: Was ist das Ziel, was die Befriedigung des Triebes, sofern es sich um den zum Narzißmus verschobenen Trieb handelt? Müssen wir nun nicht die Vereinigung mit dem Spiegelbild als das Ziel des Narzißmus nennen? Eine Befriedigung, die nicht nur im Mythos unweigerlich zum Tod führt, sondern ebenso im Leben. Denn wenn es zum absoluten Einsessein zwischen Subjekt und Andern, zwischen dem Subjekt mit dem idealen Bild seiner selbst oder zur autistisch-schizophrenen Symbiose mit sich selbst kommt, dann kommt dieses Verschmelzen einer Art psychischem Tod gleich. Damit drängt sich mir folgende Frage auf: Ist eine Ablenkung vom Triebziel im Falle des Narzißmus nicht geradezu lebensrettend? Rettet die Sublimierung vor dem Absturz in den Abgrund des Schreckens? Gewährt sie mit der Schönheit eines Engels noch einigen Halt? Oder ist das nicht mehr als eine schöne Illusion? Halten wir fest: 1. Unter der Sublimierung wechselt der Trieb sein Objekt und den Raum, in dem er sein Objekt sucht. Statt in der Außenwelt wird das Objekt nun innerhalb der eigenen Psyche gesucht. 2. Der Narzißmus verlangt nach einer Ablenkung vom Ziel – um des Überlebens willen. 3. Der narzißtischen Rückwendung des Triebes von der Außenwelt auf das eigene Ich wird eine schwere leidvolle Versagung vorausgegangen sein. 4. Damit es zur Sublimierung kommt, muß es aber nach dem Rückzug auch wieder eine Wende ins Außen geben. Anders gesagt, es muß zur Produktion von Objekten kommen, die den psychischen Apparat wieder verlassen – sonst droht das Subjekt in der

Hochflut des Narzißmus zu ertrinken und läuft Gefahr, im Wahnsinn zu enden. Das bedeutet: In der Sublimierung des Narzißmus wird vermutlich nicht wie in der Psychose das Ich selbst narzißtisch besetzt, sondern statt dessen die Produktionsweise, das Phantasieren und Denken ebenso wie die Produkte des psychischen Apparates. Wenn zusätzlich die neuerliche Wendung ins Außen gelingt, können Gedanken und Phantasien, können die Worte, die Stimme, der Gesang, können die Töne wieder hinaus zu den Andern gelangen. Anders im Wahnsinn: hier scheint der Weg ins Außen und zum Andern versperrt zu sein. 5. Aufgrund dieser rettenden Wirkung der Wendung ins Außen gewinnt die Frage an Bedeutung, wie die Objekte, wie die Produktionen und Produkte beschaffen sein müssen, damit sie die Ablenkung des Narzißmus von seinem Ziel bewerkstelligen können.

Man kann nun wohl Freuds Bemerkung von der Sublimierung als einer Methode der Leidabwehr wie folgt ergänzen: Die Schwäche der Methode liegt nicht nur darin, daß nicht alle gleichermaßen über Begabungen und besondere Fähigkeiten verfügen, nicht jeder ein Leonardo da Vinci oder auch Sigmund Freud ist, sondern ebenso darin, daß nicht jedem dieselben Traumata und dasselbe Leid widerfahren. Ich behaupte deshalb, daß der Weg in die Sublimierung sich erst öffnet, wenn es zu einer besonderen, genau, zu einer singulären Konstellation zwischen Trauma und Begabung gekommen ist, durch welche die Produktion von ebenso singulären Objekten möglich wird. Denn nur singuläre Objekte, nur Objekte, die aus der je einmaligen Zusammenarbeit zwischen Trieb und psychischem Apparat hervorgehen, werden die Kraft in sich tragen, den Narzißmus von seinem Ziel ablenken zu können. Diese Konstellation läßt sich daher nur am je besonderen Fall näher erforschen – man kann allenfalls gewisse Koordinaten verallgemeinern. Freud ist eben diesen Weg gegangen, indem er die Sublimierung in seiner Studie *Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci*¹⁵ näher untersucht hat.

Eine Phantasie Leonardo da Vincis – eine Konstruktion Sigmund Freuds

Beginnen wir gleich mit der entscheidenden Stelle, auf die Freud seine gesamte Argumentation zur Sublimierung im Werk von Leonardo da Vinci stützt, ja, mit der er auch das Rätsel um das berühmte Lächeln der Mona Lisa versucht, psychoanalytisch zu deuten.

»Ein einziges Mal, soviel mir bekannt ist, hat Leonardo in einer seiner wissenschaftlichen Niederschriften eine Mitteilung aus seiner Kindheit eingestreut. An einer Stelle, die vom Fluge des Geiers handelt, unterbricht er sich plötzlich, um einer in ihm auftauchenden Erinnerung aus sehr frühen Jahren zu folgen. »Es scheint, daß es mir schon vorher bestimmt war, mich so gründlich mit dem Geier zu befassen, denn es kommt mir als eine ganz frühe Erinnerung in den Sinn, als ich noch in der Wiege lag, ist ein Geier zu mir herabgekommen, hat mir den Mund mit seinem Schwanz geöffnet und viele Male mit diesem seinen Schwanz gegen meine Lippen gestoßen.«¹⁶

Wie analysiert Freud diesen Text einer Erinnerung? Er teilt ihn sogleich auf in eine Mischung aus Erinnerung an etwas, was er fortan »kleine Wirklichkeiten« nennt, und jenem Teil, der durch die nachträgliche Arbeit der Phantasie, die dem Lustprinzip gehorcht, entstellt wird. »Die spät geschaffenen Phantasien der Menschen über ihre Kindheit lehnen sich sogar in der Regel an kleine Wirklichkeiten dieser sonst vergessenen Vorzeit an« (Leo 151, Fußnote). »Kleine Wirklichkeiten« finden sich weder abgebildet noch im Wort unmittelbar dargestellt, sie sind lediglich als ein kleines Stück Realität, als Spur eines Realen in den Zeichen und Bildern lesbar. Woran erkennt man, daß bestimmte Zeichen Spuren von kleinen Wirklichkeiten transportieren? Freud erkennt sie daran, daß sie in einer besonderen Weise wiederholt an den Stellen auftauchen, die signifikante Lücken in der Erinnerung betreffen, wobei man hinzufügen muß, daß es nach Freuds Erkenntnis überhaupt keine Erinnerung ohne Leerstellen und blinde Flecken geben könne. Freud beansprucht mit seinem Deutungsverfahren, diese Lücken füllen zu können, sein Ziel ist, »die Lücke in Leonardos Lebensgeschichte durch die Analyse seiner Kindheitsphantasie auszufüllen« (Leo 153). Bestimmte Zeichen, Worte, Daten nehmen dabei eine besondere Funktion an. Sie sind zum Beispiel nicht austauschbar, sondern für die lückenlose Konstruktion unverzichtbar. Kleine Wirklichkeiten nehmen, anders gesagt, innerhalb der Konstruktion eine tragende Rolle ein. Wie wir gleich sehen werden, wird Freuds gesamte Konstruktion von einer kleinen Wirklichkeit getragen und zugleich zum Einsturz gebracht.

Um welche Lücke in der Lebensgeschichte Leonardos handelt es sich? Um eine in der frühen Kindheit. Genau genommen findet man zwei Lücken in Leonardos Lebensgeschichte, nämlich sowohl am Platz der Mutter wie auch des Vaters. Freud geht dabei von folgender Datenlage aus: Leonardo da Vinci ist am 15.04.1452 unehelich geboren, was nach Freud in der Renaissance jedoch keineswegs einen so schweren Makel

bedeutet hätte wie später im bürgerlichen Zeitalter. Im Alter von fünf Jahren erscheint Leonardos Name in den Steuerakten des väterlichen Haushaltes. Freud schließt daraus, Leonardo habe die ersten Jahre glücklich allein mit der Mutter gelebt und sei erst kurz vor dem fünften Lebensjahr von ihr getrennt worden und zum Vater gekommen. Soweit Freuds Annahme (vgl. Leo 148f). In der heutigen Forschung ist Leonardos Aufenthalt in den ersten fünf Lebensjahren äußerst umstritten, es gibt hier kaum Gewißheiten. Sicher scheint nur, daß die Mutter, selbst arme Bäuerin, bald geheiratet hat, und zwar einen armen Kalkbrenner, mit dem sie in der Nähe von Vinci lebte. Unentscheidbar bleibt nach der Aktenlage, ob Leonardo mit der Mutter und diesem Mann als seinem Stiefvater zusammengelebt hat, oder aber mehr oder minder die ganze Zeit getrennt von der Mutter im Haushalt des Großvaters väterlicherseits in Vinci lebte, in dem er auch getauft worden war. Die Steuererklärung, die Leonardo als einen »Mund« erwähnt, war übrigens die des Großvaters, nicht die des leiblichen Vaters. Dieser führte im fernen Florenz sein Haus samt einer sehr erfolgreichen Notariatspraxis. Wann Leonardo in das väterliche Haus kam, ist offen. Mit Gewißheit läßt sich also lediglich sagen: am Anfang des Lebens von Leonardo da Vinci wird ein zweifacher Verlust gestanden haben: Verlust des Vaters, der ihm einen sicheren Platz in der gesellschaftlichen Ordnung hätte geben können, und Verlust der Mutter, ein Verlust, der spätestens in dem Moment eingetreten sein wird, in dem Leonardo in den väterlichen Haushalt des Vaters übersiedelte und dort eine Stiefmutter bekam.¹⁷

Freud beginnt seine Analyse mit einer Rückversicherung bei seiner *Traumdeutung*. Dem psychoanalytischen Blick enthüllt sich demnach die Geierphantasie sogleich ähnlich wie ein Traum. Der Geier ist demnach Erinnerungszeichen an ein reales sexuelles Lusterleben zwischen Mutter und Sohn. Denn da der Name für den Schwanz des Geiers, im Italienischen »coda«, zugleich einer der bekanntesten Ersatzworte des männlichen Genitals ist, und die dargestellte Szene zeige, wie ein Vogelschwanz einen Mund öffnet und tüchtig darin herumarbeitet, stellt diese Szene, Freud zufolge, auf entstellte Weise die Vorstellung einer Fellatio dar (Leo 154). Aber auch diese Darstellung ist noch als Verschiebung zu lesen, denn der Genuß, den eine Fellatio bereite, sei seinerseits wiederum vor allem als Erinnerung an den ersten Lebensgenuß zu verstehen, und das war das Saugen an der Mutterbrust. Die kleine Wirklichkeit betrifft demnach ein überwältigendes Lusterleben, es durchzieht fortan die Phantasie in Gestalt von Spuren der Lust, die sich an die Erinnerungs-

zeichen heften. Von dieser individuellen Lusterfahrung wagt Freud einen Blick auf die Malerei im Allgemeinen:

»Hinter dieser Phantasie verbirgt sich doch nichts anderes als eine Reminiszenz an das Saugen – oder Gesäugtworden – an der Mutterbrust, welche menschlich schöne Szene er wie so viele andere Künstler an der Mutter Gottes und ihrem Kinde mit dem Pinsel darzustellen unternommen hat« (Leo 155).

Was soll man daraus schließen? Wir, die wir die Bilder der Szenen zwischen der Mutter Gottes und ihrem Sohn schauen, genießen wir dabei zweifach? Erstens voyeurhaft eine damit assoziierte Fellatio-Phantasie sowie zweitens die eigene Spur der Erinnerung an das einstige Genießen während des Saugens an der Mutterbrust? An dieser ersten Ersetzung der Mutter durch den Geier hängt jedoch für Freud noch weit mehr, die Suche nach der kleinen Wirklichkeit ist noch lange nicht zu Ende. Freud wird auf alle möglichen Weisen um einen Zugang zu diesen kleinen Wirklichkeiten ringen.

1. Die wegweisende Ersetzung für seine weitere Analyse findet Freud in der Schrift. Er leitet sie mit der Behauptung ein, nun einen ähnlich unvermittelten Einfall wie Leonardo gehabt zu haben, den er zwar selbst für fast abwegig erklärt, um ihn dann doch ausführlich zu erläutern. Sein Einfall: In der ägyptisch-hieroglyphischen Schrift wird »Mutter« mit dem Bild des Geiers geschrieben. Auch verehrten die Ägypter

»eine mütterliche Gottheit, die geierköpfig abgebildet wurde [...]. Der Name dieser Göttin wurde Mut ausgesprochen; ob die Lautähnlichkeit mit unserem Worte »Mutter« nur eine zufällige ist? So steht der Geier wirklich in Beziehung zur Mutter, aber was kann uns das helfen?« (Leo 156).

Diese Übersetzung geht über jene der Deutung einer Phantasie oder eines Traumes, wie von Freud in der *Traumdeutung* praktiziert, hinaus, denn die Betonung liegt nun ganz auf »wirklich«. Ich weise ebenso darauf hin: Durch diese Verknüpfung von Phantasie-Bild und realer Schrift ist der Name des Vogels – Geier – unersetzbar geworden, das heißt, kein anderes Zeichen oder Bild könnte den Namen an seiner Stelle symbolisieren oder ersetzen.

2. Prüfung der historischen Umstände. Freud prüft, ob auch Leonardo von dieser wirklichen Beziehung zwischen Mutter, Geier und Hieroglyphe »wirklich« etwas gewußt haben könnte. Er vergißt dabei durchaus nicht zu erwähnen, daß die Entzifferung der Hieroglyphen erst viel später durch Francois Champollion gelungen sei. Freud fällt dazu ein, daß

nach einer orientalischen Priesterweisheit der Geier auch deshalb als Symbol der Mütterlichkeit gelten könne, weil es nur weibliche Geier gäbe. Dann findet er schließlich die Erklärung, daß auch die Kirchenväter zur Zeit Leonardos sich der Fabel der Eingeschlechtlichkeit der Geier bedient hätten, um mit diesem Argument aus der Naturgeschichte die Zweifler an der unbefleckten Empfängnis zum Schweigen zu bringen. Dank dieses Einfalls kommt Freud zu dem Schluß: »und nun kann es kaum zweifelhaft sein, daß sie durch so mächtige Patronanz auch Leonardo bekannt geworden ist« (Leo 159).

3. Analyse der psychischen Verarbeitung. Nachdem Freud mögliche Zweifel an der Wirklichkeit der Beziehung zwischen Mutter und Geier sowie an der Möglichkeit der Kenntnis über die Fabel durch Leonardo beseitigt hat, wendet er sich der psychischen Verarbeitungsspur zu. Demnach hat Leonardo dank dieser Fabel im Geier sein Spiegelbild gefunden, mit der er sich identifizieren und durch das er sich hat erkennen können. Mit Freud gesagt: im Geier erfindet Leonardo sich als ein Geierkind. Durch diese Erfindung kann Leonardo sich damit versöhnen, wie ein Geierkind auch nur eine Mutter und nie einen Vater besessen zu haben. Daraus schließt Freud: »Im Falle Leonardos glauben wir jetzt den realen Inhalt der Phantasie zu kennen; die Ersetzung der Mutter durch den Geier weist darauf hin, daß das Kind den Vater vermißt und sich mit der Mutter allein gefunden hat« (Leo 159). Freud scheint sich ganz gewiß zu sein, daß die Phantasie von der wirklichen Anwesenheit der Mutter spricht – er läßt die Tatsache, daß auch nach seiner Aktenlage die Mutter irgendwann das Kind verlassen haben wird, im gesamten Text vollkommen außer acht. Es ist, als ob es da einen blinden Fleck in dem Willen zum Wissen bei Freud gäbe.

4. Freuds eigene Theorie: Gestützt und gestärkt durch den nun bewiesenen realen Gehalt der Phantasien über die Mutter wagt Freud sodann eine durchaus riskante theoretische Spekulation: Zunächst stellt er ein Verhältnis zwischen der passiven Position des Sohnes in der Szene zu einer theoretischen Vorstellung, die von ihm selbst als absurd bezeichnet wird, nämlich zu der Vorstellung, daß dieser Szene zufolge die Mutter es sei, die über den Phallus verfüge, mit dem sie dem Sohn zwischen die Lippen dringe. Freud führt diesen Gedankengang mit der Geste ein, zunächst die Absurdität seines eigenen Denkens offen auszusprechen: Er werde angesichts »dieser Absurdität«, nämlich daß die Phantasie gerade den mütterlichen Vogel mit dem Abzeichen der Männlichkeit versieht, »an der Möglichkeit irre, dieses Phantasiegebilde auf einen vernünftigen

Sinn zu reduzieren« (Leo 162). Wie um sich selbst Mut zuzusprechen, greift Freud erneut auf seine Erfolge in der *Traumdeutung* zurück: »Wieviel scheinbar absurde Träume haben wir nicht schon genötigt, ihren Sinn einzugestehen!« (Leo 162). Um dann im nächsten Satz, immer noch wie im Selbstgespräch, die Absurdität beim Wort zu nehmen und, wenn sie schon da ist, sie sogleich zu verdoppeln: »Erinnern wir uns daran, daß es nicht gut ist, wenn sich eine Sonderbarkeit vereinzelt findet, und beeilen wir uns, ihr eine zweite, noch auffälligere, zur Seite zu stellen« (Leo 162).

Freud verdoppelt mit dieser absurden Begründung zwar die zu erforschende Absurdität des Unbewußten, er verspottet zwar einerseits sein eigenes Verfahren, andererseits aber auch nicht, denn diese Argumentation nimmt durchaus Bezug auf die Logik der Signifikanten in der Traumbildung, wie Freud sie in der *Traumdeutung* erstmals analysiert. Auch ein Signifikant ist für sich allein undeutbar und bedarf deshalb immer eines Zusammenhangs mit einem anderen, allein durch sein Spiel zwischen Gemeinsamem und Unterschiedenem produzieren sich Bedeutungen.¹⁸ Was ist nun die Sonderbarkeit, mit der Freud jene vom mütterlichen Vogel mit einem männlichen Genital noch zu übertrumpfen versucht? Freud kommt wieder auf die »geierköpfig abgebildete Göttin Mut der Ägypter« zurück, und fügt hinzu, daß diese Göttin »in den meisten Darstellungen phallisch gebildet« (Leo 163) ist. Wie, fragt Freud, kann man diese Übereinstimmung zwischen der ägyptischen Mythologie und Leonardos Phantasie erklären? Sollte man nicht ein gemeinsames, noch unbekanntes Motiv vermuten? Freud sucht nach weiteren Zusammenhängen, dringt dazu noch tiefer in die Mythologie ein und fördert nun androgyne Darstellungen der Götter auch bei den Griechen zutage, Athene zum Beispiel.¹⁹ Auch sie erklären aber noch nicht das Freud interessierende Rätsel, warum die Phantasie der Menschen an derartigen Darstellungen keinen Anstoß nehme. Damit hat Freud zugleich eine weitere entscheidende Räselfrage an die Sublimierung gestellt: Da Sublimierung also keineswegs gleichbedeutend damit ist, daß die Darstellungen frei von Sexuellem oder Obszönem sein müssen, insistiert die Frage, was an ihren Objekten so besonders ist, daß die Kultur dennoch daran keinen Anstoß nehme.

Zur Lösung sucht Freud Beistand bei den von ihm analysierten infantilen Sexualtheorien, und zwar insbesondere bei der Phantasie aller kleinen Kinder, der zufolge sie sich die allmächtig erlebte Mutter unvermeidlich mit einem Phallus ausgestattet vorstellten. Neugier und

kindliche Sexualforschung führten erst später dann zur ebenso unvermeidlichen Entdeckung, daß es sich nur um eine Phantasie handele. Dieser Schock löse zunächst den Kastrationskomplex aus, der in den Ödipuskomplex münde. Zerschelle schließlich der Ödipuskomplex, werde das Wissen von dieser Phantasie verdrängt. In Übertragung dieser Verdrängung auf die Sublimierung schließt Freud: Bei Objekten der Sublimierung nimmt man offenbar keinen Anstoß an dem, was man sieht, sofern »es« zugleich verdrängt ist, also der Phantasie, die zu diesem »es« gehört, der Zugang zum Bewußtsein versperrt bleibt. Mit dieser Kindheitsphantasie, mit diesem Phallus der Mutter hat Freud aber nun auch das Ding gefunden, das er zuvor noch eine kleine Wirklichkeit nannte. Es handelt sich, anders gesagt, um eine Wirklichkeit, die, obwohl sie nur innerhalb der psychischen Struktur wirkt, zugleich wirkt, als wäre sie auch im Außen real. Dieses Ding stellt zugleich das Verbindungsglied zwischen dem individuellen Unbewußten und der Sublimierung als einer Produktion von kulturell als wertvoll geschätzten Objekten dar.

5. Auch den Narzißmus hat Freud am Fall von Leonardos Leben und Werk das erste Mal beschrieben, in dem er in ihm erstmalig das libidinöse Fundament der Sublimierung erkennt. Freud zeigt, wie die Rückwendung des Triebs auf das Ich den Boden für die mehr oder minder manifeste Homosexualität Leonardos bereitet. Seine Argumentation lautet: Wie die Phantasie demonstrierte, müsse es einmal einen unendlichen Genuß gegeben haben. Dieser wiederum lege nahe, daß Leonardo die Erinnerung sich immer bewahren wollte und deshalb seine Mutter nicht wie andere Männer durch andere Frauen ersetzen konnte. Aus dieser Hemmung heraus hätte er statt dessen sich selbst an die Stelle seiner Mutter gesetzt und nun junge Männer, die ihm im Spiegelbild ähnlich waren, in der Weise geliebt, wie es einst seine Mutter mit ihm getan hätte. Leonardo hat sich, anders gesagt, mit seiner Mutter identifiziert, um sie nicht zu verlieren. Man erkennt auch, daß Freud zu diesem Zeitpunkt die Ursache für die Rückwendung des Triebs auf das Ich noch nicht in einer Leidabwehr anerkennt, sondern einzig in einem Zuviel an Glück sieht. In diesem Zusammenhang möchte ich auch nicht unerwähnt lassen, daß Freud Homosexualität, wengleich vor allem in ihrer verdrängten Form, erstens als eine Form der Liebe betrachtet, die jeder unbewußt praktiziert, und zweitens, daß Homosexualität das libidinöse Fundament für alle Freundschaften wie auch für alle gesellschaftlichen Gruppierungen und Formationen bildet, seien es Kirche, Staat, Armee – aber ebenso

für alle Sublimierung.²⁰ Halten wir einen Moment inne: Soviel dürfte deutlich geworden sein: Die Analyse der Geier-Phantasie stellt Freud vor ungeahnte Schwierigkeiten, er führt fast seine gesamte psychoanalytische Theorie ins Feld. Sie steht damit aber zugleich auch auf dem Spiel. Der Name des Vogels, also der Geier, funktioniert in der gesamten Konstruktion Freuds wie ein unersetzbarer, da alles tragender Schlußstein.

Wie schon angedeutet, stürzt mit diesem Schlußstein aber auch zugleich die gesamte Konstruktion, denn sie beruht auf einem Fehler in der Übersetzung vom Italienischen ins Deutsche. Betrachten wir zunächst den Sachverhalt etwas genauer: Den Übersetzungsfehler hat eine andere Übersetzerin begangen, Freud hat ihn jedoch nicht korrigiert. Genauer gesagt, es gibt zwei Übersetzungsfehler, den einen korrigiert Freud stillschweigend, den anderen nicht. Marie Herzfeld hat das Wort »dentro« nicht mitübersetzt. Es bedeutet »zwischen«, zutreffender wäre also die Übersetzung: »zwischen die Lippen« und nicht wie bei Herzog »gegen die Lippen«. Diesen Fehler korrigiert Freud in seiner Darstellung ohne weitere Angaben. Der andere Fehler betrifft den Namen des Vogels. Im Leonardo-Text lautet er »nibio«, im modernen Italienisch »nibbio«, und müßte, die Übersetzungslage scheint in diesem Fall recht eindeutig, mit »Milan«, nicht aber mit »Geier« übersetzt werden. Dieser entscheidende Fehler geht möglicherweise auf Freuds Lektüre der deutschen Übersetzung des Buchs *Leonardo da Vinci* (1903) des russischen Dichters Dmitrij Sergejewitsch Mereschkowskij zurück. Die zahlreichen Randbemerkungen deuten Freuds Begeisterung für diese Darstellung an, die wahrscheinlich auch seine wichtigste Informationsquelle darstellte. In der deutschen Übersetzung des Textes von Mereschkowskij lautet das Wort für den Vogel der Phantasie »Geier«, während Mereschkowskij selbst »korshun«, das heißt die russische Bezeichnung für Milan verwendete.²¹

Was nun? Ist dieser Fehler Grund genug, die gesamte Studie zu verwerfen, wie es seit dem Kunsthistoriker Meyer Schapiro, der als einer der ersten auf diesen Fehler aufmerksam machte, viele weitere Kritiker der Psychoanalyse taten? Oder sollte man diesen Fehler des großen Freud peinlich berührt verschweigen? Oder vielleicht umgekehrt mit Freud, dem Erfinder der Psychopathologie des Alltagslebens, davon ausgehen, daß auch bei ihm selbst der Wunsch als Vater des Gedankens sich als stärker erwiesen hat als das Wissen? Diese Fragen führen nicht weit genug. Ich habe Freuds Fehlkonstruktion hier deshalb so ausführlich nach-

gezeichnet, weil an ihr etwas Bedeutsames diskutierbar wird, das mir sowohl für die Sublimierung wie für die Psychoanalyse überhaupt signifikant erscheint, da es sie von anderen Wissensformen unterscheidet. Zunächst einmal: Als Anlaß für diese Fehlübersetzung kann man Freuds Leidenschaft für den Text von Mereschkowskij vermuten, der Freud so mit sich fortriß, daß er die deutsche Übersetzung nicht noch einmal überprüfte. Mit anderen Worten, man begegnet in diesem Fehler einer Leidenschaft, einem Begehren Freuds, dem Begehren eines Analytikers. Dieses Begehren Freuds straft die gängige Idealisierung der Analytiker als moderne allwissende Andere, eine Idealisierung, an der sich nicht wenige Analytiker durchaus auch selbst beteiligen, Lügen – zum Glück. Lacan stellt mit Blick auf Freuds Versuch, anhand von Leonardos Kindheitsphantasie der Sublimierung näher zu kommen und mit Blick auf seinen Fehler eine andere Frage, nämlich, was uns dieser Fehler Freuds sehen läßt:

»Ist es mein Anliegen, Ihnen zu zeigen, daß von all dem nichts Bestand hat, daß von diesem ganzen Teilstück der Freudschen Ausarbeitung nichts festzuhalten wäre? Nein, das ist nicht der Grund, warum ich Ihnen dies erzähle. Ich würde mir nicht den billigen Vorteil anmaßen, eine geniale Erfindung nachträglich zu kritisieren. Es kommt häufig vor, daß, Fehler aller Arten eingeschlossen, das Sehen des Genies eben von anderen Dingen geleitet wurde als diese kleinlichen Untersuchungen und viel weiter gekommen ist als bis zu den Stützen, die irgendein Zufall ihm zur Verfügung gestellt hat. Die Frage ist, was man herausbekommt, was das heißen kann, was uns zu sehen erlaubt.«²²

Was läßt uns Freud dank seines Fehlers und seiner Leidenschaft sehen? Offenkundig wird an dem Fehler, daß es für Freud zu diesem Zeitpunkt seiner Theorieentwicklung eine Schwierigkeit in der Analyse der Sublimierung gibt. Freuds Interesse an der Sublimierung war, wie die Einführung dieses Begriffs in den *Drei Abhandlungen* zeigt, zunächst allein darauf gerichtet, anhand ihrer Funktion etwas über den Trieb, einen so überaus schwierigen Begriff, der aber, wie Lacan sagt, zu einem der vier Grundbegriffe der Psychoanalyse zählt, etwas Anschauliches und für die Allgemeinheit Interessantes mitteilen zu können. An der Sublimierung interessiert Freud daher zunächst vorrangig die Möglichkeit, an ihr die Plastizität des Triebs sowie die Freiheit seiner Objektfindung zu demonstrieren. Doch dann eröffnen das ägyptische Schriftzeichen und das Wort Geier Freud plötzlich ganz ungeahnte theoretische Erkenntniswege. Mit dem Wort Geier entspinnt sich die unglaubliche Möglichkeit, über die Assoziationen zu der ägyptischen Göttin Mut von einer weite-

ren theoretischen Ungeheuerlichkeit zu sprechen, nämlich der Konstruktion einer phallischen Mutter auf dem Grund aller Kindheitsphantasien – bevor das Phantasma der Kastration diese Ursprungsphantasie in der Regel verdrängt. Wie Lacan in seinem Seminar zur Objektbeziehung sagt, ist es der Phallus der Mutter, dessen Fehlen irgendwann vom Kind als Realität begriffen wird, der von da an das Objekt als etwas konstituiert, daß diesen Mangel der Mutter auszufüllen hat. Freud hat in seiner Leonardo-Studie allerdings noch allein die positive Existenz der phallischen Mutter im Unbewußten der Kinder wie der Kultur behauptet, nicht aber schon jene andere Wirkung, die das reale Fehlen dieses mütterlichen Phallus für das werdende Subjekt bedeutet. Mit dem Fall des Geiers fällt daher zu diesem Zeitpunkt der Theorieentwicklung der von Freud in dieser Zeit noch so wichtige Beweis für die wirkliche Anwesenheit der Mutter als Ursprung der Phantasie Leonardos. Mit dem Zusammensturz der gesamten Konstruktion, die sich um die Gegenwart der Mutter zentriert, wird aber nun auch etwas Neues denkbar, wird statt des einfachen Zuviel an Lust auch der Mangel als Ursache der Sublimierung denkbar, wird nun statt dem Übermaß einer Lust auch ein vielleicht ebenso maßloses Leiden denkbar, das sich durch das Fehlen der Mutter ins Subjekt eingeschrieben haben wird. Damit öffnet sich auch ein Raum jenseits dieses von Freud allzu dicht gewebten Schleiers der Spekulationen über die kleine Wirklichkeit eines maßlosen Lusterlebens als der einzigen Ursache der Sublimierung im Falle Leonardos. Dieser Raum öffnet sich, weil nun die Abwesenheit der Mutter, die Abwesenheit des mütterlichen Phallus und damit die Suche nach einem Objekt denkbar wird, das diese schmerzhaft Lücke im eigenen Sein zu füllen in der Lage ist.

Mit dem Sturz des Geiers ist somit auch die Frage der Sublimierung noch einmal neu zu stellen: Wie kommen nun Lusterleben und Abwesenheit der Mutter, wie fügen sich das Leiden und die Öffnung des Raumes in einem Phantasieobjekt zusammen? Gut zehn Jahre später, im Jahr 1920, mit der Einführung eines Jenseits des Lustprinzips und damit auch der Einführung des Todestribs als der anderen Hälfte des sexuellen Triebs, stellt Freud die Frage der Sublimierung noch einmal und gibt uns nun etwas vom Todestrieb und seinen Objekten zu sehen, und zwar, indem er eine Geschichte erzählt. Er erzählt die Geschichte eines Kinderspiels, die berühmte Geschichte vom Fort-Da-Spiel, erzählt, wie er als Großvater das Spiel seines Enkels immer wieder beobachtet, um es schlußendlich zu begreifen. Freud erzählt, wie der Kleine allein für sich

spielend eine Holzspule über den verhängten Rand seines Bettchens wirft, die er dank eines Fadens an der Spule auch wieder zu sich zurückziehen kann, wobei er ihr Verschwinden mit einem »o-o-o«²³, ihr Wiedererscheinen mit einem schon artikulierten »da« kommentiert. Freud deutet die Lautfolge »o-o-o« entsprechend als »fort«. Fort und da, dieses Spiel wiederholt der Kleine unermüdlich, bald schon gelingt ihm eine Variation. Als eines Tages die Mutter erst nach mehrstündiger Abwesenheit zurückkehrt, begrüßt er sie mit dem Ausruf: »Bebi o-o-o«. »Es hatte sein Bild in dem fast bis zum Boden reichenden Standspiegel entdeckt und sich dann niedergekauert, so daß das Spiegelbild ›fort‹ war.«²³

Fort und da, die Laute, die das Verschwinden der Holzspule wie des Spiegelbilds im Spiegel begleiten, werden mit einem Ausdruck von Interesse und Befriedigung gesprochen, dem ganzen Spiel hängt unzweifelhaft eine Lust an, es bildet eine Quelle der Lust. Freuds Frage ist daher: Wie kommt es, daß ein Geschehen, das zweifellos Unlust bereitet, nämlich das Fortgehen der Mutter, erstens im Spiel wiederholt wird und zugleich auch noch Lust bereitet? Es muß eine Umarbeitung und Verschiebung des Unglücks des Verlassenwerdens in das Glück des Spiels stattgefunden haben, diese Umarbeitung nennt Freud die erste große kulturelle Leistung des Kindes, das heißt, eine Sublimierung. Kurzschlüssig wäre es aber zu glauben, daß die Mutter es ist, die durch die Holzspule oder das Spiegelbild repräsentiert wird. Die Lust an diesem Spiel legt vielmehr den Schluß nahe, daß die Holzspule keineswegs die Mutter vertritt, es gar nicht um Repräsentation geht, sondern sich etwas ganz anderes abspielt, nämlich das Glück des Findens eines Objekts. Die Holzspule ist ein glücklicher Fund, mit ihm kann das Kind die Abwesenheit überspielen. Mit der Holzspule am Faden tritt das Subjekt ein in den leeren Raum, der sich mit der Abwesenheit der Mutter geöffnet hat. Lacan spricht von einer Kluft, die sich mit der ersten Abwesenheit öffnet und die sich nie wieder schließen wird. Mit der Abwesenheit der Mutter öffne sich eine Bahnung im psychischen Apparat, auf die hin sich nicht das Bild der Mutter, auch nicht das des Subjekts, sondern die Spule projiziere. Mit dem Spiel beginne sowohl die signifikante Artikulation wie auch das Finden und Erfinden von Objekten, mit denen das Subjekt durch einen Faden sich verbunden wisse, mit denen es fortan über die Gräben der Entfremdung springen könne.²⁴ Ich möchte an dieser Stelle ihre Aufmerksamkeit noch einmal auf folgenden Umstand lenken: am Anfang steht wieder ein Verlust, wieder der Verlust der Mut-

ter. Dem folgt wieder ein Finden, das glückliche Finden eines Objekts. Dieses Objekt wird im Spiel immer wieder verloren und immer wieder gefunden. Deshalb kann man sagen, am Anfang steht das verlorene Objekt. Das Aufreißen der Kluft wie das Verschwinden des Subjekts und das stete Wiederfinden des erfundenen und verlorenen Objekts, dieses Spiel ist voller Lust. Also könnte man auch von dieser Lust als einer kleinen Wirklichkeit sprechen, könnte es folglich auch Spuren von ihr im Phantasieleben geben. Halten wir aber auch fest: Diese Lust ist signifiziert von dem verschobenen Leid und dem überspielten Schrecken, der sich mit dem Fort der Mutter in das Kind eingeschrieben haben wird.

Betrachtet man nun das Fort-Da-Spiel im Zusammenhang mit Freuds Konstruktion zum Geier, dann kann man sagen: Die Abwesenheit der Mutter öffnet einen Raum, in dem Leonardo sich als allein erfährt. Allein und vogelfrei und vielleicht doch voller Lust. Frei wie ein Vogel sein gilt vielen als Traum – aber darin kann man auch hören: vogelfrei. Für vogelfrei wurden diejenigen erklärt, die man verbannt hatte – verbannt aus dem Machtbereich des Gesetzes. Vogelfreie durfte jeder töten, sie unterstanden nicht mehr dem Schutz des Gesetzes. Der Vogel der Phantasie ist daher nicht nur Signifikant der Lust an der eigenen grenzenlosen Freiheit, sondern ebenso Verkörperung des unaufhebbaren Alleinseins und Objektivierung einer höchsten Gefährdung. Diese Gefährdung gilt ebenso für das vogelfreie Leben eines unehelichen Kindes, das sich seines Platzes innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung nie sicher sein konnte. Die Vogelfreiheit, mit ihr wird nun auch eine Verlassenheit, ein traumatischer Verlust am Ursprung der Sublimierung denkbar. Damit kann man endlich auch die Sublimierung der Psychoanalyse mit der Melancholie zusammen in den Blick nehmen, wie sie seit der Antike immer wieder mit dem Forschen, Denken, Dichten und Malen in einen Zusammenhang gebracht wird. Freud war die Melancholie ebenfalls nicht unbekannt, aber er hat sie nicht mit der Sublimierung verbunden, sondern sie vor allem als eine Reaktion des psychischen Apparates auf ein traumatisches Verlusterleben gedeutet. Genauer gesagt, in der Melancholie wird der reale Verlust eines andern nicht anerkannt, es kommt statt dessen zu einer Identifizierung mit dem verlorenen Objekt. Diese Identifizierung führt nach Freud dazu, daß die Melancholie einer Wunde der Seele gleicht, die nie wieder heilt.²⁵ Trauma bedeutet, anders gesagt, daß der Schutzschirm des Ichs, gewebt aus dem symbolischen Netz der Worte und dem Imaginären der Vorstellungen, durch ein Ereignis zerrissen wird und an dieser Stelle auch nicht wieder heilt – weil

die Worte und Vorstellungen das Ereignis des Verlusts nicht zu fassen vermögen. Der Verlust kann, wird er traumatisch erfahren, nicht verdrängt werden – die Gewalt des Schmerzes läßt sich ebenfalls nicht verdrängen, muß also anders bearbeitet werden – im glücklichen Fall gelingt eine Sublimierung.

Von der Sublimierung können wir bis jetzt sagen: Sie produziert, d.h. findet und verliert Objekte, die auf diese Bahnung hin stürzen, die sich mit dem Trauma ein erstes Mal öffnete. So wie die Holzspule nicht die Mutter, sondern den Weg aus der Verlassenheit heraus verkörpert, so wird der Vogel, der frei durch die Lüfte fliegen kann, weniger die Mutter repräsentieren als das Objekt, mit dem Leonardo sich fortan allein im offenen Raum bewegen kann, der sich mit ihrer Abwesenheit geöffnet hatte. Die erste Spur der Bahnung der Objektfindung auf dem Weg zur Sublimierung scheint nun erkennbar. Wie man sich aber weitere Arbeit der Sublimierung eines Traumas in einem singulären Objekt vorstellen könnte, möchte ich Ihnen nun anhand von Freuds Analyse des Lächelns der Mona Lisa etwas näher bringen.

Mona Lisa

Am Anfang dieses Abschnitts seiner Analyse warnt Freud vor der Versuchung, in Kunstwerken bloße Abbildungen frühkindlicher Wunscherfüllung zu lesen, warnt davor, das Ausmaß der tiefgreifenden Umwandlung nicht ausreichend zu beachten.²⁶ Die nächste Warnung betrifft die Versuchung, der faszinierenden Macht des Lächelns zu erliegen. Dazu zitiert Freud als warnendes Beispiel zahlreiche Kunstkritiker seiner Zeit. Alle von Freud ausgewählten Zitate sprechen die Macht der Faszination an, die von der offenbar unaufhebbaren Ambiguität des Lächelns der Mona Lisa auszugehen scheint. Voller Lust spielen die Kritiker mit ihren Männer-Phantasien, deuten das Lächeln als das Lächeln einer launischen Weiblichkeit, die nichts als ihre, der Männer Vernichtung wünscht, spielen noch einmal Ödipus vor der Sphinx – so heißt es: »Was den Betrachter namentlich bannt, ist der dämonische Zauber dieses Lächelns.«²⁷ Ein Lächeln, das eine bannende Macht ausstrahlt, verspricht offenbar die Verheißung des Vernichtetwerdens: »Hunderte von Dichtern und Schriftstellern haben über dieses Weib geschrieben, das bald verführerisch uns anzulächeln scheint, bald kalt und seelenlos ins Leere zu starren scheint [...].«²⁸

Geht aber nicht gerade von diesem seelenlosen Starren ins Leere, von der Leblosgigkeit und von der Leere selbst die eigentliche Verführung aus, nämlich jene, die verwirrt und die deshalb nach einer erlösenden Deutung verlangt? Freud fügt in einer Fußnote selbst eine kleine, aber sehr bemerkenswerte Assoziation hinzu: »Der Kunstkenner wird hier an das eigentümliche starre Lächeln denken, welches die plastischen Werke der archaischen griechischen Kunst, z.B. die Aegineten zeigen [...]« (Leo 179, Fußnote 1).

Eine derartige Starrheit ist auch Totenmasken eigen. Wovon aber spricht der Blick einer Toten, was verspricht der Blick einer Toten? Ohne hier näher auf die offenkundige Nähe zwischen der Frau und dem Tod in der Kunst²⁹ eingehen zu wollen, bleibt festzustellen: Die Worte der Kunstkritiker sprechen zugleich vom Begehren der Kunstliebhaber. Ein Begehren scheint auf, signifiziert durch Wünsche wie: die seelenlose Leere hinter dem Schleier des Lächelns erahnen zu dürfen; gefesselt und vernichtet zu werden von dem Blick, der aus dem Bild auf sie fällt; verführt zu werden zu höchster Lust von einem Lächeln, das alles und nichts verspricht – also auch das Nichts. In all diesen Deutungen ergreift lächelnd das Lächeln den Betrachter und stürzt ihn ebenso in Verwirrung wie ins Nichts. Der Betrachter erlebt sein eigenes Verschwinden – zumindest für einen Moment – vor dem Bild. Aber, wie schon Freuds Enkel seinen Großvater belehrte, das eigene Verschwinden kann ungeheuerer Lust bereiten, um damit ein bislang unsagbares Leid abwehrend zu verschieben. Freud greift jedoch keine diese Fahrten für seine Deutung auf. Er weist lediglich noch auf eine weitere Quelle der Ambiguität im Lächeln hin, nämlich auf sein unendliches Changieren zwischen Männlichem und Weiblichem, ein Spiel, das auf dem Lächeln des Dionysos im letzten Bild Leonardos seinen Triumph feiert.³⁰ Tiefgreifende Umarbeitung und Entstellung des »Lebenseindrucks« in Rechnung stellend kommt Freud zu dem Schluß, daß man auch in diesem Objekt die Spur eines vergangenen Lusterlebens finden kann. Freud führt dafür zwei Argumente an: 1. Nicht nur die Bildbetrachter, sondern auch Leonardo selbst war nicht minder von diesem Lächeln fasziniert. Auch er habe unter dem Bann gestanden, dieser Zauber habe ihn so gefesselt, daß alle Bildnisse danach und noch die seiner Schüler eben dieses eigentümliche Lächeln zur Schau stellten. Diese Faszination, erklärt Freud, sei gleich jener, wie sie im Moment eines verlorenen und wieder gefundenen Objekts auftrete. Bei dem Lächeln handele es sich demnach um ein wieder gefundenes Lächeln, und zwar um das wieder gefundene Lächeln seiner Mutter. Die

Rede vom wieder gefundenen Lächeln setzt seinen Verlust voraus – dennoch verliert Freud dazu kein Wort. Ihn drängt es offenbar auf etwas anderes hin.

Dazu wechselt sein Gedankengang erneut hinüber zur wirklichen Mutter, diesmal in Verbindung mit der Analyse des kurze Zeit später begonnenen Gemäldes »Die heilige Anna selbdritt«. Wieder sucht Freud auch in diesem Bild nach Beweisen für die Gegenwart der Mutter im Bild.³¹ So hätte nur Leonardo diese Anordnung aus zwei Müttern und einem kleinen Sohn mit diesem seligen Lächeln malen können, weil er eben in seiner Kindheit auch zwei Mütter hatte. Dann aber tritt etwas Neues in Freuds Analyse ein. Jetzt deutet er die Zusammensetzung des Lächelns der heiligen Anna als Zeichen einer kleinen Wirklichkeit, die sowohl »schrankenlose[r] Zärtlichkeit wie die unheilverkündende Drohung« verspricht (Leo 186). Dieses Zeichen erkennt Freud von da ausgehend in Übertragung dann auch in dem Lächeln der Mona Lisa wieder: Die kleine Wirklichkeit ist nicht mehr allein jene des Genießens, sondern auch die einer Erfahrung von Gewalt, der Erfahrung einer Beraubung. »So nahm sie nach der Art aller unbefriedigten Mütter den kleinen Sohn an Stelle ihres Mannes an und raubte ihm durch die allzu frühe Reifung seiner Erotik ein Stück seiner Männlichkeit« (Leo 187).

Die Unbefriedigtheit der Mutter, ihr Begehren ist also Ursache dafür, daß ihre übergroße Zärtlichkeit den Sohn um ein Stück seiner Männlichkeit beraubt. Es ist die Erfahrung einer grenzenlosen Mutterliebe, die den kleinen Sohn als Ersatz für den fehlenden Mann liebte, aber eben durch ihr Übermaß zugleich Leonardo zum Verhängnis wurde und fortan sein Schicksal bestimmte (Leo 186). Der Sohn gerät als Substitut auf dem Platz des Vaters ebenso in Gefahr wie in der Position, das *ein und alles* seiner Mutter zu sein. Diese erste Gefahr ist, vom grenzenlosen Begehren der Mutter verschlungen zu werden; die zweite Gefahr besteht darin, mit ihrem Begehren dem Sohn eine so überwältigende Befriedigung zu verschaffen, daß es ihm für immer unmöglich sein wird, diesen Genuß je zu verdrängen, und er eben deshalb andere Wege als die Verdrängung wird finden müssen, um sich doch von der Mutter trennen zu können. Aufgrund dieser doppelten Gefährdung ist es für den Mann notwendig, daß ihm etwas Reales geraubt werde, ja, der Mann müsse geradezu verlangen, daß man ihn um etwas Reales beraube, so Lacan: »Wir sehen hier in der reinsten Form, welche Spannung an jenem Ort ist, den die Triebabsicht bei der Sublimierung einnimmt, das heißt, daß

das, was der Mann verlangt, was der Mann verlangen muß, eben das ist, daß er eines Realen beraubt werde.«³²

Der Raubvogel in Leonardos Kindheitsphantasie muß etwas rauben, muß ein Loch graben, ein Loch zwischen die Lippen bohren, in dieser grenzenlosen Liebe zwischen Mutter und Sohn, die in ihrer Grenzenlosigkeit der inzestuösen Liebe gleichkommt. Der Raubvogel soll eine Unterbrechung, eine Öffnung, einen Riß einschreiben – mit diesem Wunsch beauftragt, vertritt der Vogel in der Phantasie den fehlenden Vater, der mit seinem Nein eine Grenze hätte setzen sollen. Verbindet man die Deutung Lacans mit den Assoziationen Freuds zur Beraubung seiner Erotik durch die Mutter wie auch mit der Kindheitsphantasie, dann erkennen wir, wie genau Leonardos Wortwahl der kleinen Wirklichkeit verpflichtet war, als er den Milan sprach, also den Namen eines Raubvogels erinnerte.

Trotz seines irreführenden Festhaltens am Geier als dem Vogel der Phantasie gelangt Freud dennoch zur Erkenntnis, daß die kleine Wirklichkeit, die der Trieb unablässig sucht, in sich das Genießen mit dem Leiden vereint, daß Leiden wie Genießen also gleichermaßen und vereint am Ursprung der Sublimierung zu vermuten sind, man also auch von einem leidvollen Genießen, insbesondere jenem zwischen Mutter und Sohn sprechen könnte.³³ Genießen wie Leiden in Freuds Analyse sprechen aber auch davon, daß bei aller Entstellung des Genießens durch seine Umarbeitung doch eine Spur im Objekt lesbar bleibt. Diese Spur aber bleibt nur aufgrund des traumatischen Lochs in der Erinnerung an die kleinen Wirklichkeiten erhalten. Widerfährt einem Subjekt das Genießen wie das Leid als eine kleine Wirklichkeit, dann sind beide weder symbolisierbar noch vorstellbar, sondern traumatisch. Folglich ist die Verdrängung unmöglich, kann es nur um Entstellung und Umarbeitung gehen. Ich denke, man kann daher auch sagen, daß das, was an einem Objekt der Kunst fasziniert, verwirrt und eben deshalb nach einer Deutung verlangt, mit dieser Spur der Gegenwart eines Genießens im Leiden zusammenhängt, daß eine kleine Wirklichkeit den Betrachter fasziniert, die nun sichtbar, doch ›normalerweise‹ verdrängt, also der üblicherweise der Zugang zum Bewußtsein versperrt bleibt. Anders gesagt, diese Spur des leidvollen Genießens können zwar viele für sich selbst nicht ins Bewußtsein treten lassen, offenbar aber in den Werken anderer sehend und lesend genießen. Warum das vielleicht so sein könnte, warum man die Spur des leidvollen Genießens anderer im Kunstgenuß möglicherweise genießt, werde ich gleich näher begründen.

Zuvor möchte ich aber noch zu bedenken geben, daß selbst dem strahlendsten Genießen der Lust zwischen Mutter und Sohn immer auch eine dunkle andere Hälfte eingeschrieben ist. Von ihr sprechen die Vernichtungswünsche ebenso wie die Faszination, die vom Blick einer Toten, aus einer seelenlosen Leere heraus, vom Lächeln der Mona Lisa auf das betrachtende Subjekt zu fallen scheinen. Diese Assoziationen entspringen dem Wissen, daß das Genießen, wenn es sich nicht nur für Momente ereignet oder ihm anders keine andere Grenze gesetzt wird, nur zum Tode führen kann. Wenn die Mutter nicht auch andere begehrt, wenn kein Vater sein Nein zum Inzest trennend ausspricht und auch durchsetzt, dann droht dem Kind der psychische Tod. Deshalb fordert das Genießen zugleich die Schranke und damit auch das Gesetz heraus. Mit dem Auftritt des Gesetzes aber wird aus dem tödlichen Genießen ein Objekt des Begehrens; danach vermuten wir das Genießen unerreichbar jenseits des Verbotes. Im Genießen öffnet sich, anders gesagt, das Jenseits des Lustprinzips, weil es die von Freud für das Lustprinzip noch als gültig angenommene »physiologische Grenze« nicht mehr kennt.

Das Lächeln der Mona Lisa trägt wie der Raubvogel der Phantasie nicht nur die Doppelspur des Genießens und des Gesetzes in sich, beide Objekte werden in der Bahnung gefunden worden sein, die sich mit der ersten Abwesenheit der Mutter geöffnet und nie wieder geschlossen haben wird. Das Lächeln der Mona Lisa hat Leonardo erst sehr spät gefunden, erst von diesem Moment an wurde es zum Objekt, mit dem er wie mit dem Milan über die Gräben seiner Entfremdung hinweg fliegen konnte. So wird das Lächeln als das Objekt lesbar, in dem sich sowohl das Genießen, das Gesetz wie auch die Kluft verkörpert, welche die Trennung und damit den Weg ins Freie aus der Umklammerung des tödlichen Genießens möglich machte. Doch von welcher Substanz ist dieses Objekt der Sublimierung? Handelt es sich bei dem Lächeln nicht um ein höchst flüchtiges Objekt, unfassbar, obgleich sichtbar, das sich selbst der Spiegelung entzieht, sondern umgekehrt erst durch die spiegelnde Identifizierung der Betrachter seine Sichtbarkeit erlangt? Wie von diesem lächelnden wie scheinhaften Objekt sprechen, wie von einem Objekt sprechen, dem seine stoffliche Substanz nur vom Auge des Betrachters her zuzukommen scheint? Dieser Frage möchte ich mit einigen abschließenden Überlegungen zum Objekt der Sublimierung zuwenden, und zwar, indem ich ein anderes Wort Lacans für dieses Schattenobjekt aufgreife und nun vom Ding sprechen will. Zum Beispiel vom Ding des Lächelns der Mona Lisa.

Vom Ding

Was ist das für ein Objekt, dieses Lächeln der Mona Lisa, das in der Lage ist, das Begehren der Kunstliebhaber aufrecht zu erhalten – und zwar seit Jahrhunderten? Das Lächeln gewährt offenbar nicht nur die Erinnerung an ein verbotenes wie leidvolles Genießen, sondern es stützt ebenso das Begehren. Wie aber unterhält das Lächeln der Mona Lisa das Begehren der Kunstliebhaber? Der Kultur im Allgemeinen, der Kunst im Besonderen kommt die Aufgabe zu, so Lacan, das Begehren zu stützen, also anders gesagt, das Begehren zu unterhalten. Wie aber unterhalten Kunstobjekte? Man erinnere sich an die Zitate der Kunstfreunde zum Lächeln der Mona Lisa: was sie unterhalten hat, war offenkundig gerade nicht die Befriedigung ihres Lustprinzips, sondern weit eher das Vermögen des Gemäldes, bei ihnen Unlust zu schüren – auf diese Weise wird das Begehren der Kunstliebhaber unterhalten. Statt um Unterhaltung, im Sinne von Zerstreuung, geht es bei der Sublimierung um eine Unterhaltung, die unbefriedigt läßt, es geht um eine Unterhaltung, die allein das Begehren des Subjekts ernährt, es füttert mit Phantasien, aber auch einen Zufluchtsort in einer Kultur gewährt, die einzig auf Befriedigung aus ist.³⁴ Wie also, so könnte man mit Lacan fragen, könnte die Kunst das Begehren mit Unlust unterhalten? Eine Antwort lautet: Indem die Kunst unsterbliche Objekte produziert. Unsterblich werden Objekte, sobald sie dem aggressiven Anspruch auf Wunscherfüllung entgehen, denn so können sie durch keinerlei Befriedigung erlöschen. Diese Objekte müssen unerreichbar bleiben, es muß sich um Objekte jenseits der Spiegel handeln. Diese Objekte dürfen nicht mehr über die imaginäre Identifizierung erreichbar und damit auch zerstörbar werden.³⁵ Diese Objekte sollten sich auch ihrer endgültigen Deutung entziehen können. Um einige Beispiele zu nennen: Die Frau als Objekt der Kunst, man denke an die unerreichbare hohe Frau der Minne. Sicher ist auch hier das Lächeln der Mona Lisa zu nennen, denn Leonardo malte es mit einer Ambiguität, die aufgrund ihrer Unfaßbarkeit zur Identifizierung verlockt, sie aber zugleich zerstört. Man könnte die dem Menschen unzugängliche Freiheit der Vögel nennen, ich möchte aber an dieser Stelle auch die Holzspule nennen. Wenn diese Kette von der hohen Frau über das Lächeln der Mona Lisa zu den Vögeln und zur Holzspule vielleicht erstaunt – dann möchte ich daran erinnern, was geschieht, wenn einem Kind sein »Ding« weggenommen – sei es eine Holzspule oder ein Fetzen Stoff oder ein alter Teddybär. Sobald jemand das Ding in den Mülleimer

wirft, wird das Kind zu schreien beginnen. Was artikuliert sich in diesem Schrei? Ein kleiner Fetzen Wirklichkeit? Das unbewußte Wissen eines werdenden Subjekts, das schon weiß, daß es sterben muß, wenn man ihm sein Begehren, wenn man ihm sein Ding zerstört? Was also zerstören wir in dem Moment, wo wir das Ding wegwerfen?

Ich habe eben vom Ding gesprochen, wie man es im Alltag so oft tut. Aber ich habe mich damit zugleich auf einen Terminus von Lacan bezogen. Anders gesagt: Wenn wir von Objekten als einem Ding sprechen, wie in dem Fall der Holzspule als Objekt des Kinderspiels, dann sprechen wir diesem Objekt einen besonderen Status zu. Sublimieren bedeutet nun nach Lacan, den Objekten die Würde des Dings wieder zu geben.³⁶ Wie aber gibt man einem Objekt die Würde eines Dings? Ich möchte Ihnen dazu eine jener kleinen Geschichten von Lacan kurz erzählen. Diese handelt von seinem Besuch bei Jacques Prévert zu der Zeit der deutschen Besetzung Frankreichs. Er fand eine Sammlung von Zündholzschachteln vor. Diese Objekte des Alltags waren in einer bestimmten Weise geordnet – eine Reihung zu einem zusammenhängenden Band, das die Wände und Türen hoch und herunter lief – und sie waren einer gewissen Bearbeitung unterzogen worden: »es waren alles die gleichen Schachteln, sehr gefällig angeordnet, nämlich so, daß eine jede Schachtel in die Nähe der nächsten gebracht war mit Hilfe einer leichten Verrückung des Innenschubers.«³⁷ Diese leichte Verrückung läßt etwas in Erscheinung treten, wodurch diese simplen Schachteln von ihrem simplen Objektsein in einen anderen Status überführt werden:

»Anders gesagt, das Arrangement machte deutlich, daß eine Zündholzschachtel nicht einfach etwas mit einer bestimmten Verwendung ist, nicht einfach ein Typus im Platonischen Sinne ist, die abstrakte Zündholzschachtel, daß die Zündholzschachtel vielmehr für sich allein ein Ding ist in ihrem kohärenten Sein. Das vollkommen Willkürliche, Wuchernde, Überflüssige, gleichsam Absurde dieser Sammlung zielte in der Tat auf ihre Dinghaftigkeit als Zündholzschachtel. Der Grund für den Sammler lag also in der Auffassungsweise, die weniger der Zündholzschachtel galt als diesem *Ding*, das in einer Zündholzschachtel subsistiert.«³⁸

Meines Erachtens war es insbesondere die Wirkung des Ausstellens der Leere der Schachteln, die diesen alltäglichen Dingen eine Würde verliehen. Wie aber vom Ding reden? Ohne die Hilfe einer Geschichte vom Ding zu sprechen, ist außerordentlich schwierig, denn es gehört zu seinem strukturellen Merkmal, sich der Darstellung zu entziehen. Ich will deshalb an dieser Stelle nur versuchen, meinerseits mit einigen Assozia-

tionen das Verhältnis zwischen Ding und der Würde des Objekts und der Leere zu umreißen.

Lacan macht darauf aufmerksam, daß eines der vermutlich ersten Kunstschöpfungen überhaupt, die Schöpfung des Krugs, eben die Leere in sich trägt, jenes Nichts, das den Krug erst zu dem macht, was er ist, nämlich ein Ding, mit dem wir schöpfen können. Mit Heinrich von Kleist könnte man hier auch einen Bogen zur Moderne schlagen. Wenn man sich an den Titel eines seiner Lustspiele erinnert, an *Der zerbrochne Krug*, dann könnte einem zum Beispiel einfallen, daß es eine Signatur der Kunst der Moderne ist, die schützende Hülle zu zerbrechen, die tönernen Wände zu zerschlagen und die Leere, das Nichts auszustellen. Andererseits existiert offenbar eine heilige Beziehung zur Leere seit den Anfängen der Kultur, so Lacan. Die Kultur identifiziere offenbar die Leere mit dem Heiligen. Die Orte des Heiligen, die Tempel zum Beispiel könne man auch als ummauerte Räume der Leere ansehen, denn jenseits des Altars und der heiligen Opferstätten seien die Götter nicht gewesen. Warum aber spreche die Kultur die Leere heilig? Weil jede Schöpfung aus einem Nichts heraus entstehe und dadurch den Ursprung des eigenen Werdens ehre, indem sie die Leere in sich trage oder auch offen zur Schau stelle? Die Leere in und um ein Objekt herum, sie gibt ihm nicht zuletzt deshalb die Würde, weil die Leere nichts ist außer sie selbst, Raum und Spur des Nichts, eine Absurdität, etwas vollkommen Willkürliches, etwas Überflüssiges – und die Leere ist etwas, was nur durch die menschliche Schöpfung zu den Objekten hinzu tritt.³⁹ Ich möchte hinzufügen: In dem Verhüllen wie Ausstellen der Leere wird zugleich die Kluft als Spur gegenwärtig gehalten, die uns vom Genießen wie vom Leiden trennt. In dem Nichts begegnen wir der Dingseite des Objekts, die uns wie ein Faden mit uns selbst und der ersten Kluft in uns verbindet.

Das Ding, die Leere, das Nichts, es scheint so leicht zerstörbar. Denn es ist singulär, es ist nicht universalisierbar. Man kann sich das Ding weder aneignen noch kaufen, und auch kaum zum Gegenstand eines Diskurses machen. Der Anspruch der Universität auf die Produktion eines universellen Wissens muß am Ding scheitern, der Diskurs der Universität kann es nur mit dem Objekt verwechseln – so wie die Kultur einerseits die Unterhaltung des Begehrens begehrt, die das Ding gewährt – und es zugleich immer wieder zerstört, da es ihr unmöglich ist, es nicht mit dem Objekt zu verwechseln. Man könnte auch sagen: Sobald man seine Aneignung versucht, stößt man nicht auf das Ding, sondern auf das Objekt,

und sei es auf das Lächeln der Mona Lisa. Oder auf Joseph Beuys' Butter, diesem Ding, das die Putzfrauen in den Müll geworfen hatten. Offenbar hatten sie nicht das Ding in der Butter sehen können. Diese Frauen werden vermutlich auch nicht gewußt haben, daß es ranzige Butter war, mit denen die Tartaren im Kriegsjahr 1942 die verbrannte Haut des Jagdfliegers Beuys geheilt hatten – nachdem er als brennende Fackel vom Himmel auf sie herab gestürzt war. Einen ähnlichen Sturz aus dem Himmel hat Michael Ondaatje bekanntlich mit seinem *Englischen Patienten* erfunden – der *Englische Patient* läßt sich als Metapher für das verbrannte, verstümmelte Subjekt am Ende des Zweiten Weltkrieges lesen, dem nur noch das Sprechen geblieben ist, das nun das Wortwerden der Erinnerung an eine kleine Wirklichkeit betreibt, in diesem Fall an die große, an die unmögliche Liebe eines Mannes zu einer Frau.

Das Ding, das eigentümliche Objekt der Sublimierung trägt das Subjekt, hält es am Leben, läßt es überleben. Wir können es sehen und lesen, und dennoch bleibt es unfaßbar, wird es nie Beute unseres Denkens. Mit einer unerreicht schönen Metapher Lacans, in der sich die chemische Sublimierung, das heißt der Übergang zwischen festen stofflichen und gasförmigen Zuständen, mit der Raubvogelphantasie Leonardos berühren, möchte ich schließen:

»Diesem Objekt, das für den Spiegel unfaßbar ist, gibt das Spiegelbild seine Bekleidung. Beute, gefangen in den Netzen des Schattens, die, im Aufflug den Schatten aufblasend nach ihrem Umfang, dessen nachlassende Lockung wieder anspannt mit einem Schein von Beute.«⁴⁰

Anmerkungen

- 1 Überarbeitete Fassung eines Vortrags im Rahmen der Ringvorlesung »Einführungen in die Psychoanalyse (II)« am 25.11.2004 an der Universität Hamburg.
- 2 Bibliographisches Institut AG: *Der große Duden. Fremdwörterbuch*, Mannheim 1966, 692.
- 3 Ebd.
- 4 Friedrich Kluge: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, bearbeitet von Elmar Seebold, Berlin, New York ²³1999, 807.
- 5 Rainer Maria Rilke: »Die Erste Elegie«, in: *Rainer Maria Rilke. Die Gedichte*, Frankfurt am Main 1996, 629.
- 6 Sigmund Freud: »Die Traumdeutung«, Vorwort zur zweiten Auflage, in: ders., *Gesammelte Werke* [GW] I-XVIII Bde. und Nachtragsband, London 1940, Frankfurt am Main 1999, hier GW II/III, S. X; Freuds Vater starb 1896.
- 7 Freud, »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie«, GW V, 79.
- 8 Freud, »Triebe und Triebchicksale«, GW X, 210-232.
- 9 Freud, »Das Unbewußte«, GW X, 275.

- 10 Freud, »Das Unbehagen in der Kultur«, GW XVI, 438.
- 11 Freud, »Zur Einführung des Narzißmus«, GW X, 137-170.
- 12 Freud, »Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia«, GW VIII, 239-320. Vgl. dazu auch: Daniel Paul Schreber: *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken*, unveränderter Nachdruck des Bandes *Bürgerliche Wahnwelt* um 1900, Frankfurt am Main [1972] 1985.
- 13 Vgl. Freud, »Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci«, GW VIII, 170.
- 14 Ich beziehe mich hier auf die einleitenden Bemerkungen von Bernhard Baas zu seiner philosophischen Analyse der Sublimierung in Jacques Lacans *Ethik der Psychoanalyse*: »Unser philosophisches Jahrhundert hat die Endlichkeit zur Angelegenheit des Denkens gemacht. [...] Als Sprechende oder Denkende (inzwischen wissen wir, das dies dasselbe ist) nimmt uns die Endlichkeit in die Pflicht. Sie ist unsere Aufgabe. Vielleicht ist sie der einzige Imperativ, der uns bleibt. [...] Weder gibt es ein Wesen noch eine Erfahrung, die den konsistenten Grund unserer Existenz bilden und ihm Sinn und Authentizität verleihen können; es gibt nur das Grund-Lose und das Nicht-Authentische«. Bernhard Baas: *Das reine Begehren*, Wien 1995, 7, aus dem Französischen von Gerhard Schmitz, [*Le désir pure. Parcours philosophique dans les parages de J. Lacan*, Leuven 1992].
- 15 Freud, »Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci«, GW VIII, 127-211. Im Folgenden wird aus diesem Text unter der Sigle Leo mit Seitenangabe zitiert.
- 16 Leo 150. Freud fügt in der Fußnote den italienischen Text hinzu, zitiert nach: *Codex atlanticus*, F 65 V. nach Scognamiglio (1900, S. 22); vgl. auch Fußnote in Freud, »Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci«, in: ders., *Studienausgabe* [StA], Frankfurt am Main 1969ff., I-X Bde. und Ergänzungsband, hier Bd. X, 109.
- 17 Diskussion zum Stand der Forschung vgl. Kurt Eissler: *Leonardo da Vinci. Psychoanalytische Notizen zu einem Rätsel*, Basel, Frankfurt am Main 1992, 227f.
- 18 Vgl. Freud, »Die Traumdeutung«, »Kapitel VI. Die Traumarbeit«, GW II/III, 283-512.
- 19 Z.B. Er nennt Athene, fügt unbestimmt hinzu, daß »das gleiche für viele der griechischen Götter besonders aus dem Kreise des Dionysos, aber auch für die später zur weiblichen Liebesgöttin Aphrodite galt« (Leo 164). Diese Darstellungen, die man damit erklären könnte, »daß der dem weiblichen Körper angefügte Phallus die schöpferische Urkraft der Natur bedeuten solle, und [...] erst die Vereinigung von Männlichem und Weiblichem könne eine würdige Darstellung der göttlichen Vollkommenheit ergeben« (Leo164).
- 20 Vgl. Freud, »Massenpsychologie und Ich-Analyse«, GW XIII, 71-161.
- 21 Ich beziehe mich hier vor allem auf die Editorische Vorbemerkung der StA X, 88f und 109 Fußnote.
- 22 Jacques Lacan: *Das Seminar. Buch IV. Die Objektbeziehung*, Text eingerichtet von Jacques Alain-Miller, aus dem Französischen von Hans-Dieter Gondek, Wien 2003, 502.
- 23 Freud, »Jenseits des Lustprinzips«, GW XIII, 12-13 sowie Fußnote auf Seite 13. Der Kommentar der Studienausgabe bemerkt dazu, daß Freud dieselbe Szene bereits in der *Traumdeutung* mitteilte. StA III, 225. Es handelt sich wohl um eine der am häufigsten gedeuteten Szenen der psychoanalytischen Literatur. Vgl. Norbert Haas: »Fort/da als Modell«, in: Dieter Hombach (Hg.): *Mit Lacan*, in: ZETA 02, Berlin 1982; Peter Widmer: *Subversion des Begehrens*, Frankfurt am Main 1990, 48.
- 24 Jacques Lacan: *Das Seminar Buch XI. Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*, Textherstellung durch Jacques-Alain Miller, aus dem Französischen von Norbert Haas, Weinheim, Berlin ²1987, 68.
- 25 Freud, »Trauer und Melancholie«, GW X, 427-446.
- 26 »Wenn man aber erwägt, was für tiefgreifende Umwandlungen ein Lebenseindruck des Künstlers durchzumachen hat, ehe er seinen Beitrag zum Kunstwerk stellen darf, wird man gerade bei Leonardo den Anspruch auf Sicherheit des Nachweises auf ein ganz bescheidenes Maß herabsetzen müssen« (Leo 178).
- 27 Freud zitiert Muther: *Geschichte der Malerei*, München 1893/94, Bd. I, 314.
- 28 Muther, Leo 179.
- 29 Freud zitiert ausführlicher auch Angelo Conti, einen italienischen Kritiker, dem ein Schleier über dem gesamten Gemälde auffiel: »[...] all dies erschien und verschwand

hinter dem heiteren Schleier und ging in dem Gedicht ihres Lächelns unter [...]. Gut und böse, grausam und barmherzig, lieblich und katzenhaft lächelte sie [...].« (Leo 180). Zum Verhältnis von Weiblichkeit und Ästhetik, vgl. Elisabeth Bronfen: *Nur über meine Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik*, München 1994.

- 30 Nur wie nebenbei erwähnt er, daß Leonardo in dem Bild sich auch selbst gefunden habe. Freud fügt nur hinzu, daß »dessen Züge von jeher in rätselhafter Sympathie in Leonardos Seele gelegen haben« (Leo 182).
- 31 Während Freud die Bindung an die Erinnerung für die Geierphantasie also lockert, hält er nun um so enger an dem realen Hintergrund für die Wahl des Motivs der Anna Selbdrift fest. Nur Leonardo konnte diese Anordnung aus zwei Müttern und einem kleinen Sohn mit diesem seligen Lächeln malen, weil er eben in seiner Kindheit auch zwei Mütter hatte, und dies auch noch zweifach. Einerseits wird er im Haus seines Vaters seine Stiefmutter und auch deren Mutter, also eine Großmutter, um sich gewußt haben. Und er hatte die Erinnerung an seine leibliche Mutter. Freud vermutet nun, daß sich im Lächeln der heiligen Anna die Verdichtung der Erinnerung an das Lächeln der leiblichen Mutter und der Großmutter darstellt, insofern aus Leonardos Perspektive beide ihm in ähnlicher Weise ferner standen als die Stiefmutter, im Bild dargestellt von Maria.
- 32 Jacques Lacan: *Das Seminar Buch VII. Die Ethik der Psychoanalyse*, Textherstellung durch Jacques-Alain Miller, aus dem Französischen von Norbert Haas, Weinheim, Berlin 1996, 184.
- 33 »Sie ist von der Natur eines vollbefriedigenden Liebesverhältnisses, das nicht nur alle seelischen Wünsche, sondern auch alle körperlichen Bedürfnisse erfüllt, und wenn sie eine der Formen des dem Menschen erreichbaren Glückes darstellt, so rührt dies nicht zum mindesten von der Möglichkeit her, auch längst verdrängte und pervers zu nennende Wunschregungen ohne Vorwurf zu befriedigen« (Leo 188).
- 34 Vgl. Lacan, *Ethik*, 187.
- 35 Ausführlich ebd., 171f.
- 36 Ebd., 139.
- 37 Ebd., 141.
- 38 Ebd., 141f.
- 39 Vgl. ebd. dazu wiederum den ausführlichen Diskurs von Lacan in seiner *Ethik*, insbesondere ab 143f.
- 40 Jacques Lacan: »Subversion des Subjekts und Dialektik des Begehrens im Freudschen Unbewußten«, in: ders., *Schriften II*, ausgewählt und herausgegeben von Norbert Haas, Weinheim, Berlin ²1996, 194.

Angst

Wir brauchen eigentlich gar nicht erst die Frage zu stellen, wie wir uns dem Thema Angst nähern wollen, denn sie ist ja immer schon da oder zumindest schon da gewesen. Sie ist uns irgendwie bekannt, aber eben nur irgendwie. Es ist in der Praxis gar nicht so einfach einzuschätzen, was jemand meint, der sagt: Ich habe Angst.

Da gibt es Leute, die klagen, sie hätten ständig Angst, gelegentlich gar Panikattacken, und sie würden sich nicht mehr aus der Wohnung trauen. Es gibt welche, die von grellen Ängsten vor einem Verfolger gepeinigt werden und nach einer Therapie mit Medikamenten eine bodenlose, namenlose Angst verspüren, die alles Denken einnimmt. Dann wiederum sagen uns einige, sie hätten manchmal aus unerfindlichen Gründen Herzrasen, der Atem gehe schwer und sie bekämen weiche Knie und das sei Angst.

Wir wissen selbst, daß es eine Angst bei real drohenden Gefahren gibt, eine Angst ganz allein und verlassen zu sein, und auch jene Angst vor Strafe, die uns veranlaßt, an der roten Ampel doch lieber zu halten, auch wenn niemand anders zu sehen ist. Psychoanalytiker haben sich darüber viele Gedanken gemacht und man erwartet schon, etwas über Angst und Sexualität, Ödipuskomplex und Kastrationsangst zu hören. Das soll hier auch kurz und knapp referiert werden, aber eigentlich geht es mir an dieser Stelle um das grundlegende Problem – und das ist hier wörtlich zu nehmen –, bzw. um die grundlegende Funktion, die Angst für das Subjekt hat ebenso wie der Phallus, der von der Angst nicht zu trennen ist. Sigmund Freud hat mehrere Arbeiten zum Thema verfaßt, die wichtigste

heißt *Hemmung, Symptom und Angst*, deren Zusammenfassungen er in der 25sten und 32sten seiner Vorlesungen gibt. Er definiert Angst so:

»Wir haben gesagt, Angst sei ein Affektzustand, also eine Vereinigung von bestimmten Empfindungen der Lust-Unlust-Reihe mit den ihnen entsprechenden Abfuhrinnervationen und deren Wahrnehmung, wahrscheinlich aber der Niederschlag eines gewissen bedeutungsvollen Ereignisses, durch Vererbung einverleibt [...]. Als jenes Ereignis, das eine solche Affektspur hinterlassen, haben wir den Vorgang der Geburt in Anspruch genommen, bei dem die der Angst eigenen Beeinflussungen von Herztätigkeit und Atmung zweckmäßig waren.«¹

Er unterscheidet die Realangst als eine begriffliche Reaktion auf die Gefahr einer von außen erwarteten Schädigung und die neurotische Angst, die durchaus rätselhaft und zwecklos erscheint. Bei der letzteren unterscheidet er die Angstneurose mit der frei flottierenden allgemeinen Ängstlichkeit, die bereit ist, sich mit jeder neu auftauchenden Möglichkeit oder Vorstellung in der sogenannten Erwartungsangst zu verknüpfen, von der Phobie. Hier ist die Angst fest an bestimmte Vorstellungen gebunden, die eine Begründung liefern, aber maßlos übertrieben sind (Schlangenphobie, Spinnenphobie, Platzangst, Klaustrophobie). Die Angst in der Hysterie und in anderen schweren Neurosen wird von Symptomen begleitet, tritt als Anfall oder länger anhaltender Zustand auf, ohne einen für die bewußte Wahrnehmung ersichtlichen Grund. Ich ergänze noch die Liste durch die psychotische Angst, die im Wahn als Angst vor einem Verfolger vorkommt oder als ein Gefühl der absoluten Haltlosigkeit, so als müsse man gleich in einen Abgrund stürzen oder sterben.

In seinen ersten Forschungen zu unserem Thema hat Freud festgestellt, daß offenbar ein frustrierendes Sexualleben mit der Angstentwicklung zusammenhänge. Die gewöhnlichste Ursache der Angstneurose sei die frustrane Erregung, in der libidinöse Erregung hervorgerufen aber nicht befriedigt sei und nicht verwendet werden könne. Die Erregung könne nicht in der Schwebelage gehalten werden, die unbefriedigte Libido verwandle sich direkt in Angst.

Die Untersuchung der Phobien kleiner Kinder zeigt Freud, daß hier Einsamkeit oder ein fremdes Gesicht beim Kind die Sehnsucht nach der vertrauten Mutter wecken; das Kind kann diese libidinöse Erregung nicht beherrschen, sondern verwandelt sie in Angst. Bei den erwachsenen Phobikern verhält es sich ganz ähnlich. Hier genügt eine auslösende Situation, um eine unbewußte Sehnsucht oder Versuchung zu wecken, deren Erregung das gleiche Schicksal ereilt. In der Hysterie fällt die abzuweisende

Vorstellung meist bis zum Unkenntlichen entstellt der Verdrängung anheim, ihr Affektbetrag wird, so Freud, regelmäßig in Angst verwandelt, gleichgültig ob es Aggression oder Liebe ist.² Der Libido- bzw. Affektbetrag ist also in allen drei Fällen unverwendbar geworden, d.h. die Erregung findet keine befriedigende Abfuhr, sowohl bei ungestillter Sehnsucht, bei unterdrückten sexuellen Strebungen als auch bei den verdrängten erregenden Vorstellungen in der Hysterie.

Es wiederholen sich jeweils Trennungserfahrungen mit der Konsequenz eines unlustvollen Anwachsens der Bedürfnisspannung.³ Das Vermissen des geliebten Objekts ist also die Gefahr geworden, bei deren Eintreten das Subjekt das Angstsignal gibt. Ist es bei der Geburt noch eine reale Trennung, so wird das geliebte Objekt mit voranschreitender Entwicklung mehr und mehr zu einem psychischen Objekt, d.h. zu einer im psychischen Apparat mit einem libidinösen Affektbetrag besetzten Repräsentanz, die sich ursprünglich von einer geliebten Objektperson ableitet.

Beim Säugling ist es die für die Versorgung und Befriedigung wichtige Mutter, beim Kleinkind wird es immer mehr das Genital, dessen hohe narzißtische Einschätzung sich, so Freud, darauf berufen kann, »daß der Besitz dieses Organs die Gewähr für eine Wiedervereinigung mit der Mutter (dem Mutterersatz) im Akt des Koitus enthält.«⁴ Wohlgemerkt: hier geht es bereits um eine Vorstellung, nämlich daß die Befriedigung mit dem gerade lustvoll entdeckten Organ gemeinsam mit dem geliebten Objekt erfolgt. Das Subjekt ist schon vorher auf die Möglichkeit der Trennung vom geliebten Objekt aufmerksam geworden. Es ist also keine intellektuelle Verrenkung oder die explizite Gewaltandrohung nötig, um diese Möglichkeit auf weitere Objekte fortzuschreiben.

Aber die Kastrationsangst ist ganz und gar nicht einfach. Wir haben es nämlich mit einem Subjekt zu tun, das zu sich selbst in ein Verhältnis tritt. Es nimmt sich selbst wahr, indem es sich auf seine Sinneseindrücke, z.B. das im Körper Gefühlte, das Gesehene und das Gehörte bezieht. Und diese Wahrnehmungen sind alles andere als einheitlich, sondern beunruhigend, befremdlich und fremd, sie kommen von außen, von anderen und es sind Worte, die ihm ein Verhältnis nahelegen oder sogar aufdrängen. Das alles ist in Teile zerstückelt, verwirrend und wirr und läuft ständig davon und wieder auseinander. Festhalten gelingt selten und einen Halt zu finden, ist beschwerlich und nicht von Dauer. Seinen Körper kann es nie ganz sehen, der Spiegel vermittelt zwar einen erfreulichen Eindruck, aber der ist imaginär, d.h. man sieht nur die ihm zugewandte Seite des Körpers, die Seiten sind verkehrt und das, was man sieht, entspricht nicht unbe-

dingt der Vorstellung, ganz zu schweigen vom Erwünschten. Die aufkommende Kastrationsangst ist aber keineswegs abhängig von zufälligen Lebensereignissen oder davon, wie pädagogisch aufgeklärt die Eltern jeweils sind, z.B. ob sie heute noch so blöd sind, mit dem alten ›ich schneid' dir gleich den Pimmel ab‹ zu drohen.

Die Kastrationsangst entsteht logisch notwendig in dem Moment, wo das Subjekt zum geliebten Mutterobjekt in eine dialektische Beziehung tritt, d.h. in dem es seine Wunschvorstellungen in ein gegenseitiges Wechselverhältnis überträgt: Das kleinkindliche Subjekt befindet sich in einem engen liebevollen Verhältnis zu seiner Mutter. Es verlangt, daß sie stets zur Verfügung steht und alle Bedürfnisse ohne Verzug befriedigt. Es hat seine Mutter in einer liebevollen Umschlingung ›zum Fressen gern‹. In seiner gleichermaßen alles vereinnahmenden Eigenliebe setzt es voraus, daß sie es ebenso wiederliebt. Indem es versucht, sich dies vorzustellen, wird es buchstäblich eng. Das Wort Angst gehört zum Wortstamm *eng* und das Gefühl der beklemmenden Beengung reicht vom Geburtserlebnis an bis in den wörtlichen Ausdruck. Wenn nämlich die riesige Mutter ihren kleinen Fratz ebenso in überschwänglicher Liebe verschlingen wollte, wie er selbst es sich von sich vorstellt und wie sie das gemäß seiner Forderung der gleich großen Gegenliebe eigentlich tun müßte – wir sagen dazu: das Kind hält sich für den Phallus der Mutter –, dann würde es bedrohlich eng, ja vernichtend für das kindliche Subjekt werden. Spätestens hier steht es einer libidinösen Konstellation gegenüber, die Gefahr bedeutet: Es steht seinen eigenen Wünschen hilflos gegenüber. Befriedigung heißt Vernichtung. Verzicht bedeutet, dem Ansteigen der unlustvollen Erregung hilflos ausgeliefert zu sein, und er bedeutet, das geliebte Objekt, insbesondere das lebensvolle Gefühl geliebt zu werden, zu verlieren, also den wichtigsten Teil des Gefühls überhaupt zu leben, zu verlieren. Dies ist ein Moment, in dem nicht nur die Objektrepräsentanzen, sondern auch der bisher fast ausschließlich über diese Liebesbeziehung laufende Prozeß der Selbstwahrnehmung und Selbstdefinition erlöschen. Das Subjekt droht, sich aufzulösen. Das ist die eigentliche Gefahr, vor der das Angstsignal es bewahren soll.

Sobald das kindliche Subjekt wähnt, es sei Phallus der Mutter, ist es hilflos darüber, wie es das vorgestellte Begehren der Mutter befriedigen soll und erfährt gleichzeitig, daß es sich verloren hat, weil es sich als Phallus der Mutter definiert hat, und es nun nie wieder sein kann. Hier fehlt etwas, das es dem Subjekt ermöglicht, sich anders als einem radikalen Mangel ausgesetzt wahrzunehmen. Kastration bezieht sich also hier auf den Ver-

lust des Phallus, nicht des Penis. Eine Verschiebung muß her, etwas, das den Phallus ersetzt. Das Subjekt muß in die symbolische Ordnung eintreten, um die symbolische Operation vollziehen zu können, mit der ein Anderes das vormals eingebildete Eine an dessen Platz ersetzen kann. Hier wird hoffentlich deutlich, was so schädlich am Inzest ist und warum das Subjekt eine Struktur durchlaufen muß, die wir den Ödipuskomplex nennen. Das ist nicht nur etwas, das nur sexuell frustrierte jüdische Wienerinnen vor hundert Jahren mal hatten. Es ist ein Vorgang, in dem das Subjekt sich selbst konstruiert und zugleich konstruiert wird. Konstruktion heißt Zusammenstellung, Struktur heißt Aufstellung. Es geht auch um einen konsistenten Stand des Subjekts. Andernfalls würde es immer wieder zerfallen und buchstäblich nicht wissen, wer es ist, wie z.B. in sehr schweren psychotischen Zuständen oder bei schweren Hirnverletzungen, bei denen nicht einmal mehr der Angstzustand möglich ist.

Die Aufstellung bekommt eine neue Wendung, wenn das Wissen um die Zeugung hinzutritt. Denn das bedeutet, daß es da einen gegeben hat, der sich liebestoll dem Mutterdrachen genähert hat, etwa wie das Männchen einer Gottesanbeterin, das im Zeugungsakt gefressen wird. Oder aber es ist einer, der noch mächtiger ist als die Mutter. Hier ist die Stelle für die Vorstellung von Freuds Urvater. Eine gleichfalls beängstigende Figur, aber mit dem Vorteil, daß sie sich zwischen das Subjekt und die Mutter schiebt und es abschirmt. Natürlich darf man – in der Logik dieser Vorstellungen – nicht die Aufmerksamkeit dieser zwei mächtigen Triebwesen auf sich ziehen, man würde mit einem Happs verschlungen: die Vorlage für viele Geschichten mit Ungeheuern, etwa wie Jurassic Park. Es ergibt sich also für das Subjekt ein gewisser Nutzen daraus, sich in der Nähe der Angst aufzuhalten. Hinter dem Rücken der beängstigenden Figuren gibt es so etwas wie eine heimliche Sicherheit. Diese Figuren, wir können sie für spätere Aufstellungen auch Gott nennen, dürfen nur gerade nicht auf das sich verbergende Subjekt aufmerksam werden. Das erinnert daran, wie viele neurotische Subjekte sich in ihr Heim zurückziehen, den Namen von der Klingel entfernen und sogar Angst davor bekommen, den Briefkasten zu öffnen.

Der Vater kommt als ungeliebter geliebter Retter in der Not ins Spiel. Er wird künftig für das Subjekt diese schwarze Stunde der Not, des Mangels und des Versagens, und zugleich den Verlust des phallischen Mutterobjekts repräsentieren. Und da es nicht angenehm ist, ständig im vollen Bewußtsein des eigenen Untergangs zu leben, baut sich das Subjekt eine Konstruktion aus Vorstellungen, das Phantasma. Der Inhalt: Vater ist

schuld an dem, was er als Signifikant für das Subjekt eigentlich nur repräsentiert: Durch das Phantasma erhält es sich die Illusion, das phallische Mutterobjekt wäre noch verfügbar, wenn Vater nicht dazwischen gegangen wäre. In diesen Vorstellungen erscheint dann häufig, der Vater habe die Mutter kastriert und das Kind damit bedroht. Hier ist die Quelle für gewisse neurotische Gewaltphantasien, die nicht zuletzt unter anderem in Albträumen den Angsttraum machen. Es wird vielleicht auch deutlich, warum der Vaterlöwe im Angsttraum nicht nur droht, sondern auch angreift, denn wenn der Vater die Mutter-Kind-Verbindung nicht wirklich und wirksam trennt, dann droht Schlimmeres als nur die Panikattacke, welche die Angstneurotiker mit Nachdruck angeblich von uns abgeschafft haben wollen: nämlich die Auflösung des Subjekts. Das Phantasma hat die Aufgabe, das Subjekt vor dem Schrecken seiner eigenen Auflösung abzuschirmen, das Symptom soll ihm die Angst vor dieser großen Gefahr ersparen, sogar durch herabgeminderte Angstsignale, wie in der Angstneurose, bzw. Angststörung. Halten wir fest: Wenn wir unseren Analysanden das Symptom nehmen, so wie es denn könnten, wir haben nichts, was wir ihnen statt dessen geben können.

Die Angst entsteht also sowohl, wenn zuviel Phallus erkennbar wird, als auch, wenn zu wenig davon erscheint. Das Objekt wird von nun an ein vages Ding, das sich von einem anderen zum nächsten anderen verschiebt, der Phallus wird sich fortlaufend verwandeln. Die Untersuchung des Objekts vollzieht sich in der Untersuchung vieler kleiner sich abwechselnder Objekte. Das Objekt des Genießens ist zum Objekt des Begehrens, der imaginäre Phallus der Vorstellung zum symbolischen Phallussignifikanten geworden. Es ist immer die unbewußte Suche nach dem Phallus und dem Begehren im ursprünglichen Objekt, die man den Objekten der Realität nicht ansieht: Man sieht eben im Spiegel nicht das Begehren, allenfalls einen Gesichtsausdruck, der darauf schließen läßt.

Der Übergang von der Situation, in der die Beziehung zwischen Mutter und Kind hin und her flimmert, in die sogenannte ödipale Struktur, ist also nicht nur ein zufälliger Werdegang, sondern eine logische konstruktive Entwicklung des Subjekts. Sie wird aber nicht nur durch imaginäre Prozesse erreicht, also nicht nur dadurch, daß das Subjekt sich in ein Verhältnis zu Eigen- und Fremdwahrnehmungen und zu gewissen Vorstellungen setzt, sondern auch und vor allem durch die Wirkungen der Sprache und des Sprechens. Es ist von Anfang an in eine Sprechumgebung hineingebohren. Denken Sie nur daran, wie das Signal ›Nein!‹ und warnende Sätze mit dem Wort ›nicht‹, immer mehr an Bedeutung in der Entwicklung ge-

winnen und das Subjekt vor Gefahren bewahren und gleichzeitig mit sprachlichen Mitteln bei Gelegenheit das Angstsignal auslösen.

Geschichten und Erzählungen, in Gesprächen von Erwachsenen offen oder heimlich Mitgehörtes, sind für das kindliche Subjekt von höchstem Interesse, weil hier das eigentliche Begehren der Erwachsenen verhandelt wird und man merkt am Tonfall, wenn es begehrlieh oder eng wird. Wer kennt nicht die Angst vor den Räufern oder dem Wolf aus Geschichten, prominente Gestalten des Seelenlebens, die heute kaum jemand persönlich trifft. So ist es kein Wunder, wenn das Angstsignal auch durch sprachliche Wendungen ausgelöst wird, ja sogar Symptome auf das engste mit sprachlichen Strukturen, etwa in Worten gedachten gefährlichen Wunschstreben verknüpft sind.

Eine Analysandin berichtete mir eines Tages, sie habe sich eine neue Brille kaufen wollen und sei deshalb in die Mönckebergstraße gegangen. Sie wollte zu Fielmann (dem Optiker), konnte den Laden jedoch nicht finden und dachte bei sich »Das gibt es nicht mehr«. Dann habe sie einen Panik-anfall bekommen. Sie erklärte sich den Anfall damit, daß hier die große Menschenansammlung den Anfall ausgelöst hatte, eine Symptomatik, unter der sie schon seit Jahren litt. Sie hatte ihren Mut zusammengenommen und die Innenstadt aufgesucht, um den Umgang mit der Angst zu üben, so wie sie es in mehreren Therapien gelernt hatte. In der Therapie war man davon ausgegangen, daß es die Situation ist, die Angst auslöst, also ähnlich wie in der Kind-Mutter-Stellung, die in der Vorstellung immer bedrohlicher wurde. Entsprechend dachte man, indem man die Situation übe, werde eine Gewöhnung eintreten, welche die Angst verschwinden lasse.

Die Psychoanalyse ergab etwas ganz anderes: Als Kern der Erzählung der Dame entpuppte sich ein Satz, der den zentralen Gedanken wiedergibt, welcher die Angstreaktion auslöste: Ich wollte zu Fielmann, das gibt es aber nicht mehr. Dieser Satz versteckt hinter einer kleinen Veränderung der Buchstaben das ganze Problem der Frau, auf das ich durch Berichte über die Lebenssituation und ihre Geschichte nicht ganz unvorbereitet war. Sie hatte ihren Gedanken mehr schlecht als recht verborgen, indem sie Fiel und Mann zusammenzog und das V durch das F ersetzte, was man freilich beides kaum hört. Die Verkleidung liegt hier also auf der Ebene der Schrift und der Betonung. Der Gedanke lautete: Ich wollte zu viel Mann, das gibt es aber nicht mehr.

In der Tat hatte die Dame sich vorgenommen, nach etlichen schwierigen Partnerschaften, deren letzte gerade beendet war, zu versuchen, allein zu

leben und in der neu gewonnenen Freiheit den Versuchungen neuer Liebesbeziehungen, deren sich einige anboten, aus dem Wege zu gehen. Der Versuchung standen auch moralische Bedenken entgegen. Den Wunsch nach einer neuen Liebe hatte sie also zugunsten ihres Seelenfriedens unterdrückt. Aber Wünsche kann man nicht erschlagen und so drängte diese Strebung weiter nach Befriedigung. Die bewußte Vorstellung und der Wunschgedanke konnten zwar verdrängt werden, nicht aber der Affekt. Der Wunsch nach Seelenruhe stand also unvereinbar dem Wunsch nach neuer Liebe gegenüber und ersterer wurde gegen den anderen durchgesetzt, indem der Liebeswunsch durch das Angstsignal aus dem Bewußtsein verbannt wurde. Diese Abwehrfunktion ist recht einfach und sehr wirkungsvoll. Der unterdrückte Wunsch drängt mit seinem unbefriedigten Affektbetrag ins Bewußtsein. Das Angstsignal wird dazwischen gesendet und die Aufmerksamkeit von der Innenwahrnehmung auf eine vermeintliche äußere Gefahr abgelenkt. Die Gefahr des Durchbrechens der unerwünschten Vorstellung in das Bewußtsein ist fürs erste gebannt. Das Subjekt nimmt hier also die Qual einer Angstepfindung auf sich, um sich vor einer größeren Unlustempfindung zu schützen.

Aber das erscheint bis jetzt noch recht beliebig. Bisher haben wir zwei Wünsche und es kann uns egal sein, welcher hier mit Unlust durch Unlust gemieden wird. Es geht also um mehr. Das Zuviel des Triebanspruches im Wunsch nach einer neuen Liebe ist heikler, als der scheinbar freiwillige Entschluß zur Selbstbescheidung, der das Subjekt sich selbst als Herrin ihrer Entscheidung erscheinen läßt. In Wahrheit ist sie alles andere als souverän. Die Dame war vor kurzem fünfzig Jahre alt geworden und dieses Datum hatte ihr in Erinnerung gebracht, das sie älter wurde. Die Furcht, unattraktiv zu werden, nichts mehr zu genießen zu haben und die folgende Zeit ihres Lebens alt und einsam verbringen zu müssen, hatte sie ergriffen, und sie wollte nunmehr ein autonomes Subjekt werden, das auf andere nicht angewiesen ist und nicht mehr zur Selbstvergewisserung in den Spiegel schauen muß, wofür sie seit einiger Zeit die Brille brauchte. Die Vorstellung von Liebesverlust, Verlassenheit, Einsamkeit und schließlich dem Tod war ihr unerträglich. Hier haben wir die grundlegende Angst vor der Auflösung des Subjekts, die den eigentlichen Anlaß für die Angst und den hohen psychischen Aufwand der Symptomproduktion motiviert. Wir sehen hier, daß sich die Anlässe für die Angst mit der Lebenszeit und der Lebenssituation fortentwickeln, das grundlegende Problem der Gefahr der Auflösung und die Funktion der Angst mit der Konstruktion des Subjekts jedoch eng verknüpft sind. Sowohl das kindliche

Subjekt in der Beziehung zur Mutter wie auch die eben erwähnte Dame kommen in ihrer Konfrontation auch an jene Schwelle, an der deutlich wird, daß es eine volle Befriedigung nicht gibt, ja, daß das Objekt des Begehrens eigentlich der Mangel im Anderen ist, denn der soll ja unter dem Mangel leiden, daß ich ihm fehle, damit er mich auch ordentlich will. Umgekehrt ist klar, daß der andere dies ganz genauso in mir sucht. Der Phallus, also das was dieses Loch schließen soll, fehlt gerade dann, wenn man ihn am meisten braucht. Wir ahnen schon, daß es sich dabei um einen Signifikanten handelt, also um eine Art virtuelle symbolische Struktur, die da erscheint, wo wir den Untergang unserer – sagen wir Einheit oder Ganzheit – erlebt haben, und dessen Spur wir in unserer Erinnerung auslöschen müssen, weil es sich damit nicht leben läßt. Und auch die Auslöschung der Auslöschung muß noch sein, damit es so ist, als hätte es das nie gegeben.

Jacques Lacan sagt dazu: ›Der Phallus ex-sistiert dem Realen‹.⁵ Wir können das für unsere Zwecke ungefähr übersetzen mit: Es gibt ein Element, das ist nicht Element der Menge des Unmöglichen. Und dieses Element trägt den Namen Phallus. Das heißt noch lange nicht, daß es wirklich so etwas gibt, was das Loch schließt. Aber da ist zumindest eine Möglichkeit, an der sich der Wunsch bzw. das Begehren ausrichten kann. Ein Signifikant ist eine virtuelle Struktur, die Bedeutungseffekte produziert, und damit entsteht eine Möglichkeit für die Verschiebung des Wunsches von einem Objekt zum nächsten.

Ich möchte noch einmal zurückkommen auf Freuds Wort, in der Neurose bleibe die libidinöse Erregung in der Schwebelage und wandle sich in Angst um. Was entscheidet darüber, ob eine Erregung als Angst oder als lustvoll erlebt wird, sind doch die körperlichen Erregungen im Angstanfall zunächst die gleichen wie beim Liebesakt? Das menschliche Subjekt unterscheidet sich dadurch von allen anderen Wesen, daß es zu sich selbst in ein Verhältnis treten kann. Es kann sich selbst als ein von anderen Wesen Verschiedenes wahrnehmen, innere von äußeren Erscheinungen und sogar, alltagssprachlich ausgedrückt, seinen Willen von seinen Triebansprüchen unterscheiden. Diese Selbstwahrnehmung ist existentiell, das heißt, wenn sie nicht möglich ist, dafür werden bisweilen Begriffe wie Verschwimmen der Ich-Grenzen, Kontrollverlust oder Hilflosigkeit eingesetzt, erlebt es das als Gefahr. Wir sagen, daß jene beiden Verhältnisse, in denen das Subjekt sich intensiv wahrnimmt, Begehren und Angst sind.

Im Begehren steht das Subjekt ja eigentlich in der gleichen Struktur wie in der Angst. Es begehrt, daß der andere es begehrt. – Ich sollte hier viel-

leicht den Satz mit *ich* formulieren, aber wir unterscheiden in der Psychoanalyse zwischen Ich und Unbewußtem, und wenn wir vom Subjekt sprechen, meinen wir in erster Linie das Subjekt des Unbewußten. – Also das Begehren, wie Lacan sagt, ist das Begehren nach dem Begehren des anderen. Dieser andere/Andere ist hier, nach Lacan, zweifach zu denken. Zum einen als das andere Subjekt, zum anderen aber auch als jene symbolische Ordnung der Signifikanten, in der das Subjekt seine Selbstrepräsentanzen findet, z.B. seinen Namen, das heißt jene Ordnung, die mir einen Platz in der Ordnung der Subjekte zuweist und so meine Existenz absichert, die, wie wir uns erinnern, in dem Zusammenbruch der Kastration auf neue Beine gestellt werden mußte. Über diese Ordnung kann ich mich selbst anerkennen und von anderen als Subjekt anerkannt werden. Deren Zerstörung bedeutet die Zerstörung des Subjekts und dessen Auslieferung an die Angst: die Methode der Folter und der Konzentrationslager. Das Begehren hängt also davon ab, daß das Subjekt im Anderen/anderen seinen Platz hat, in der symbolischen Ordnung der Signifikanten oder im anderen Subjekt, dem ich fehle, im günstigen Falle, weil er oder sie mich liebt. Oder um es anders zu sagen: Ich liebe es, wenn ich begehrt werde. Denn dann bin ich Phallus des anderen. Das kann auch unheimlich werden. Hier gibt es einen Übergang zur Angst, aber davon später.

Im Begehren gibt es eine Libidobesetzung eines Objekts, das der Mangel des anderen ist. Der begehrt mich, weil ich ihm fehle oder umgekehrt, genau weiß man das ja nie, und gerade das ist es, was ich so anziehend an ihm finde, denn es ist genau das, was mir fehlt. Es gibt für die Erregung einen Ausgang in der Befriedigung des Begehrens durch ein Objekt. Ob die Befriedigung gelingt, ist zunächst einmal eine andere Geschichte. Der Unterschied zwischen Panikattacke und Orgasmus ist der Ausgang. Wollen wir sagen: der Erguß?

In der Angst ist die Libido in der Schwebe, nicht festgelegt, außer in dem autoerotischen oder narzißtischen Rest, den man nicht hergibt, der den Selbstbezug absichert, das Heim, von wo aus man auszieht, damit etwas möglich wird, wie Kierkegaard⁶ deutlich gemacht hat. Die Erregung hat keinen Ausgang, das Subjekt weiß nicht, wohin es sich wenden soll oder will. Es ist nichts möglich oder eben alles möglich. Mein Mangel bekommt weder Form noch Gestalt durch den Anderen/anderen und bleibt dadurch ein Loch. Es ist das Reale einer radikalen Einsamkeit. Aber es ist eben auch die Bedingung für die Möglichkeit des Subjekts, also einer Struktur, die sich selbst als etwas vom Anderen Getrenntes wahrnehmen kann. In der Angst vor seinem Untergang bescheinigt es sich selbst seine

Ex-sistenz, denn was es nicht gibt, kann auch nicht untergehen. Insofern gibt es einen Grund, die Angst festzuhalten als eine Art Existenzwahrnehmungsversicherung. Die Angst kann beständiger, sicherer wirken als das Begehren, das wandelbar, manchmal schwindet und wankelmütig wesentlich unsicherer anmutet. Insofern kann man die Neurose auch als eine Strategie des Subjekts begreifen, die Angst für diese Funktion festzuhalten, als Angst vor der Angst herabgemindert auf ein erträgliches Maß durch Spiegelung.

Wie entsteht die neurotische Angst in der Spiegelung? Ich betone hier die Spiegelbeziehung des Subjekts zu sich selbst, die Lacan hauptsächlich in seinem Seminar *L'Angoisse* (Die Angst)⁷, in seiner Lektüre des Textes von Freud über *Das Unheimliche*⁸ entwickelt.

Freud zeigt in seinem Aufsatz, wie das Wort heimlich seine Bedeutung hin zu einer Ambivalenz entwickelt. Unheimlich sei irgendwie eine Art von heimlich, und er verweist auf ein Zitat von Schelling, der schreibt, unheimlich nenne man alles, was im Geheimnis, im Verborgenen bleiben sollte und hervorgetreten ist. In unsere Auffassung vom Subjekt könnte man dies so übersetzen, daß das Eigene, also das, was in der imaginären Spiegelung das Subjekt als sich selbst zugehörig ansieht, im Verlaufe der Subjektentwicklung sich von etwas narzißtisch Geliebtem zu etwas ambivalent Bewertetem verändert. Das Heim, welches später unheimlich wird, ist zunächst die vom kindlichen Subjekt autoerotisch geliebte eigene Gestalt, beziehungsweise das, was es davon z.B. im Spiegel wahrnehmen kann, aber auch die lustspendenden Organe, das Genital, Hände, Augen, Gehör, die in der Vorstellung, etwa im Traum, einander auch vertreten. Dazu gehören auch narzißtische Vorstellungen von magischen Fähigkeiten wie jene, daß sich der bloße Gedanke oder Wunsch in der Realität erfüllt oder daß man leblose Dinge per Gedanken zum Leben erwecken kann.

Diese autoerotische Besetzung, deren wesentlichen Teil Freud den primären Narzißmus nennt,⁹ wird vor dem Untergang der Kastration gerettet. Das Subjekt ist nicht in der Lage sie aufzugeben, muß dafür aber den Preis zahlen, daß diese Inhalte künftig aus dem Bewußtsein verbannt sind, denn ein allmächtiges Ich könnte in der Konfrontation mit dem allmächtigen Vater gefährlich werden. Künftig werden jene Vorstellungen und Gedanken, die sich mit den unbewußten gefährlichen Vorstellungen verknüpfen lassen, ihrerseits gefährlich. Das Gewissen, bzw. das Über-Ich, wie Freud diese Funktion später zusammenfaßt,¹⁰ wird schließlich zur psychischen Kontrollinstanz, die über die psychischen Vorgänge, insbe-

sondere die Gedanken, eine Zensurfunktion ausübt. Was nun aus dem Heim kommt, wird unheimlich. Der Doppelgänger in der Geschichte wird unheimlich, wenn er durch die Projektion mit Vorstellungen ausgestattet wird, die den verdrängten narzißtischen Anteilen früherer Phasen der Ich-Entwicklung angehören. Die durch die Betreuung ihrer Kinder an einer Karriere gehinderte Mutter wird eine Angst um die Kinder entwickeln, wenn sich die unterdrückten Aggressionen gegen die Kinder mit der unbewußten alten Vorstellung verknüpfen, Gedanken könnten sich durch magische Kräfte erfüllen.

Hier fällt auf, daß diese Vorgänge dem sonst im psychischen Apparat herrschenden Lustprinzip widersprechen. Die psychische Funktion stellt Verknüpfungen her, die unlustvoll sind. Der Rückgriff auf die das Ich begründenden Besetzungen hat als eine Art Existenzversicherung offenkundig Vorrang vor dem Lustprinzip. Freud schreibt dazu in seinem Text über *Das Unheimliche*:

»Im seelisch Unbewußten läßt sich nämlich die Herrschaft eines von den Triebregungen ausgehenden Wiederholungszwanges erkennen, der wahrscheinlich von der innersten Natur der Triebe selbst abhängt, stark genug ist, sich über das Lustprinzip hinauszusetzen, gewissen Seiten des Seelenlebens den dämonischen Charakter verleiht, sich in den Strebungen des kleinen Kindes noch sehr deutlich äußert und ein Stück vom Ablauf der Psychoanalyse des Neurotikers beherrscht. Wir sind durch alle vorstehenden Erörterungen darauf vorbereitet, daß dasjenige als unheimlich verspürt werden wird, was an diesen inneren Wiederholungszwang mahnen kann.«¹¹

Das Selbstbild, über welches das Subjekt zu sich ins Verhältnis tritt, ist in Lacans Konzept der Spiegelbeziehung ein Spiegelbild.¹² Wo sich das Subjekt in der direkten Wahrnehmung nur partiell, also zerstückelt wahrnehmen kann, bietet das Spiegelbild die Vorstellung von einer idealen Einheit. Für diesen Prozeß der Selbstwahrnehmung schreibt er den Funktionen des Blicks, der Projektion und der Projektionsfläche die entscheidende Bedeutung in jenem Vorgang zu, in dem das Objekt entsteht, das zunächst einmal das Subjekt für sich selbst ist. Als Beispiel für dieses Verhältnis im Zusammenhang mit der Entstehung von Angst kann Freuds Analyse des »bösen Blicks« dienen, welches er in seinem Text anführt:

»Eine der unheimlichsten und verbreitetsten Formen des Aberglaubens ist die Angst vor dem »bösen Blick« [...]. Die Quelle, aus welcher diese Angst schöpft, scheint niemals erkannt worden zu sein. Wer etwas Kostbares und doch Hinfalliges besitzt, fürchtet sich vor dem Neid der anderen, indem er jenen Neid auf sie projiziert, den er im umgekehr-

ten Falle empfunden hätte. Solche Regungen verrät man durch den Blick, auch wenn man ihnen den Ausdruck in Worten versagt, und wenn jemand durch auffällige Kennzeichen, besonders unerwünschter Art, von den anderen hervorsteht, traut man ihm zu, daß sein Neid eine besondere Stärke erreichen und dann auch diese Stärke in Wirkung umsetzen wird. Man fürchtet also eine geheime Absicht zu schaden, und auf gewisse Anzeichen hin nimmt man an, daß dieser Absicht auch die Kraft zu Gebote steht.«¹³

Der kostbare und doch hinfällige Besitz, den Freud hier anspricht, der Schatz, ist das, was der andere begehrt, und zwar nach der Vorstellung des ängstlichen Subjekts. Es handelt sich um eine Projektion, und die Projektionsfläche, der Spiegel, ist der andere. Und Lacan betont hier: Das, was hier das Objekt, die Ursache des Begehrens, berührt bzw. trifft, ist der Blick.¹⁴ Im Blick des blickenden Subjekts auf den Blick des anderen entsteht jenes Objekt, das der andere begehrt, das selbst aber nicht zu sehen ist. Es ist zugleich das, was das Subjekt unter allen Umständen für sich behalten will. Lacan spricht vom autoerotischen Rest, von der libidinösen Besetzung des Ichs als Ideal, die nicht auf andere Objekte übertragen wird und primär narzißtisch ist. Wenn, wie im Beispiel des bösen Blicks, dieses Objekt in diesem Projektionsvorgang plötzlich als etwas erscheint, das, wie andere Objekte auch, vom anderen weggenommen, abgeschnitten werden kann, dann macht das Angst. Dieses Objekt a wird in der Vorstellung repräsentiert durch den Phallus oder auch anderes. Lacan sagt dazu:

»Es gibt aber – und wenn ich den Phallus hervorgehoben habe, dann natürlich deshalb, weil er hinsichtlich der Tatsache der Kastration das illusterste ist –, es gibt aber auch noch andere, das wissen Sie, andere, die Sie kennen, die bekanntesten Äquivalente dieses Phallus, die, die ihm vorausgehen, das skybalon, die Brustwarze. Es gibt vielleicht auch welche, die Sie weniger kennen, auch wenn sie in der analytischen Literatur sehr gut zu sehen sind, und wir werden versuchen, sie zu bezeichnen. Diese Objekte – wenn sie frei erkennbar in dieses Feld eintreten, wo sie nichts zu suchen haben, ins Feld des Teilens, wenn sie erscheinen, dann signalisiert uns die Angst die Besonderheit ihres Status'. Diese Objekte, die der Konstituierung des Status des gewöhnlichen Objekts vorausliegen, des kommunizierbaren, des vergesellschafteten Objekts – genau darum handelt es sich beim a.«¹⁵

Lacan verweist darauf, daß es bei der Projektion dessen, was als Genießen begehrt ist, um einen imaginären Zustand geht, in dem das Subjekt sich ungehemmt auf sich selbst in einer Vorstellung als unbeschränktes einheitliches Wesen ohne Mangel bezieht. Einen Zustand, den es nicht geben kann, weil bereits das sich auf sich selbst beziehen schon eine Teilung

erfordert, und die Vorstellung einer Einheit und eines am höchsten Begehrenswerten schon den Bezug auf ein anderes erfordert, in dem es Zerstückelung, Mangel und Unlust gibt. So erinnert das Auftauchen des Phallus im Feld der Projektionen, sobald er durch sein Fehlen oder durch ein Zuviel an Phallus auffällt, das Subjekt immer zugleich auch an seine eigene Gebrechlichkeit, d.h. daß nur eine zerbrechliche virtuelle Konstruktion seine letzte Bastion ist, die vor der Auflösung im Nichts steht.

Schauen wir uns nun einen anderen Fall an: Ein Mann berichtet, er habe von seiner Kindheit an, bis zu seiner Volljährigkeit im Bett der Mutter schlafen müssen, in einem Schlafzimmer, dessen Zugang durch ein Vorzimmer führte, in dem der Vater schlief. Der Vater habe ihm von Beginn an zu verstehen gegeben, er habe nur eine Daseinsberechtigung, weil die Mutter sich ihn gewünscht habe. Er habe nichts tun können, was er selbst wollte. Hätte er sich geweigert, diese Funktion auszufüllen, hätte ihm etwas Schlimmeres gedroht als der Tod.

Wir haben es hier mit einer Aufstellung zu tun, in der das Subjekt dem Genießen der übermächtigen Eltern nicht ausweichen kann. Es wird zum Ding der Mutter an der Hand des Vaters oder zum Phallus des Vaters, welcher der Mutter zum Genießen angeboten wird. Die Möglichkeit als etwas Besonderes oder Eigenes, also als Subjekt in Erscheinung zu treten, beinhaltet Schlimmeres als den Tod. Der Vater erforscht mit dem Kind als Ding die Bedingungen des Begehrens, d.h. des Mangels der Mutter, um dieses Loch endgültig zu stopfen. Der Vater ist grausam. Das Subjekt ist seiner Subjektwerdung beraubt, weil es nur von Möglichkeiten der Unmöglichkeit umstellt ist. Ein Signifikant, der das Subjekt als etwas, was sich von anderen unterscheidet, repräsentieren könnte, kann nicht erscheinen. Das Ergebnis dieser Konstellation war eine paranoid-halluzinatorische Psychose, früher Schizophrenie genannt. Das Subjekt konnte sich allenfalls im Imaginären entwerfen, im Wahn, und nur imaginäre Bedeutungseffekte haben, Halluzinationen empfangen, in der symbolischen Ordnung war es noch gar nicht repräsentiert. Das Subjekt ist in dieser Konstellation, sobald es zu sich als Subjekt ins Verhältnis tritt, mit den Möglichkeiten seiner Auslöschung konfrontiert. Erscheint es als Subjekt, verliert es seine Daseinsberechtigung, erscheint es als Ding, wird es von der Mutter konsumiert. Aber beachten wir, daß es hier an der Möglichkeit leidet und ihm genau genommen die Wendung in den Akt, d.h. in die Realisierung fehlt. Dieses Verhältnis entwickelt Kierkegaard in seinem Text *Der Begriff der Angst*. Genau genommen kann es, da es nur von Möglichkeiten der Auslöschung umgeben ist, nur noch seiner Angst entgegen-

ten und als Subjekt hervortreten und so aus dem Zustand der Möglichkeit der Vernichtung übergehen in die Handlung, seinen eigenen Tod als eigenen zu riskieren und so erfahren, was die Wirklichkeit gegenüber der Möglichkeit wirklich bringt. An dieser Stelle hat der psychotische Ausbruch in eine plötzliche Handlung, *passage à l'act*, seine Funktion. Das psychotische Subjekt versucht sich in einem Akt zugleich gegen seine Bedrängung zu wenden und sich damit zugleich als Subjekt zu setzen und endlich dem Verharren in der Angst vor der Möglichkeit seiner Auslöschung zu entkommen. Es gelingt heute mit Medikamenten, das Subjekt soweit ruhig zu stellen, daß die Angst stark gemildert und die imaginäre Tätigkeit soweit gelähmt werden kann, daß es kaum noch zu großer Angst, Wahn, Halluzinationen und Ausbrüchen kommen kann. Das Ergebnis ist aber ein Subjekt, das entsetzt auf die dumpfe Leere seiner haltlosen Existenz starrt. Diesen Zustand nennt man auch depressive Nachschwingung einer Psychose. Auch die kann noch mehr oder weniger gut medikamentös behandelt werden. Das Subjekt als Pausenzeichen, das sich mit den Ereignissen des Tages die Zeit totschrägt. Viele finden das noch weit besser als die grellen Schrecken der psychotischen Symptome oder die dumpfe Agonie der Depression.

Ich glaube, Kierkegaard rechnet nicht mit der Psychose, wenn er die Angst als einen Kursus der Möglichkeiten schätzt und beschreibt, daß sie eben eine Funktion ist, in der das Subjekt zu sich selbst und zu seinen Möglichkeiten und dadurch eben auch zu seiner Wirklichkeit kommen kann.¹⁶ Für das neurotische Subjekt mag das gelten. Aber selbst in der Psychose behält die Angst jene fundamentale psychische Funktion als letzte Bastion des Subjekts, in der es sich unter Zuhilfenahme des starken Affekts eine konsistente Wahrnehmung ermöglicht. Der Ausfall dieser Funktion, sei es bei Drogenvergiftung, Demenz, Hirnverletzungen oder katonem Stupor, kennzeichnet regelmäßig die schwersten psychopathischen Fälle.

Anmerkungen

- 1 Sigmund Freud: »Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1933 [1932]), 32. Vorlesung«, in: ders., *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Und Neue Folge*, Studienausgabe [StA] I-X Bde. und Ergänzungsband, Frankfurt am Main 1969, hier StA I, 517. Vgl. auch Freud, »Hemmung, Symptom und Angst«, in: ders., *Hysterie und Angst*, StA VI, 228-309.
- 2 Freud, »Neue Folge der Vorlesungen«, StA I, 519ff.
- 3 Vgl. Freud, »Hemmung, Symptom und Angst«, StA VI, 277ff.

- 4 Ebd., 279.
- 5 Vgl. Jacques Lacan: *Das Seminar. Buch X. Die Angst (1961-1962)*, unautorisierte Mitschrift, übersetzt von Gerhard Schmitz, Lacan-Archiv, Zürich.
- 6 Vgl. Sören Kierkegaard: *Der Begriff Angst*, Frankfurt am Main 1984.
- 7 Vgl. Lacan, *Die Angst*, 94.
- 8 Freud, »Das Unheimliche«, in: ders., *Psychologische Schriften*, StA IV, 241-274.
- 9 Vgl. Freud, »Zur Einführung des Narzißmus«, in: ders., *Psychologie des Unbewussten*, StA III, 37ff.
- 10 Vgl. Freud, »Das Ich und Das Es«, in: ders., *Psychologie des Unbewussten*, StA III, 273ff.
- 11 Freud, »Das Unheimliche«, StA IV, 261.
- 12 Vgl. Jacques Lacan: »Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion«, in: ders., *Schriften I*, Norbert Haas (Hg.), übersetzt von Rudolphe Gasché, Norbert Haas, Klaus Laermann, Peter Stehlin unter Mitwirkung von Chantal Creusot, Olten 1973.
- 13 Freud, »Das Unheimliche«, StA IV, 262.
- 14 Vgl. Jacques Lacan: *Das Seminar. Buch XI. Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*, Textherstellung von Jacques-Alain Miller; Norbert Haas, Joachim Metzger (Hg.), übersetzt von Norbert Haas, Weinheim, Berlin 1978, 73ff.
- 15 Lacan, *Die Angst*, 94.
- 16 Kierkegaard, *Der Begriff Angst*, 143.

Schule der Übertragung

Pisas Wirkungsmacht

Wer heute von Bildung spricht, muß sich auf PISA beziehen. Das vertraute Begriffsinventar der Pädagogik, zu dem ›Bildung‹ und ›Entfaltung der Persönlichkeit‹ gehören, ist zurückgedrängt, wurde durch das Vokabular der Statistiker ergänzt und um Konzepte wie ›Standards‹ und ›Kompetenzen‹ erweitert, die ohne PISA kaum zur Wirkung gelangt wären. Die Wirkungsmacht des Zahlenwerks hat drei Gründe.

Erstens offenbart und belegt PISA Mißstände, die zuvor zwar bekannt, aber nicht nachgewiesen waren und von der Politik nicht zur Kenntnis genommen wurden: das Scheitern von Kindern aus bildungsfernen Familien, die mißlungene Integration vieler Migrantenkinder, dramatische Niveauunterschiede zwischen den Bundesländern, die Unfähigkeit Fünfzehnjähriger, mathematische und physikalische Elementarkenntnisse für die Bewältigung lebenspraktischer Aufgaben einzusetzen, erstaunliche Schwächen selbst der Gymnasiasten bei dem, was PISA *Lesen* nennt: der Entnahme von Informationen aus Texten und Tabellen. Vergessen wird: die PISA-Diagnostik hat auch Grenzen; erfaßt sie doch kaum die Fähigkeit unserer Schüler, Texte zu analysieren und zu problematisieren, Subtexte zu entdecken, Aussagen zu übertragen, Muster und Strukturen zu begreifen.

Zweitens wirkt PISA verführerisch, weil es in der Sprache der Zahlen artikuliert ist. Zahlen und Figuren suggerieren gesicherte Erkenntnis. Vergessen wird: worüber wir mit Hilfe der Statistiken verfügen, ist eine in Zahlen ausgedrückte Beschreibung, keine Analyse der Ursachen, die ohnehin nur zum Teil in der Schule zu suchen wären.

Drittens verleitet PISA zu der Hoffnung, daß – wohl in Analogie zu betriebswirtschaftlichen Verfahrensweisen – aus der zahlengestützten Beschreibung der Defizite auch Methoden abzuleiten seien, die zu einer ›besseren‹ Schule führten. Die so gewonnene neue Qualität könne dann wieder gemessen und in Zahlen dargestellt werden. Wird, so die Hoffnung, dermaleinst der deutsche Lehrer ›professioneller‹¹ handeln, dann wird man günstigere Zahlenwerte messen und nach PISA-Kriterien im internationalen Vergleich besser sein als heute. Zwar waren Deutschlands Lehrer gewiß nicht unprofessionell; aber im Gefolge der PISA-Debatte wurde Professionalität neu definiert. Der professionelle Lehrer verfügt über eine ausgefeilte Instruktionstechnik und ist Organisator eines Lernprozesses, in dem seine Schüler möglichst selbständig die als Standards definierten Kompetenzen erwerben. Vergessen wird: Unterricht ist kein planungsrationales Geschehen, sein Gelingen hängt nur zu einem kleinen Teil von der Instruktionstechnik und zu einem großen von Faktoren ab, die in der Persönlichkeit der Lehrer und Schüler liegen. Der Moment, in dem ein Schüler etwas lernt und annimmt, ist zwar anzu- steuern (und dafür gibt es erlernbare, oftmals altüberlieferte Techniken), aber daß er die Lehre überhaupt annimmt, daß er behalten will und auch behalten kann, daß er denken will und auch denkt – das entzieht sich weitgehend der Planung und rationalen Durchdringung.

Handhabbarkeit

Der aktuelle Professionalitätsbegriff geht von einer vollständigen Handhabbarkeit des Lernprozesses aus. Dafür gibt es ein reichhaltiges Methodenrepertoire. Nun gibt es aber Lehrer, die nutzen diese Methoden nicht und machen alles ›falsch‹, sie dozieren Stunde um Stunde, daß es einen graust – dennoch: die Schüler hängen an ihren Lippen, und nachweisbar ist: sie lernen etwas. Und umgekehrt: Es gibt Lehrer, die machen alles ›richtig‹, kunstvoll und stühleschurrend finden sich ihre Schüler in wechselnden Expertengruppen, bilden Außen- und Innenkreise, malen ein Plakat nach dem anderen, es powerpointet, daß die Augen tränen, aber nachweisbar ist: sie lernen nichts.

Erfolg oder Mißerfolg hängen offensichtlich nur zum Teil davon ab, ob der Unterricht ›lehrerzentriert‹, ›fragend-entwickelnd‹, in Gruppenarbeit, als entdeckendes Lernen oder gar nicht organisiert ist. Auch Verhaltensweisen des Lehrers, die noch vor aller Methode wichtig und wirk-

sam sind – wie zum Beispiel Klarheit der Ziele, sicheres Auftreten und regelmäßiges Wiederholen –, garantieren keinen Erfolg.

Etwas nicht Faßbares ist im Spiel. Wir neigen dazu, es in der ›Lehrerpersönlichkeit‹ zu suchen und dann die Achseln zu zucken, weil es ohnehin aussichtslos ist, die zu ändern. Jeder Schulleiter kennt die Grenzen der Beeinflußbarkeit von Kollegen, deren Unterricht kritisiert wird. Sie sind durch kein ›Mitarbeitergespräch‹, keine ›Zielvereinbarung‹ und durch keine Fortbildung wirklich zu bessern.² Nicht, weil sie nicht willens wären, sondern weil ihre Schwächen unabänderlich in der Person liegen. Das ist triviales Alltagswissen aller Eltern, Schüler, Lehrer und Schulleiter.

Wenn Menschen einander belehren, dann ist dies kein neutrales Verhältnis geschickter Manipulation wie vielleicht zwischen Handwerksmeister und Werkstück. Sondern: Zwischen den Beteiligten entsteht eine Beziehung besonderer Art, die sich der berechnenden Steuerung und der Messung entzieht. Diese Erfahrungstatsache ist verstörend, weil sie uns die planende Verfügung über den Unterrichtserfolg nimmt. Deshalb taucht sie heute in der Rechnung der Bildungstheoretiker und der Bildungspolitik nicht auf. Sie widerspricht dem Glauben an die Manipulierbarkeit der auf Bedürfnisse reduzierten Subjekte. Die aktuelle Bildungspolitik verkennt die Menschen, die als Lehrer und als Schüler in ihrer Besonderheit am pädagogischen Diskurs teilhaben. Was der einzelne Lehrer weiß, was er auf Grund seines Bildungsganges und seiner Lebenserfahrung will und für wichtig hält, sein Bildungsverständnis, sein Ethos, sein Menschenbild interessieren nicht³ oder allenfalls unter dem Gesichtspunkt, ob sie förderlich oder störend im Hinblick auf seine Vermittlerfunktion sind. Es scheint, daß es darum geht, der Schule die unbe-rechenbare Subjektivität ihrer Individuen auszutreiben und sie durch das Rationale, Planbare, Evaluierbare, durch klare Durchschaubarkeit und Reinheit zu ersetzen. Das Unheimliche, Anrühige, ja, Schmutzige der Pädagogik, ihre Aggressivität und sublimierte Sexualität sollen verschwinden – dorthin, wo sie uns nicht mehr beunruhigen, dorthin, wo man sie in Ruhe genießen kann, in den Paukerfilm – *O Captain, my Captain* –, in die Literatur, warum nicht: nach *Hogwarts*. Aber was verworfen wird, kehrt haltlos wieder – als Unterrichtsstörung durch den Schüler oder als Unterrichtsstörung durch den Lehrer, als Aggression des Schülers oder als Aggression des Lehrers, als innere und äußere Schuldistanz der Schüler, als innere und äußere Schuldistanz ihrer Lehrer.

Übertragung

Für die Beziehung besonderer Art, die dann entsteht, wenn gelehrt und gelernt wird, hat die Psychoanalyse einen Begriff: *Übertragung*. Ihr Auftreten begrenzt Freud keineswegs auf die psychoanalytische Kur, obwohl sie dort von ihm entdeckt worden ist. Sie ist nichts, was man will oder nicht will, sie entsteht spontan und hat ihren eigenen ›Willen‹:

»Glauben Sie übrigens nicht, daß das Phänomen der Übertragung [...] durch die psychoanalytische Beeinflussung geschaffen wird. Die Übertragung stellt sich in allen menschlichen Beziehungen ebenso wie im Verhältnis des Kranken zum Arzte spontan her, sie ist überall der eigentliche Träger der therapeutischen Beeinflussung, und sie wirkt um so stärker, je weniger man ihr Vorhandensein ahnt.«⁴

Für Freud stehen die Wirksamkeit ärztlicher Bemühung und die Wirksamkeit der Psychoanalyse in Zusammenhang mit der Übertragung. Dabei geht es ihm um die Wirksamkeit der Deutungen, das heißt, um Effekte der Mitteilung von Wissen – eines Wissens, das, schon immer in der Rede des Analysanten enthalten, ihm vom Analytiker zugesprochen wird. Damit es akzeptiert werden kann, bedarf es der Übertragung.

»Bei diesem Erziehungswerk [!] spielt die bessere Einsicht des Arztes kaum eine entscheidende Rolle; er weiß ja in der Regel dem Kranken nichts anderes zu sagen, als was diesem sein eigener Verstand sagen kann. Aber es ist nicht dasselbe, etwas bei sich zu wissen und dasselbe von anderer Seite zu hören; der Arzt übernimmt diese Rolle dieses wirksamen anderen; er bedient sich des Einflusses, den ein Mensch auf den anderen ausübt [...], der Arzt bedient sich bei seinem Erziehungswerk irgend einer Komponente der Liebe.«⁵

Noch deutlicher:

»Ohne solche Übertragung [...] würde er [der Patient] den Arzt und dessen Argumente nicht einmal zu Gehör kommen lassen. [...] Argumente ohne solche Stütze [...] gelten bei den meisten Menschen niemals im Leben etwas. Der Mensch ist also im allgemeinen auch von der intellektuellen Seite her nur insoweit zugänglich, als er der libidinösen Objektbesetzung fähig ist.«⁶

Vereinfacht gesagt, nur wenn »irgend eine Komponente der Liebe« im Spiel ist, wirken die Argumente, nur so wird der Arzt zum »wirksamen anderen«. Dabei wird die Übertragung als Stütze gesehen, als Voraussetzung dafür, daß eine Aussage angenommen werden kann. Dem geht jedoch logisch (nicht zeitlich) als ein Moment voraus, daß einem Sub-

jekt unterstellt wird, daß es über Wissen verfüge. Diese Unterstellung ist die Übertragung. Sie tritt überall dort auf, wo unterstelltes Wissen im Spiel ist, also auch und vor allem in der Pädagogik.

Von seiner alten Schule, dem *Leopoldstädter Kommunalreal- und Obergymnasium* aufgefordert, einen Beitrag zu einer Festschrift zum 50jährigen Bestehen zu leisten, schrieb Freud einen kleinen Text unter dem Titel »*Zur Psychologie des Gymnasiasten*«. Darin heißt es:

»Wir warben um sie [unsere Lehrer] oder wandten uns von ihnen ab, imaginierten bei ihnen Sympathien oder Antipathien, die wahrscheinlich nicht bestanden, studierten ihre Charaktere und bildeten oder verbildeten an ihnen unsere eigenen. Sie riefen unsere stärksten Auflehnungen hervor und zwangen uns zur vollständigen Unterwerfung; wir spähten nach ihren kleinen Schwächen und waren stolz auf ihre großen Vorzüge, ihr Wissen und ihre Gerechtigkeit. Im Grunde liebten wir sie sehr [...]; ich weiß nicht, ob alle unsere Lehrer dies bemerkt haben. [...] Wir waren von vornherein gleich geneigt zur Liebe wie zum Haß, zur Kritik wie zur Verehrung gegen sie. [...]

Diese Männer, die nicht einmal alle selbst Väter waren, wurden uns zum Vaterersatz. Darum kamen sie uns, auch wenn sie noch sehr jung waren, so gereift, so unerreichbar erwachsen vor. Wir übertrugen auf sie den Respekt und die Erwartungen von dem allwissenden Vater unserer Kindheitsjahre und dann begannen wir, sie zu behandeln wie unsere Väter zu Hause. Wir brachten ihnen die Ambivalenz entgegen [...].«⁷

Freud berührt hier das Phänomen der Gleichzeitigkeit von Liebe und Haß in der Übertragung. Aber der kleine Text leistet mehr. *En passant* gibt er uns einen Einblick in das Zustandekommen der Übertragung, die er wie bei der ärztlichen Übertragung in Zusammenhang mit dem Wissen stellt. Er sieht sie als Reaktion auf erhofftes Wissen: »Erwartungen von dem allwissenden Vater«, heißt es. Dem entnehmen wir, daß der Vater für das Kind allwissend sein, über alles Wissen verfügen, eine Totalität des Wissens besitzen soll. Es ist ein unterstelltes, erwartetes Wissen all dessen, was dem Kinde noch an Wissen fehlt. Der Schatz des Wissens, über den der Vater verfügen soll, steht unter dem Anspruch, daß er seine Vollständigkeit erweise. Es ist noch ausständig; es besteht die Erwartung, es sei ein noch auszufolgendes, zu erlangendes, dem Kind, das es erlangen will, zu übertragendes Wissen. Wir werden auch deshalb zu diesen Annahmen geführt, weil in allem, was dem Kinde vom ersten Tag an zugesprochen wird, aufgrund der Struktur der Sprache ein Überschuß, eine Öffnung zu einem Noch-Mehr enthalten ist – ein Versprechen. Der Ort, wo dieses Versprechen eingelöst werden

kann, muß ein Repräsentant des Anderen, das die Sprache ist, sein. So gehört zur Übertragung die Unterstellung, es gebe ein Subjekt, das alles wisse. Damit ist das Subjekt von vornherein in der Täuschung. In Freuds Text zeigt sie sich darin, daß selbst die Junglehrer, denen Wissen unterstellt wird, in einem Akt der Verblendung als älter eingeschätzt werden: sie kamen den Schülern, »auch wenn sie noch sehr jung waren, so gereift, so unerreichbar erwachsen vor«.

Uns mögen die Formulierungen Freuds hinsichtlich eines allwissenden Vaters zeitgebunden patriarchalisch erscheinen. Vielleicht sind sie akzeptabler, wenn wir die Sache strukturell betrachten: als notwendige Kindheitsvorstellung, daß es ein Wissen gibt, das das Subjekt erst erwerben muß, und daß es eine Person gibt, die darüber verfügt und die es hergibt oder nicht. Diese Person ist nicht minder Seinsgarant als die nahrungsgebende Person der frühen Kindheit. Sie ist Garant dafür, daß die undurchschaubare und zersplitterte Welt des eigenen Körpers und der Dinge um uns herum zu benennen und zu erklären, in Zusammenhang und Form zu bringen sind. Die uralte Gleichsetzung von Wissen und Nahrung hat hier eine Quelle, desgleichen die fundamentale Abhängigkeit des jungen Menschen von seinen Eltern, die in Übertragungssituationen lebenslang als Abhängigkeit von anderen Personen wieder aufleben kann. Und nicht nur Liebe ist der dabei wahrgenommene Affekt, sondern auch Haß und Aggressivität überfluten das Kind, wenn es Wissen erlangen will und hilflose Abhängigkeit von der steinernen Regelmäßigkeit des Anderen und der Willkür seines Repräsentanten und der Unzureichendheit der Sprache erfährt.

In die Rolle, Träger dieser Unterstellung zu sein, können wechselnde Personen geraten. Dies sind zunächst die Eltern; aber nach und nach erweist sich, daß andere ihren Platz einnehmen können. Dieser Wechsel ist notwendig. Die Übertragbarkeit der Übertragung von einer Person auf eine andere und dann wieder auf eine andere und so fort ist eine Voraussetzung für ein funktionierendes Begehren und ist das, was Kastration auch bedeutet: nämlich die Aufgabe der ersten, Wissensfülle versprechenden Figuren, nachdem die Begrenztheit ihres Wissens erkannt worden ist, ihre Ersetzung durch andere und weitere.

In die Position dessen, dem dieses Füllewissen unterstellt wird, kann jeder Mensch geraten, der anderen Bedeutung formuliert. Nicht jeder beliebige. Es gibt individualgeschichtliche Anknüpfungspunkte, die diesen oder jenen Menschen Übertragungsobjekt zu sein ermöglichen, und andere, die genau dies ausschließen.

Neben den individualgeschichtlichen Anknüpfungspunkten gibt es professionelle. Sie wirken bei Menschen, die von Berufs wegen ein besonderes Wissen repräsentieren – Ärzte zum Beispiel. Verstärkt wird dies, wenn Institutionen wie Kirche, Universität und Schule sie beherbergen und ihnen Amtsautorität verleihen. Die Institutionen entsprechen dem Bedürfnis nach Sicherheit, daß die Dinge ›in Ordnung‹ sind; ihre Examina und Diplome sind illusionäre, aber notwendige Garantien, daß das Wissen bei jemandem ist und damit: daß es überhaupt existiert und daß es verfügbar ist. Dabei ist es für das Entstehen der Übertragung zunächst gleichgültig, wie viel der Betreffende wirklich weiß und kann.

Übertragung ist auch ohne Amtsautorität mit einfachen Mitteln künstlich herzustellen. Wer öffentlich, begleitet von Gesten der Sicherheit, sein Wissen zur Schau stellt, wird andere finden, die sich gerne in die Übertragung begeben. Dieser Mechanismus wird gebraucht und mißbraucht in der Politik, von Gurus, aber auch von Institutionen aller Arten. Inwieweit er zur Einleitung der psychoanalytischen Kur unverzichtbar ist, und wenn dies so ist, ob und wann er dort wieder aufgehoben werden muß, ist eine Frage, die sich jedem Psychoanalytiker, aber auch jedem Lehrer stellt: auch er muß die Übertragung handhaben; er ist verpflichtet, ihre Aufhebung zu ermöglichen.

Daß die Hoffnung auf Wissen, über das ein anderer verfügen und das er ausgeben soll, Verliebtheitseffekte hat, bedarf der Erklärung: Das Ausstehende wird als unverzichtbarer Teil des Subjektes, als ein zu seiner Vollständigkeit erforderliches Objekt aufgefaßt. Wissen kann für das Subjekt *eine* Erscheinungsseite, kann ihm die erhoffte Greifbarkeit des ausständigen Objektes sein.

Von dem der anderen Person unterstellten Allwissen, Füllewissen wird angenommen, es sei das, was dem Subjekt zu seiner ersehnten Vollständigkeit fehlt. Als Effekt dieser Konstellation stellt sich ein Affekt ein: Verliebtheit. Sie ist das Sehnen nach dem zur Gänze Haben dessen, was am Ort des unterstellten Wissens sich verspricht. Sie ist eine Täuschung. Sie ist Täuschung, insofern es aufgrund der Struktur des Symbolischen eine Totalität des Wissens nicht geben kann. Das Subjekt, das dem Fülleversprechen aufsitzt, steckt in der Falle des Imaginären. Und wer sich als Meister auf diesen Liebesanspruch einläßt, täuscht sich selbst und er täuscht, denn er gibt etwas, über das er in Wirklichkeit nicht verfügt, da unser Wissen nie ganz und nie ungekränkt sein kann. Auch deshalb ist Liebe nach einem Diktum Jacques Lacans, ›Geben, was man nicht hat‹, und zum Lehren gehört ganz analog: ›Sagen, was man nicht weiß‹.

Es gibt eine gesellschaftliche Akzeptanz dieses Liebes-Verhältnisses, wenn es in der Schule auftritt. Jeder wird für die ersten Schuljahre bestätigen, daß Kinder ihre Lehrer ›lieben‹. Mit zunehmendem Alter der Schuljugend, in dem Maße auch, wie sich wegen des Fachunterrichtes die Zahl der Lehrer vermehrt, denen der einzelne Schüler begegnet, werden solche Äußerungen seltener, sie bleiben aber nicht aus – konventionell als schwärmende Bewunderung dieses oder jenes Lehrers, um dessentwillen man ein Fach ›liebt‹, es später vielleicht studiert. Aber nicht nur im Falle der manifesten Verliebtheit, sondern auch im Unterrichtsalltag wirkt Übertragung in der affektiv stilleren Form der Anerkennung und ist Voraussetzung dafür, daß ein Wissen nicht nur mechanisch gepaukt, sondern angenommen wird.

Wo keine Übertragung zustande kommt, dort herrscht Langeweile – egal, welcher Unterrichtstechnik sich die Lehrer bedienen – mit oder ohne Powerpoint. Natürlich wird auch etwas behalten, aber der Stoff berührt die Schüler nicht und fällt bei erster Gelegenheit wieder von ihnen ab.

Gegenrichtung der Übertragung

Freud zeigt auch, daß Übertragung in beide Richtungen wirkt. Dies bedeutet, daß wir Analytiker unseren Analysanten ein Wissen unterstellen, daß sie über etwas verfügen, das wir begehren. Dies ist keine Symmetrie im Verhältnis von Analytiker und Analysant – erwarten wir doch ganz im Gegenteil vom Analytiker, daß er diesem Versprechen nicht erliegt, sondern sich dem Mangel, der es nährt und erhält, zu stellen vermag. Diese Richtung der Übertragung ist auch im Verhältnis von Lehrern und ihren Schülern im Spiel. Wir beobachten nicht nur die von Freud dargestellte Bewunderung, die Lehrer durch ihre Schüler erfahren, sondern sehen eine Verliebtheit von Lehrern in ihre Schüler. Sie treibt die Pädagogen an. Gilt es doch, das entwickeln zu helfen, was ›in‹ der Schülerin, ›in‹ dem Schüler als zu entfaltendes Potential ruht; sie sollen unter unserer Hand ein Ideal erreichen. Wir sehen in den Heranwachsenden also weniger das, was sie sind, als das, was sie sein werden, nach unserem Bilde sein sollten – eine Verkennung. Dieses Liebes-Verhältnis von Lehrern zu ihren Schülern ist, solange es im harmlosen Modus des Futurums steht, als ›pädagogischer Eros‹ gesellschaftlich akzeptiert.

Diese Gegenrichtung der Übertragungsliebe ist besser zu verstehen, wenn wir bedenken, daß Wissen nur eine Erscheinungsseite des Fülle versprechenden Objektes ist. Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern hat sehr viel damit zu tun, daß sie ihre Kinder als solche Fülle-Objekte, als ihr Komplement sehen – im Alltag ist uns dies als die narzißtische Komponente der Elternliebe sehr vertraut. Es kann ein Kennzeichen des Lehrers sein, daß er dazu bereit ist, in diese Figur einzutreten und Kinder und Jugendliche an die Stelle des Objektes einzusetzen – sie zeitweise zu dem von ihm begehrten Fülle-Objekt zu machen. Zwar nicht als seine Kinder, aber als »meine Schüler« sind sie dann Objekte seiner Übertragung, die darin besteht, sie als Fülleversprechen wahrzunehmen.

Es gibt durchaus auch den Aspekt eines den Kindern unterstellten Wissens. Diese Möglichkeit wird bereits in der ältesten Lehrprobe deutlich, die uns überliefert ist: In Platons *Menon* findet sich eine Unterweisung, die Sokrates einem unwissenden Knaben, einem Sklaven zuteil werden läßt.⁸ Eine Lehrprobe ist dieser Textabschnitt, weil die Unterweisung vor den Augen eines Anderen, Menon, stattfindet. Eine Unterweisung ist sie, weil, wie bei heutigen Lehrproben, das zu Begreifende eindeutig in Lernzielen formulierbar ist – hätte es einen Athener Rahmenplan gegeben, wären die Ziele dieser Stunde so zu lesen: Der Sklave soll selbständig lernen, daß die Diagonale eines Quadrats die Grundlinie des doppelt so großen Quadrats ist. Damals war nur eine zeichnerische Lösung des Problems möglich. Diese wird dem Sklaven von Sokrates aus der Nase gezogen – allerdings unter dem Anspruch, der Junge hätte alles selber herausgefunden (ein Schelm, wer sich an heutige Stundenentwürfe erinnert fühlt, auf deren Umschlag »entdeckendes Lernen« steht).

Nun verraten des Sokrates Formulierungen aber, was ihn eigentlich beschäftigte: nicht das *Zeichnen*, sondern das *Ausrechnen* der Länge dieser Diagonalen; er will eine Zahl. Aber im Zahlensystem der rationalen Zahlen war die Länge dieser Strecke nicht auszudrücken, die irrationalen Zahlen waren noch nicht erfunden. Zur Zeit Platons war dieser existentielle Riß im Weltgebäude der ganzen Zahlen erkannt worden, im System war keine Zahl zu finden, die diesen Riß heilen konnte. Des Sokrates fast flehentlicher Appell, das wiederholte: »Sage mir, Knabe!«, sein »Rechne mir aus!« ist nichts weniger als ein Anspruch an den Jungen, er möge ein Wissen produzieren, das eben diese Lücke im Denken Platons und seiner Zeit flickt. Ein absurder Appell, gewiß, dennoch der Antrieb dieser Lektion.

Sie zeigt, daß der Lehrer hier von einem Begehren getrieben wird, deren Ziel ein neues Wissen ist, und daß dieses Begehren Substrat seiner im vertrauten Wissen angesiedelten Fragen mit den vorberechneten eindeutigen Antworten ist. Mit anderen Worten: das, wonach Platon seinen Lehrer Sokrates in dieser Lehrprobe streben läßt, ist etwas, das ein Zer-rissenes heilen, eine Ganzheit herstellen soll. Nichts anderes, nicht Größeres und nichts Geringeres als das, was wir mit Freud als Agens der kindlichen Wißbegier und ihres Anspruches an den allwissenden Vater ausgemacht haben.

Offensichtlich ist in dieser Figur der Übertragung das Generationen-verhältnis aufgehoben. Der Schüler hat seinen Part nicht als zu unter-weisendes Kind, sondern als Gleichberechtigter, der in den Prozeß der Wissenssuche aufgenommen wird. Insofern unterstellt, übt und bewirkt dieser Diskurs Mündigkeit der Schüler – ob sie zehn oder achtzehn oder dreißig Jahre alt sind. Dies ist, denke ich, das entscheidende Momentum, das die Wirksamkeit des Lehrers in der Übertragung auf den Schüler möglich macht: der Lehrer drängt ihn in die Bewegung dessen hinein, der Wissen nicht übernehmen, sondern produzieren soll.

So arbeiten, ob sie wollen oder nicht, Lehrer und Schüler in der Übertra-gung. Das bedeutet: Übertragung ist kein Akzidens, keine Komplikation, die zu einem simplen, technisch aufzufassenden Lehrverhältnis hinzuträ-te und es verwirrt, sondern: sie ist die entscheidende Gegebenheit der schulischen Arbeit, die Voraussetzung ihrer Wirkung, in ihr vollzieht sich die Bildung des Subjekts.

Erosion der Übertragung

In Deutschland sind in den letzten Jahrzehnten jene Strukturen, die der schulischen Übertragung von alters her Halt und Struktur geben, erodiert – in dreierlei Hinsicht. Der Lehrer ist nicht mehr Repräsentant einer Obrigkeit, der Lehrer ist nicht mehr alleiniger Repräsentant eines ver-bindlichen Wissens, der Prozeß des Lernens wird entpersonalisiert, vom Lehrer abgelöst.

Zu Freuds Zeiten war es selbstverständlich, daß sich der Lehrer als Teil der Institution, als ihr Repräsentant verstand und ihre Rituale und An-sprüche durchsetzte – autorisiert vom monarchischen Staat. Wie Freud es beschreibt, nahm er in seiner Bartpracht die Rolle des allwissenden Vaters ein. Die Institution erwartete dies von ihm und stützte ihn darin.

Die Gesellschaft respektierte die Schule als Institution und es war Konsens, daß mit ihr der Lehrer respektiert werden mußte – auch dann, wenn er ein unwürdiger Vertreter seines Standes war. Damit war eine wichtige Voraussetzung der Übertragung gegeben, eine Herausforderung zur Übertragung ›von Amts wegen‹. Das hat sich gründlich geändert. Die meisten Schulen werden zwar nach wie vor staatlich alimentiert und unser Grundgesetz legt im Artikel 7 fest: »Das gesamte Schulwesen steht unter der Aufsicht des Staates«; sie verstehen sich aber nicht mehr als den Staat repräsentierende Institutionen, sie geben sich herrschaftsfrei, zwar gesetzestreu, selbstverständlich, aber nicht mehr als Obrigkeit.

Das ist nicht zu ändern und es ist gut so – die jeweilige rationale Legitimierung von Autorität ist eine Errungenschaft der Aufklärung; Autorität, insofern sie nur Amtsautorität ist, kann uns nicht gefallen, wir wollen sie nicht dulden. Das Prinzip der Rechtsstaatlichkeit unterwirft potentiell nahezu jede schulische Entscheidung einer juristischen Überprüfbarkeit. Freilich betrügt sich seit einigen Jahren die ganze Republik⁹ wie eine Kinderhorde, die feixend und erleichtert jemanden umtanzt, der ihr zuvor Angst gemacht hat, jetzt aber entzaubert am Boden liegt. Es scheint, daß Deutschland in der Herabsetzung seiner Schulen und der Verächtlichmachung seiner Lehrer einen späten Abschied vom Obrigkeitsstaat feiert, den es nicht aus eigener Kraft losgeworden ist. Lehrerbashing ist Volkssport geworden. Jemand, damals immerhin Ministerpräsident, später Kanzler, warb im Wahlkampf um Volkes Stimmen, als er pöbelte: »Lehrer sind faule Säcke«. *In nuce* sehen wir hier den Wandel der Position von Schule und Lehrer im Staat.

Daß es heute nur noch eine geringe Amtsautorität des Lehrers gibt, hat zur Folge, daß er die Position dessen, auf den übertragen wird, erst erwerben, sich verdienen muß. Dies wiederum wird durch die häusliche Tageskritik am langweiligen Lehrer und durch den Presse-Dauerlutscher ›frühpensionierter Studienrat‹ nicht erleichtert.

Ein zweiter Aspekt der Erosion der Übertragung ist, daß die Kinder der Informationsgesellschaft Informationen aus tausend Quellen schlucken. Die Verführung ist groß, sie bereits für Wissen zu halten. Die Konkurrenz der allwissenden Medien ist in jeder Schulstunde zu spüren. Das Wissen ist nicht mehr allein beim Lehrer, es geht nicht mehr notwendig durch seine Stimme, durch seinen Tafelanschrieb, durch seine Lehrbücher, sondern durch Bild und Ton der Medien – anschaulicher, netter, nicht so elend systematisch, weniger öde und abstrakt. Jeder Lehrer, der sein Lehren als Informationen-Ausgabe versteht, ist damit in Konkur-

renz zu diesen Medien und hat eine weitere Möglichkeit der Übertragung verloren; denn die Verfügung über die Informationen wird nicht ihm alleine unterstellt, sondern oft den konkurrierenden Medien. Freilich ist es genau dies, was seit PISA von den Schulen verlangt wird: die Reduktion von Wissen auf lebenspraktische Informationen, die, das wird nicht bedacht, woanders auch und billiger und lustiger zu haben sind.

Die didaktischen Modeströmungen tragen dem Rechnung. Der Lehrer wird nunmehr als Moderator gesehen, als jemand, der den Unterricht vorbereitend arrangiert, die Materialien zusammenträgt, die Lernstationen ausrüstet, die Gruppenarbeit plant. Es zählt nicht, was er weiß und sagt, nicht sein je besonderes Wissen, nicht seine Wißbegier. Er soll gar nicht Auskunft geben, wenn die Schüler etwas wissen wollen, sondern sie auf das Internet oder bereit stehende Lexika verweisen; das heißt, er lehrt nicht, das heißt: er darf die Rolle der Übertragungsfigur gar nicht annehmen. Am konsequentesten ist hier das aktuelle Konzept des »E-Learning«, das auch einen garantiert übertragungsfreien Menschentypus generiert: die »E-People«.

Diese dreifache Erosion der überkommenen Formen der Übertragung schafft freilich die Übertragung nicht aus der Welt – sie nimmt ihr nur die bisherigen Formen, in denen sie sich kanalisieren und kenntlich manifestieren konnte, bearbeiten, ertragen und wieder aufheben ließ. Dadurch, daß es in der Schule um Wissen geht, bleibt aber ein Übertragungspotential vorhanden und die begleitenden Affekte stehen nach wie vor im Raum. Wenn Personen und Strukturen fehlen, an die sie zu binden sind, dann vagieren sie. Hier, so vermute ich, ist eine der Quellen der diffusen Aggressivität in vielen Schulen. Ursache ist nicht ein Zuviel an Struktur und Ordnung, sondern ein Zuwenig: Erosion der die Affekte bindenden Übertragungsfiguren.

Ausrichtung der Übertragung

Wissensübermittlung ist, weil Übertragung im Spiel ist, zugleich ein pädagogischer Prozeß. Es wäre schon viel gewonnen, würden die Lehrerinnen und Lehrer sich dessen bewußter sein, als sie es heute sind. Das mindeste, was in den pädagogischen Seminaren gelehrt werden sollte, ist ein Wissen um solche ungewollten »Nebenwirkungen in der Erziehung«¹⁰. Eine Ausbildung, die die jungen Lehrerinnen und Lehrer in der Illusion der zielgerichteten Manipulierbarkeit des Lehrens wiegt, treibt

sie in Situationen, in denen sie Störungen nur als eigenen technischen Fehler oder als Fehlverhalten ihrer Schüler auffassen können. Dagegen ermöglicht ihnen das Wissen, daß Lehrer und Schüler in Übertragung verbunden sind, besser zu verstehen, was in ihren Stunden geschieht, und gibt ihnen die Chance, sich zu den Effekten der Übertragung zu verhalten, deren unbegriffenes Wirken einen großen Anteil am frühen *Burn out* hat.

Bis zu einem gewissen Grade kann der Lehrer die Übertragung handhaben. Zwar werden wir nie jene Herren des Prozesses sein können, die die Unterrichts-Technologien zu sein hoffen; nie werden wir berechnen können, wie sich der einzelne Schüler entwickeln, was genau er wann lernen und vor allem behalten wird. Aber wir können im Bewußtsein und in der Handhabung der Übertragung darauf Einfluß nehmen, wie er dem Wissen begegnet, das wir für ihn repräsentieren.

Das bedeutet, daß unser Verhalten eine Ausrichtung haben muß. Diese Ausrichtung will ich so umreißen: der Heranwachsende soll in der Übertragung in einer Entwicklung gestützt werden, die ihn von der Verhaftung an das Lustprinzip – ich will Spaß und zwar sofort – durch die Engpässe des Symbolischen und die Härte seiner Strukturen zu der Fähigkeit führt, halbwegs frei von Verführungen des Imaginären und im fruchtbaren Ertragen der Sinnverfehlungen und Sinnproduktionen des Symbolischen seine je besonderen Lebensziele zu verfolgen. Im Jargon der Psychoanalyse: er soll zu begehren wagen. Denn es ist unser Ziel der Enkulturation, daß an die Stelle des Wunsches nach sofortiger Triebabfuhrung nicht die stumpfe Unterordnung, sondern das Begehren tritt. Begehren setzt die Akzeptanz der symbolischen Ordnung voraus; dahin zu gelangen ist nur in ihrer Durchquerung, die eine Entfremdung von dem bedeutet, was das Subjekt zunächst als seinen Lebenszweck will oder zu erfassen meint. Gegen den Widerstand des Subjektes müssen zunächst die Strukturen des Symbolischen von ihrer Regelseite erfahren und akzeptiert werden – so wie die Härte des (väterlichen) Gesetzes hat erfahren und ertragen werden müssen. Der privilegierte Ort dafür ist die Institution Schule.

Des weiteren ist es die besondere Aufgabe der Schule, auch jene Sinnstiftungen zu zerschlagen, die als Versuchungen des Imaginären die offene Struktur des Symbolischen zu ersparen versprechen und mit süßer Zufriedenheit locken. Man begehrt nicht durch fragloses Sich-Hingeben an Bilder – so betrachtet, sättigen sie nur –, sondern durch Zeichen. Bildung heißt auch: an Stelle der Bilder Zeichen einführen, auf daß begehrt

werde. Wir müssen den nur genießenden Begegnungen mit einem Gegenstand, ob Buch, ob Bild, ihre Zeit lassen, sie dann aber durchbrechen und Kriterien, Strukturen, Begriffe bereitstellen, die sie aufheben. Im schulischen Alltag bedeutet dies, daß wir stets und ständig Faszinationen, die sich zwischen Schüler und Sache gebildet haben, nachdem wir ihr Zustandekommen befördert haben, wieder dadurch aufheben, daß wir sie begrifflich machen. Dies ist ein notwendiges Unterbrechen des Genießens. In welcher Haltung wir dies tun, ist auch für den Erfolg des Lehrens entscheidend. Wenn der Lehrer selbst nur schwärmt und genießt, wird dies nicht gelingen, er muß als Mentor (nicht als Guru) die Möglichkeit des begehrenden Diskurses vorleben und die Schüler in diesen Diskurs mit einbeziehen.

Zwei Formen des Wissens

Die schulische Entwicklung des Subjekts zum Begehren geschieht in der Übertragung und in der Auseinandersetzung mit dem Wissen. Ich unterscheide vereinfachend zwei Formen des Wissens, die, obwohl sie in der Realität kaum isoliert auftreten, den Unterricht unterschiedlich prägen und die der Schüler durchqueren muß. Ich nenne sie Konventionswissen und Redewissen.

Beide sind wichtig auf dem Weg zum Adulten. Das eine Wissen erzwingt die Erfahrung des Symbolischen in seiner Härte und Dogmatik, es unterstützt die aufhebende Benennung. Das andere Wissen kennzeichnet das Feld, in dem im Reden Wissen entsteht und wieder aufgehoben wird.

Konventionswissen

Schule ist dazu da, daß die Kinder etwas lernen. *Stadt, Land, Fluß*, immer wieder: Fakten und Regeln. Alle Fächer enthalten einen Kanon der Kenntnisse und Methoden, mehr oder weniger entfaltet, staatlich festgeschrieben oder in den Lehrbüchern aufgelistet, manchmal im Gebrauch der unterschiedlichen Schultraditionen von Haus zu Haus ein wenig verschieden. *Raison d'être* jeder Schule. Eine Generation muß die nachfolgende auf Inhalte und Fertigkeiten verpflichten, die sie für lebensnotwendig hält. Das funktioniert nur mit Gesichertem, das katalogisiert

werden kann. Dieses Wissen bezeichne ich als Konventionswissen. Es beruht auf Übereinkunft. Es sind »abgemachte Kenntnisse«¹¹ (Wilhelm von Humboldt), sie werden von keinem vernünftigen Menschen in Frage gestellt.

Dieses Wissen ist ein lebens- und gesellschaftsnotwendiges Wissen, es ist die Voraussetzung jeder Wissenschaft, aber es ist auch imaginär. Nicht weil es sachlich falsch wäre, ist es imaginär, sondern weil es dazu einlädt, es als abgeschlossene, in sich heile Antwort, als Ganzheit zu verstehen, was eine Täuschung wäre. Imaginär ist das dem Konventionswissen inhärente Versprechen auf eine zu erlangende Geschlossenheit und Vollständigkeit, die Präntention, daß es auf der Ebene der schulischen Kenntnisse keine offenen Fragen kennt. Das Kasussystem des Lateinischen, Mendels Gesetze, die Lösung von Gleichungen mit einigen Unbekannten bereiten zwar Schwierigkeiten, aber sie sind lösbar; der Lehrer wird dafür bezahlt, daß er die Lösung kennt und die Wege weist. Dort sind alle Fragen, die gestellt werden, lösbare Fragen. Jene Fragen, die auch das differenzierteste und eleganteste System hinsichtlich seiner Grundannahmen aufwirft, sind ausdrücklich nicht Gegenstand der Lehre.

Dies bedeutet nicht, daß es ein zu verachtendes oder ein schlechtes Wissen sei. Vielmehr ist es Teil der Tradition, die erworben werden muß; ein Schatz formulierter Erfahrungen, die Voraussetzung von Verständigung und kultureller Gemeinsamkeit. Und: es ist notwendig als Erzieher des Subjektes. Hier ist der Schüler gezwungen, das Lustprinzip aufzugeben; er wird der Systematik des Wissens unterworfen und soll akzeptieren, daß dessen Verknüpfungsregeln und strikten Methoden gelten; er muß seine frei vagierenden Einfälle und phantasiegebundenen Wunscherfüllungen, die Tagträume, zurückstellen. Am entschiedensten geschieht dies in der Grundlagenmathematik, aber auch in den harten Anteilen des Fremdsprachenerwerbs, der Grammatik. In dieser Hinsicht ist das Konventionswissen notwendig entfremdend und diese Entfremdung ist notwendig. Auch im Literaturunterricht gibt es diesen harten Anteil gesicherter Kenntnisse und Methoden, deren Aufgabe auch (nicht nur, aber auch) darin besteht, Faszination und Identifikation in Terminologie und Abstraktion aufzuheben.

Die dem Konventionswissen entsprechenden Unterrichtsmethoden sind Techniken der Mangelvermeidung. In sogenannten guten Stunden hat der Planende der Schüler Fragen antizipiert und die Stunde so manipuliert, daß eben diese Fragen, das heißt: seine, und nicht die des Schülers,

gestellt werden. Es sind nur Fragen zulässig, die die Logik des Systems erlaubt und die aus dem System heraus beantwortet werden können. Der Durchschaubarkeit und Regierbarkeit des zu verabfolgenden Wissens entspricht, daß man es in bekömmliche Portionen aufteilt. In regelmäßigen Abständen kann gemessen werden, wie erfolgreich die Wissensverabfolgung war. War sie es nicht, so muß durch geeignete Maßnahmen der Erfolg verbessert werden – im Idealfall hin zu *Input = Output*.

Das Konventionswissen ist die härteste Zumutung an das Lustprinzip und die Quelle aller Flüche, die auf die Institution Schule seit jeher geschleudert werden. Bezogen auf das Konventionswissen und seine notwendige Funktion sind alle frommen Wünsche: ›Schule möge Spaß machen‹ rührend, aber völlig obsolet. In weiten Regionen Deutschlands ist die mit dem Konventionswissen verbundene Härte geschwunden, weil narzißtisch gestimmte Eltern es nicht ertragen können, daß ihre Kinder so unter Druck gesetzt werden. Man suchte nach weicheren Formen der Wissensvermittlung – und fand zum Beispiel das ›entdeckende Lernen‹. Aber auch hier sollen die Schüler letztlich das entdecken, was zum Konventionswissen gehört; ihnen bleibt die scheinbare Freiheit des Weges, bei dem man hofft, daß er die Schüler motiviert. Ganz falsch ist dies nicht, Eigentätigkeit führt zu eigenen Fragen. Gleichwohl landet der Schüler bei der gleichen Geschlossenheit und antizipierten Eindeutigkeit der Ergebnisse¹² bei den gewünschten Antworten, die nachträglich seine Fragen als eben nicht mehr seine denunzieren; und auch hier ist die Folge in der Regel: Langeweile und die herzliche Bitte der Schüler, endlich nicht mehr in Gruppenarbeit entwickelte Plakate malen zu müssen und statt dessen einen anspruchsvollen Lehrervortrag hören zu dürfen.¹³

Neben einer Ablehnung des Konventionswissens, die auf dessen Negierung des Lustprinzips beruht, gibt es eine zweite, anders begründete Ablehnung. Sie beruht darauf, daß der Heranwachsende zu erfahren beginnt, daß die symbolische Ordnung offen ist, daß nichts in ihr endgültig hält. Mit dieser Erfahrung werden ihm alle Systeme obsolet, die Geschlossenheit präbendieren. Wenn junge Menschen sich der Verbindlichkeit und Stringenz des Konventionswissens entziehen wollen, dann geschieht dies nicht nur, weil sie das Lustprinzip behaupten wollen, sondern auch, weil sie fürchten müssen, daß es als ein geschlossenes System ihrem Begehren, das sich realisieren will, konträr entgegengesetzt ist. Diese jungen Leute erreichen eine andere Stufe – neben das ›Ich will Spaß und zwar sofort‹ – Prinzip tritt die Einsicht, daß die Wunscherfüll-

lung ›nicht alles‹ ist; sie wollen die Offenheit des Symbolischen, seinen Mangel spüren.

Dies bedeutet einen oftmals schwer zu ertragenden Widerspruch – von allen Seiten mit Fürsorge und Konventionswissen gefüttert, ist für viele Lernverweigerung der einzige Weg, etwas vom aufkommenden Begehren zu retten. Sie flüchten sich in ›Wissensanorexie‹. Die, sagen wir, körperliche Anorexie, der wir immer häufiger bei den jungen Leuten begegnen, hat etwas damit zu tun, daß sie bereits in einer angeblich rißlosen Welt des totalen Anspruchs, aber auch der totalen Bedürfnisbefriedigung leben, die das Begehren zu ersticken droht. Damit das Begehren nicht erlischt, entzieht sich das anorektische Kind der Befriedigung, es hungert, um das Begehren zu retten. Während der Sammler den Mangel durch das fehlende, potentiell erwerbbar Sammlerstück kontrollieren will, will der Anorektiker in einer Welt der rißlosen Fülle den Mangel nicht beheben, sondern sich spürend vergewissern, daß es ihn gibt: er hungert. Diesen Vorgang können wir auf das Lernen in einer als Füllewelt verstandenen Unterweisung übertragen – daß die jungen Menschen jenes Füllewissen, das ihnen das Begehren zu versperren droht, verweigern, weil sie in der Schule keinen Ort finden, wo sie ihr Begehren anhängen können. Sie begehren nicht das, was im Konventionswissen gelehrt wird, weil dort im Mangellosen nichts ist, wo ihr Begehren sich einhaken könnte.

Redewissen

Nun entspricht das Konventionswissen zwar dem papiernen und organisatorischen Niederschlag von Schule; nur in diesem Register kann sie administrativ artikuliert und PISA-gemäß evaluiert werden. Die Wirklichkeit ist aber anders. Denn Schule kann nicht nur Ort von Unterweisung im Konventionswissen sein; das ist schlicht unmöglich; *bon gré mal gré* ist sie von einem radikal anderen Wissen durchzogen, das die Gleichsetzung von Wissen und Gewußtem stets und ständig konterkariert, das seinem Wesen nach nicht regulierbar und nicht in die Fixierungen der Rahmenlehrpläne zu gießen ist.

Denn es wird geredet. Wenn wir reden (und wähten wir uns auch in dem schönsten Klarheitsdiskurs gesicherten Wissens), entfährt uns mit der einen eine zweite Rede, von der wir Redenden wenig oder gar nichts wissen und ahnen, die aber von anderen gehört wird und ihre Effekte

macht. Diese Rede läuft auch bei der striktesten Unterweisung mit, ist dort aber nicht erwünscht und wird selten beachtet.

Es gibt Stunden, in denen sie zugelassen ist. Unfruchtbar sind diese Stunden, wenn sie die Form eines unverbindlichen und ergebnislosen Daherredens annimmt; aber es gibt auch Stunden, in denen die nicht unterweisende, nicht unmittelbar am Lernziel orientierte Rede Ziel und Form hat und überraschendes Wissen entsteht. Was hier gesagt wird, ist ungesichert, ist riskiert und ist niemals zu antizipieren. Damit artikuliertes Wissen aus dem Redewissen entsteht, muß es von dem Wunsch nach einem Schließen getrieben sein. Insofern steht das Sprechen unter einer Nötigung, wie sie uns Kleist in seinem Aufsatz *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden* geschildert und in *Der zerbrochne Krug* mit den Lügenreden seines Dorfrichters Adam illustriert hat. Kleist schildert, wie, ausgelöst durch die drängende Präsenz einer anderen Person, ein Wissen formuliert wird, das bei Beginn der Rede noch nicht zuhanden war. Dieses Reden steht in der Not, am Ende einen haltbaren Satz zu produzieren – das heißt, im Medium der Sprache eine »gelungene« Form zu erzeugen, die ein neues Wissen ist. Dies ist gebunden an die Präsenz anderer Personen; welche der Personen, ob nun der Lehrer oder seine Schüler, das Wissen produziert, ist nicht zu antizipieren.

Dieses neue in der Rede gewonnene Wissen ist eine momentane Verknüpfung, ein plötzliches Zusammenschießen in einer Situation, für die Friedrich Copei einst den Begriff »fruchtbarer Moment«¹⁴ geprägt hat. Ob diese momentane Stimmigkeit – die dem Register des Imaginären angehörte, wenn sie als abschließende Weisheit daherkäme – ein haltbares Wissen ist, ganz neu, eine unerwartete Bestätigung von bereits Bekanntem, eine Täuschung, das muß sich erst erweisen.

Die dem Redewissen entsprechenden Unterrichtsmethoden sind Techniken der Öffnung mit der drängenden Forderung, nicht Wissen zu repetieren, sondern Wissen zu produzieren. Auch wenn sich das im Diskurs entstandene Wissen letztlich als hinfällig, als erneut zu öffnendes Wissen erweisen muß, haben die Schüler etwas Wichtiges gelernt: nicht sich an Gewißheiten zu klammern, sondern sich dem in der Rede lebenden Begehren zu stellen. Damit vermögen sie, dem Imaginären der endgültigen Antworten zu entkommen, und sie öffnen den Raum für eigenes Begehren.

Ich habe vereinfachend zwei Wissensformen unterschieden. Dabei kann es nicht darum gehen, sie gegeneinander auszuspielen. Aber vielleicht

ist ein Dilemma des Lehrerberufes etwas besser zu verstehen. Wir kommen um die ›Fütterung‹ mit endlichem Wissen nicht herum. Doch in der Vermittlung der Kulturtechniken und des Standardwissens muß in Anlehnung an das Kantsche ›Wage zu wissen!‹ ein zweites Ziel verfolgt werden: ›Wage zu begehren!‹. Nur so werden die jungen Leute nicht der fatalen Illusion von Endlichkeit und Handhabbarkeit erliegen.

Übertragung, Redewissen, Konventionswissen

Beide, Redewissen und Konventionswissen, sind mit Übertragung verbunden. Wenn zur Übertragung die Unterstellung eines Mehrwissens gehört, dann muß dieses Mehrwissen in beiden Wissensformen in je spezifischer Weise erscheinen. Soll Übertragung zustande kommen, dann darf sich das Wissen des Lehrers nicht in der Endlichkeit der stündlich erreichten Lernziele erschöpfen. Wer *una hora doctior* ist, wird dies nicht können. Wir wollen hoffen, daß die aktuelle Neuorganisation und Entwissenschaftlichung der Lehrerstudiengänge nicht genau zu diesem fatalen Ergebnis führt und den oben genannten drei Erosionen der Übertragung als vierte das Halbwissen der Lehrer hinzufügt.

Im Konventionswissen gilt das Schülerinteresse in der Regel¹⁵ nicht diesem geschlossenen Wissen selbst, dem Kasussystem des Lateinischen zum Beispiel, sondern einem Überschuß an Wissen, das in der Rede des Lehrers zu hören ist. Dies hat zur Voraussetzung, daß dieser Lehrer selbst sich als begehrender Lehrer zu erkennen gibt. Das bedeutet, daß er weit über den aktuellen Stoff hinaus Kenntnisse verkörpert, und zwar auf eine Weise verkörpert, die seine Suche, sein Interesse erahnen läßt. Die Erscheinungsform seiner Suche ist die Begeisterung, mit der er seinen Stoff vermittelt. Sie lädt zur Übertragung ein und kann im guten Sinn Verführung sein.

Anders liegen die Dinge bei der Übertragung im Redewissen, weil es nicht mehr um ein vom Lehrer aus zu folgendes, sondern ein in der Wechselrede zu erlangendes Wissen geht. Hier hat der Lehrer eine andere Rolle im Spiel der Übertragung. Er ist nicht der Wissensgarant, nicht der Meister, der vorgibt, über ein sicheres Wissen zu verfügen, das er austeilen will. Zwar nährt sich auch hier die Übertragung aus der Erwartung eines Mehrwissens, es ist aber nicht einer Person zugeordnet, die es herausrücken soll, sondern es ist im sich entwickelnden Diskurs verborgen. Hatten wir es zuvor mit einem Subjekt zu tun, dem Wissen unter-

stellt wird, so gilt für das Redewissen, daß dem Diskurs Wissen unterstellt ist, das noch entbunden werden muß. Die Übertragung gilt der Person, die als Mentor die Gewißheit verkörpert, daß in der Wechselrede Wissen entstehen wird, daß es möglich ist und ertragen werden kann, auf den Gängelwagen gesicherten Wissens zu verzichten.

Die Leistung des Lehrers besteht darin, daß er bereit ist, dem standzuhalten, eine Rede zu unterhalten, die nicht Konventionswissen austeilt. Seine Stärke ist, daß er den Weg des Begehrens mit den Schülerinnen und Schülern gemeinsam geht. Dies sind Stunden, von denen der Lehrer sagen wird, er habe mit oder sogar von seinen Schülern gelernt.

Aufhebung der Übertragung

Die große Versuchung jeder Übertragung ist es, daß der Lehrer sie persönlich nimmt und daß er sie genießt – sei es, daß er sich für einen Meister hält, dem die Schüler zu Füßen liegen, sei es, daß er den Schülern liebend mehr zumutet, als sie einlösen können und dürfen. Auch hier gilt das Inzestverbot. Die pädagogische Übertragung muß aufgehoben werden. Wie in der Psychoanalyse ist die Aufhebung des Übertragungsverhältnisses ein Hinweis auf die Wirksamkeit der zurückliegenden gemeinsamen Arbeit. Diese Aufhebung ist eine elementare Erfahrung, die junge Menschen machen müssen, damit sie jede neue Übertragung, die entstehen wird, unter dem Gesichtspunkt ihrer Auflösbarkeit und nicht als ein fatales ›lebenslanglich‹ erfahren.

Eben aus diesem Grunde ist Schule nichts Heimisches, nichts, das den Eltern oder Privatlehrern überlassen ist; sie ist Institution, um den Mißbrauch zu unterbinden und um die Aufhebung zu ermöglichen. Institution gibt der Übertragung einen Rahmen, hebt die Privatheit auf, begrenzt die Übertragung von vornherein. Dadurch, daß der Lehrer qua Amt und nicht aus persönlicher individueller Zuneigung handelt, wird die Übertragungsliebe vor einen anderen Horizont gestellt. Zensierungen, tagtägliche organisatorische Strukturierungen, bis hin zur Skandierung im 45-Minuten-Takt, aber auch die Organisation im Klassenverband, schließlich die großen Prüfungen wie zum Beispiel das Abitur – all das entprivatisiert.

Der Lehrer ist damit in einer Doppelrolle, die eine Unmöglichkeit seines Berufes ausmacht: Er ist in Übertragungsverhältnissen, die er auch geweckt hat, und ist zugleich der Dritte, der als Sachwalter und Repräsen-

tant der Institution die Übertragung aufheben muß. Die Schüler tun dies ohnehin in fröhlicher Brutalität – zum Beispiel in den oft verletzenden und bössartigen Abiturzeitungen: einer altbewährten Möglichkeit, mit den Lehrern abzurechnen und die Übertragung loszuwerden.

Professionalität der Lehrer?

Die hier geforderte Handhabung der Übertragung ist die eigentliche Professionalität, die vom Lehrer zu erwarten ist. Aber es besteht wenig Hoffnung, daß in Zukunft mehr Menschen als heute darüber verfügen werden. Sie ist erfahrbar, ob sie lehrbar ist, ist ungewiß. Die eigene Psychoanalyse könnte zu dieser Professionalität verhelfen; in der Tat forderte Freud, daß die Erzieher eine Psychoanalyse machen sollten.¹⁶ Wer die psychoanalytische Erfahrung hat, von dem ist anzunehmen, daß er freier, offener und bedachter, warum nicht: weiser, mit den Alltagsphänomenen des Unterrichtens und Erziehens umgeht, nicht in alle Fallen des Imaginären tappt, sich nicht in eine Zwangsordnung flüchtet.

Aber die Forderung nach einer Psychoanalyse der Lehrer widerspricht heute nicht minder dem Zeitgeist als zu Freuds Zeiten; die Zahl der Pädagogen, die eine Psychoanalyse gemacht haben, ist gering. Vielleicht wäre schon einiges gewonnen, wenn die angehenden, aber auch die routinierten Lehrer in Supervisionsgruppen jene Distanzierung vom Alltag erfahren, die es ihnen erlaubt, sich bewußt zur Übertragung zu verhalten. Freuen wir uns, daß es Menschen gibt, »geborene Lehrer«, deren eigene Entwicklung, glücklicheren Zufällen unterworfen, sie von vornherein zu dieser Professionalität befähigt. Glauben wir nicht, daß die Lehrerschaft insgesamt je eine andere, je »besser« sein kann als gestern und heute. Hoffen wir, daß die aktuellen Erosionen der Übertragung ein Ende finden, sich möglicherweise neue zeitgemäße Übertragungsstrukturen entwickeln, vor allem: daß Bildungsminister und die ihnen zuarbeitenden Theoretiker wieder verstehen, woran der Schüler sich bildet: nicht an Informationen, sondern am Anderen in der Übertragung.

Anmerkungen

- 1 Vgl. zum Beispiel Dieter Lenzen, zuletzt in »Wirtschaft und Schule«, 15.11.2004, <http://www.wirtschaftundschule.de>.
- 2 Die Schulleiter mehrerer Bundesländer sind nunmehr zu Mitarbeitergesprächen und Zielvereinbarungen als Mittel der Personalführung verpflichtet.
- 3 Heute ist ein Ansatz, wie er im Titel *Die Seele des Erziehers* (vgl. Georg Kerschensteiner, Leipzig 1921) zu erkennen ist, undenkbar.
- 4 Sigmund Freud: »Über Psychoanalyse. Fünf Vorlesungen, gehalten zur 20jährigen Gründungsfeier der Clark University in Worcester, Mass., September 1909«, in: ders., *Gesammelte Werke* [GW] I-XVIII Bde. und Nachtragsband, Frankfurt am Main 1976ff., hier GW VIII, 55.
- 5 Freud, »Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit«, GW X, 365f., Hervorhebung im Original.
- 6 Freud, »Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. XXVII. Die Übertragung«, GW XI, 463.
- 7 Freud, »Zur Psychologie des Gymnasiasten«, GW X, 203-210, hier 205ff.
- 8 Vgl. Platon: *Menon*. Griechisch-deutsch, auf der Grundlage der Übersetzung von Otto Apelt in Verbindung mit Else Zekl, neu bearbeitet und herausgegeben von Klaus Reich, Hamburg 1982, 39-49.
- 9 Dies gilt für die alten Bundesländer mehr als für die neuen, für den Norden eher als für den Süden der Republik.
- 10 Eduard Spranger: *Das Gesetz der ungewollten Nebenwirkungen in der Erziehung*, Heidelberg 1962.
- 11 »Die Schule [hat] es nur mit fertigen und abgemachten Kenntnissen zu thun«. Wilhelm von Humboldt: »Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin«, in: ders., *Werke*, I-V Bde., Andreas Flitner, Klaus Giel (Hg.), Darmstadt 1964, 256.
- 12 Dies ist gut zu studieren in den Kompendien des zur Zeit erfolgreichsten Methodenpraktikers Klippert. Zum Beispiel: Heinz Klippert: *Methodentraining*, Weinheim 1994, (2004 in 14. Auflage erschienen). Vgl.: http://www.weinreichpeter.de/schule/www/didaktik/stoevesand_klippertkritik.html.
- 13 Nicht in jeder Phase der kindlichen Entwicklung wird das Konventionswissen so als Härte empfunden wie vor allem in den ersten Jahren der Oberschule. Zunächst wird das Faktenwissen nicht in seiner Endlichkeit wahrgenommen, sondern als eine zu erobernde *terra incognita*. Man denke an die Lern- und Sammellust der Kinder, die mit der Fiktion der Vollständigkeit des Wissens spielt.
- 14 Friedrich Copei: *Der fruchtbare Moment im Bildungsprozeß*, Phil.Diss. Leipzig 1930, Heidelberg 1960.
- 15 Es würde hier zu weit führen, die zwangsneurotischen Aspekte einer Systemgenügsamkeit, die es bei Lehrern wie Schülern geben kann, darzustellen.
- 16 »Die einzig zweckmäßige Vorbereitung für den Beruf des Erziehers ist eine gründliche psychoanalytische Schulung. Am besten ist es, wenn er selbst analysiert worden ist.« Zitiert aus Freud, »Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse«, GW XV, 161.

Psychoanalyse und normatives Denken

Zur Beziehung zwischen Psychoanalyse und normativem Denken werde ich heute Abend nicht mehr als einige vorläufige Bemerkungen machen können. Ich will mir zuerst Zugang zu einem Thema verschaffen, das bisher kaum behandelt wurde. Ich hoffe, Ihnen zeigen zu können, daß es sich um eine wirkliche Frage handelt, daß die Psychoanalyse von Anfang an damit beschäftigt war, ja daß sie aus einer Auseinandersetzung mit dem normativen Denken hervorgegangen ist. Wahrscheinlich kann sie nur weiterbestehen und sich weiterentwickeln, wenn sie diese kritische Funktion wahrnimmt und ihr gerecht wird. Eine wahre Herausforderung also für Theorie und Praxis! Die Psychoanalyse ist aber nicht bloß Anhängsel einer Kritik des normativen Denkens, sondern als diese selbst zu verstehen. Dies betrifft auch ihren Bezug zur Wissenschaftstheorie, die sich, seit es sie gibt, aus ihrem Verhältnis zur Norm und zum Normativen heraus entwickelt hat.

Welche Rolle spielen die Normen im analytischen Prozeß? Sind sie bloße Randerscheinungen, Nebenprodukte oder dringen sie vielmehr in seine Mitte, in den Kern des Geschehens? Anders formuliert: Wird das normative Denken von außen an die Psychoanalyse herangetragen oder geht es vielmehr aus ihr hervor? Wie läßt es sich erklären, daß sich die Psychoanalyse bisher kaum kritisch mit Fragen der Norm auseinandergesetzt hat? Welches ist demnach der sinnvollste Weg, sich einen Zugang zu ihr zu verschaffen? Wie steht es mit der Norm, mit dem normativen Denken, heutzutage?

Normative Gewalt

Diese Fragen spielen eine zentrale Rolle bei Michel Foucault, der in seiner Kritik der Gesellschaft und der in ihr vorgefundenen Macht vorwiegend vom Begriff der Norm ausgeht. Man kann sie nie allein betrachten und behandeln, sondern immer nur in einem dialektischen Zusammenhang, in Auseinandersetzung mit etwas anderem, auf das sie sich bezieht. Die Norm steht nie für sich allein, sondern immer in einem Verhältnis oder stellt dieses erst her. Von ihr geht Foucault in seiner Kritik der herrschenden Verhältnisse und der Struktur der Macht aus, die seiner Meinung nach hauptsächlich von den juristischen und medizinischen Diskursen ausgeübt wird.

In einem Interview aus dem Jahre 1976 sagt er: »Wir sind in eine Form der Gesellschaft eingetreten, in welcher die Gesetzesgewalt (*le pouvoir de la loi*) nicht im Begriff ist zu regredieren, sondern sich in eine viel allgemeinere Gewalt zu integrieren, grob gesagt: in jene der Norm.«¹ Als Beispiel führt er den Strafvollzug an, dem die Institution des Gefängnisses nicht mehr gerecht wird bzw. Genüge tut. »Als ob es kaum einen Sinn mehr machen würde, ein Verbrechen zu bestrafen, wird der Verbrecher immer mehr zu einem Kranken und die Verurteilung zu einer therapeutischen Maßnahme.« In einer Gesellschaft, die vorwiegend der Gewalt der Norm unterliegt, verliert das Gesetz an Bedeutung.

Ich weiß nicht, ob Foucault mit dieser Darstellung Recht hat oder behalten wird. Immerhin liefert uns die von ihm vorgeschlagene Differenzierung von Norm und Gesetz einen interessanten Anhaltspunkt und einen ersten Zugang zum Begriff der Norm. Das erstaunliche und auch sehr beunruhigende Resultat seiner Analyse ist, daß wir uns auf einen Typus von Gesellschaft hinbewegen, in welcher nicht nur Gewalt und Verbrechen, sondern auch die Norm selbst in Konflikt mit dem Gesetz geraten und sich letztlich seiner Kontrolle zu entziehen drohen. Die zusehends wachsende Gefahr, die Foucault in der Norm und in der von ihr ausgehenden Normierung des gesellschaftlichen Geschehens, d.h. der zwischenmenschlichen Beziehungen, sieht, besteht vor allem darin, daß sie von seiten der legislativen Gewalt immer weniger kontrolliert wird und dementsprechend ihre Macht immer uneingeschränkter ausüben darf. Immer mehr Entscheidungen, die für die ganze Gesellschaft bindend sind, werden von den Gerichten, nicht vom Parlament getroffen. Es liegt nahe, auf faschistische Züge und Tendenzen in unseren westlichen De-

mokratien hinzuweisen. Aber selbst diese Formulierung stellt eine Verharmlosung dar.

Das Hauptinteresse Foucaults galt seit jeher, neben der Jurisprudenz und den Gefängnissen, der Medizin und im besonderen der Psychiatrie. »Die Norm wird zum Aufteilungskriterium der Individuen. Von dem Augenblick an, wo eine Gesellschaft der Norm im Begriff ist sich zu konstituieren, wird die Medizin, als die Wissenschaft *par excellence* des Normalen und des Pathologischen, zur Königin der Wissenschaften.«² In einem anderen Zusammenhang sagt er von der Psychiatrie des 19. Jahrhunderts, daß sie mehr Normen als Wissen produziert habe.

Eine normative Technik?

Was ist von diesen Thesen Foucaults zu halten? Was tragen sie zur Klärung unseres Themas bei? Nach dem Platz der Psychoanalyse befragt, gesteht er ihr zu, sich zwar von der Psychiatrie getrennt, sich aber nichtsdestoweniger nicht nur in den U.S.A., sondern auch in vielen europäischen Ländern nach einem medizinischen Modell entwickelt zu haben. Andersorts fällt seine Kritik viel schärfer aus. Er assoziiert die Psychoanalyse mit einer normativen Technik und versteht sie als Teil des medizinisch-juridischen Repressionsapparats. Seine Kritik trifft also nicht die fehlende Wissenschaftlichkeit ihrer Praxis, wie ihr das von manchen immer wieder entgegengehalten wurde, sondern eine bestimmte Form ihrer Entwicklung. Beruhte ihr anfängliches Selbstverständnis auf einer Auseinandersetzung mit den bestehenden Diskursen, insbesondere der Medizin, der Psychiatrie, der Sexualmoral, der Religion usw., so ging diese für Sigmund Freud grundlegende Position bei seinen ›Nachfolgern‹ allmählich verloren. Sie wich dem Anpassungszwang, dem diese vielerorts unterlagen. Auf beiden Seiten des Atlantiks ging es ihnen vorwiegend um Respektabilität, die jedoch nicht immer mit der Diskurs- und Gesellschaftskritik in Einklang zu bringen war. Vielmehr entwickelte sich in der Nachkriegszeit eine Tendenz der Anlehnung der Psychoanalyse an real existierende ökonomische und gesellschaftliche Verhältnisse.

Was aber wird aus der Psychoanalyse, wenn die Krankenkassen und großen Versicherungsgesellschaften den sowohl räumlichen wie auch zeitlichen Rahmen ihrer Praxis, d.h. Dauer, Frequenz und Anzahl der Sitzungen mitbestimmen? Mit der Normierung dieser wesentlichen Zeitfaktoren geht jene der Analyse schlechthin einher. Dazu gehört auch eine

immer weitreichendere Standardisierung des Analytiker-Werdens. Die dadurch gewonnene vermeintliche Sicherheit wird mit einem Verlust an Originalität und Erfindungsreichtum der Arbeit bezahlt. Zu den originellsten Köpfen der Psychoanalyse gehören, wie auch in anderen Gebieten, oft jene, die einen untypischen Weg eingeschlagen haben. Theodor Reik, Pierre Legendre und viele andere hätten es unter den jetzigen Bedingungen kaum mehr zum Analytiker gebracht.

Der Laienanalyse kommt also eine große Bedeutung zu. Freud hatte diesbezüglich eine viel klarere Position eingenommen als die meisten seiner Analytiker-Kollegen. Für Jacques Lacan wurde sie zum Grundpfeiler seiner analytischen Orientierung bezüglich der von ihm vertretenen Auffassung der Analytiker-Ausbildung. Sie soll weniger von vorab festgelegten Kriterien, als vom tatsächlich stattgefundenen analytischen Weg, also von der *Transmission des Unbewußten*, abhängig gemacht werden.

Die Zukunft wird darüber entscheiden, ob Foucaults Kritik zutrifft oder nicht, ob es der Psychoanalyse gelingen wird, sich aus jener Position zu befreien, in welche sie sich im Laufe von Jahrzehnten selbst hineinmanövriert hat. Wenn sich die Situation in Frankreich etwas von derjenigen in anderen europäischen Ländern unterscheidet, dann ist fraglich, für wie lange noch? Bislang hat sich die Gemeinschaft der Analytiker als stark genug erwiesen, dem Ansturm des Gesetzgebers und dem Bedürfnis nach Normierung der Praxis durch die gesellschaftlichen Instanzen Widerstand zu leisten. In Deutschland sind die Schutzwälle längst gefallen. Die Ursache liegt sowohl in der philosophischen und psychologischen Tradition, mit der die Analytiker sich nie ernstlich auseinandergesetzt haben, als auch in den geschichtlichen Ereignissen, die das 20. Jahrhundert geprägt haben. Das Wort Psychoanalyse, das in diesem Land schon einmal als unzulässig galt, ist im Begriff, aus den einschlägigen Texten des Psychotherapiegesetzes, das auch die Ausübung der Analyse regeln soll, zu verschwinden. Psychoanalyse ist eben keine Tiefenpsychologie und läßt sich auch nicht auf Psychodynamik reduzieren, wie das immer wieder geschieht.

Dies ist kein Grund, pessimistisch zu sein. Vielmehr gilt es die Bedingungen zu schaffen, die einen Neubeginn ermöglichen. Dieser kann zunächst nur zögernd und zögerlich vor sich gehen. Die Frage der Norm wird dabei sicherlich eine große Rolle spielen, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Dazu möchte ich Ihnen heute Abend einige Anhaltspunkte liefern. Nur ihre kritische Betrachtung vermag uns die Instrumente in die Hand zu geben,

die uns erlauben werden, wirksam gegen die schleichende Standardisierung von Theorie und Praxis zu kämpfen.

Disziplinierung des Wissens

Foucault liefert uns einige sehr wertvolle Denkansätze, auch wenn wir sie, was die Psychoanalyse anbelangt, nicht wortwörtlich nehmen können. Wenden wir jedoch seine Kritik auf die Geschichte und die politische Situation Europas im 20. Jahrhundert an, so überfällt uns ein großer Schrecken. Ohne die vorherige Normierung und damit auch Wertung des Lebens durch die Medizin und die biologischen ›Wissenschaften‹, ohne die aktive Mittäterschaft einer Mehrzahl von Ärzten und Psychiatern hätten die Nazis die ›Ausrottung‹ des von ihnen sogenannten ›unwerten Lebens‹ nie ausführen können. Unter diesen besonderen Umständen war die Medizin wirklich zur ›Königin der Wissenschaften‹ geworden, in deren Macht es lag, über den Wert des Lebens, d.h. letztlich über Leben und Tod, zu entscheiden. Diese diskursive, sozusagen ›wissenschaftliche‹ Einkleidung des Tötens, erlaubte es den Tätern, ohne Angst und Hemmnis zu handeln und auch im Nachhinein weder Reue noch Schuldgefühle zu empfinden. Für eine überwiegende Mehrheit gab es, in der Nachkriegszeit, keine personellen Konsequenzen. Und die Folge auf der diskursiven Ebene? Die Spuren, welche die politischen Ereignisse dort hinterlassen haben, sind Teil eines europäischen Vermächtnisses geworden, mit dem sich noch Generationen zu beschäftigen haben.

Die Biopolitik – als neues Paradigma der Macht – bewirkt eine immer weitergehende Normierung des Lebens und der Gesellschaft, die unser demokratisches Grundverständnis längst unterwandert hat und sich der Kontrolle durch den Gesetzgeber immer mehr zu entziehen droht. Den Anfang dieser Bewegung setzt Foucault im 19. Jahrhundert an, das durch eine weitgehende Disziplinierung und Normalisierung gekennzeichnet ist. Er spricht von einem »grand effort de mise en discipline et de normalisation poursuivie par le XIXe siècle«. In Bezug auf Freud fügt er hinzu: »Freud wußte das sehr wohl. Was die Normalisierung anbelangt, war er sich dessen bewußt, stärker als alle andern zu sein. Also, was hat es mit dieser heiligen Scham (*pudeur sacralisante*) auf sich zu behaupten, die Psychoanalyse hätte nichts mit Normalisierung zu tun.«³ Disziplinierung (*mise en discipline*) kann man in mehrfacher Hinsicht verstehen:

– als Ausübung der Macht, auf der gesellschaftlichen Ebene;

- als Erziehungsideal, unter der Voraussetzung der Zucht, Kasteiung, ja sogar Geißelung;
- als Strukturierung des Wissens, zum Zweck des Forschens und Lehrens, auf der Ebene der Wissenschaften.

Die Norm, als Instrument sowohl der Macht (*pouvoir*) als auch des Wissens (*savoir*), trägt zu einer Wechselwirkung zwischen beiden bei, die manchmal zu Verwechslungen führt. Tatsächlich haben die Strukturen der Macht es seit jeher verstanden, sich jene des Wissens zu unterwerfen. Aber nicht selten ist es diesen gelungen, wenn auch in ganz anderen Zeitabständen, jene zu Fall zu bringen. Indem er auf die Nähe von Macht und Wissen hinweist, versteht Foucault die Norm jedoch eher repressiv als kreativ.

Dieser Aspekt wurde besonders von Georges Canguilhem, seinem Lehrer an der Sorbonne und Doktorvater, hervorgehoben und ausgearbeitet. Ihm hat er den Hinweis auf die Problematik der Norm und des Normativen zu verdanken, die für beide zur Lebensaufgabe wurde. Canguilhem veröffentlicht 1967 eine kritische Lektüre des im Vorjahr erschienenen Hauptwerk Foucaults *Les mots et les choses*⁴.

»Keine Philosophie heutzutage ist weniger normativ als diejenige Foucaults, keine der Unterscheidung des Normalen und des Pathologischen fremder. Was das moderne Denken seiner Meinung nach auszeichnet, ist, daß es eine Moral weder vorschlagen will, noch daß sie es kann. Dennoch gibt es eine Frage, mehr als einen Einwand (*objection*), die, wie mir scheint, unmöglich vernachlässigt werden kann: Ist theoretisches Wissen, als spezifischer Begriff, ohne Bezugnahme auf die Norm, überhaupt denkbar?«⁵

Wichtig ist, daß diese Stellungnahme von Canguilhem selbst stammt. Er spricht vom Standpunkt der Wissenschaftstheorie aus, in welcher der Norm eine ausgesprochen kreative Funktion zufällt, insofern sie an der Produktion des Wissens wesentlich beteiligt ist. Kein Wissen ohne Norm? Nur eine Frage, kein Einwand, sagt Canguilhem. Er hat sehr großen Respekt vor der Denk- und Schaffenskraft seines Schülers, den er nichtsdestoweniger an der empfindlichsten Stelle trifft. Als typische Aussage Foucaults, fast wie ein Leitfaden, gilt der bereits zitierte Satz, daß die Psychiatrie des 19. Jahrhunderts mehr Normen als Wissen produziert habe. Der kritischen Auseinandersetzung mit ihr folge demnach eine Schlüsselstellung in der Gesellschafts- und Diskurskritik zu.⁶

Randerscheinungen und Marginalien

Demzufolge hat jedes Studium der sozialen Phänomene von Randerscheinungen vielmehr als vom bereits Instituierten auszugehen. Vielleicht wurde diese Vorgehensweise nirgendwo konsequenter als bei Foucault (und einigen anderen wie Erving Goffman, Pierre Bourdieu usw.) durchgeführt. Vom Rand aus betrachtet erscheint dasselbe Phänomen in einem ganz anderen Licht als für einen Beobachter, der in der Mitte des gesellschaftlichen Geschehens steht. Nicht anders verfährt die Psychoanalyse, die vom Unangepaßten ausgeht, um darin eine individuelle Variante einer allgemeinen Norm wiederzuerkennen. Indem sie das sogenannte ›Anormale‹ als eine vollwertige subjektive Aussage deutet, versucht sie, alles andere als normativ zu verfahren.

Zu den gesellschaftlichen Randerscheinungen gehören Arme, Bettler, Verbrecher, Kranke, Wahnsinnige und andere Unangepaßte. Als Produkt der herrschenden Normen wird ihr Status in bereits vorhandenen Kategorien gedacht, gegen welche sich Foucaults Kritik an erster Stelle richtet. Das Normative wirkt sich auf der Ebene der Schwachen und Ausgeschlossenen gewaltsam aus, während es auf einer anderen Ebene zur Begründung, ja Legitimierung der Macht einer Minderheit beiträgt. Eine Gesellschaftskritik, die sich mit den politischen Verhältnissen, dem Rechtssystem und der Sexualmoral beschäftigt, vermag sich dem normativen Anspruch der herrschenden Instanzen vielleicht am ehesten zu nähern, wenn sie die soziale Struktur von den Rändern her anders lesbar zu machen versucht. Ganz ähnlich verhält es sich mit Texturen oder Texten, deren Deutung auf Fußnoten oder Marginalien angewiesen ist. Der talmudische Text besteht fast nur noch daraus, ansonsten bliebe er unverständlich.

Indem er sich nicht nur für die Ausgeschlossenen einsetzt, sondern sich sozusagen selbst in eine marginale Position begibt, versucht Foucault von dieser aus die gesellschaftliche Mitte zu betrachten und die dort herrschenden Normen einer kritischen Lektüre zu unterziehen. Seine besondere Aufmerksamkeit gilt der Justiz und Medizin, die beide, als Produkt der praktischen Vernunft, einen normativen Anspruch erheben. In Bezug auf die Psychoanalyse argumentiert er etwas zurückhaltender, insofern ihr Bezug zur Norm und zum normativen Denken noch einer weiteren Ausführung bedarf. Er hat dennoch als erster Akzente gesetzt, die insbesondere für die *queer*, die *gay and lesbian studies* ausschlaggebend geworden sind. Es trifft zu, daß die Psychoanalyse selbst einer Normierung unter-

worfen ist, die jedoch noch kaum erforscht ist. Ein bestimmter Bezug zur Norm liegt ihr wie jedem Wissen zugrunde, das einen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit hat.

Dabei kommt es allerdings auf die feinen Unterschiede an, auf das, was aus einer bestimmten Norm herausfällt und was daraus gemacht wird. Die Psychoanalyse ist ein bevorzugter Ort, an dem das zur Sprache kommen kann (darf, soll), was nicht mehr einer Norm entspricht. Jeder Analysant stellt eine Variante davon oder ein Abweichen von ihr dar. Es geht eben nicht darum, ihn zur Anpassung an eine bestehende Norm zu verleiten oder zu überreden, sondern ihm den Mut zur eigenen Singularität zu vermitteln. Nur unter dieser Voraussetzung vermag der Text – des Unbewußten – von den Rändern aus neu angegangen und lesbar gemacht, ja sozusagen neu gesponnen zu werden.

Wider den Anpassungszwang

Um mehr darüber sagen zu können, möchte ich Ihnen einen kurzen, wenn auch etwas schematischen Überblick über die bisherige Geschichte des analytischen Diskurses geben. Die ersten vierzig Jahre, zwischen 1899 und 1939, zwischen der Drucklegung der *Traumdeutung* und Freuds Tod, sind weitgehend durch die Außenseiterposition Freuds geprägt. Sie bestand sowohl im universitären Betrieb, im gesellschaftlichen Umfeld Wiens, einer Hochburg des Antisemitismus, als auch den anderen Wissenschaftszweigen gegenüber, in denen der von ihm entwickelte Diskurs so wenig einzuordnen war wie sein Judentum in dem christlichen Umfeld Zentraleuropas.

Öfter wies er darauf hin, daß er als Jude vielleicht besser darauf vorbereitet war, diese Position auszuhalten und den zahlreichen Anfeindungen standzuhalten. Für Freud war diese vielfältige, überwältigende Außenseiterposition ein wesentlicher Bestandteil seines Selbstverständnisses. Ohne sie hätte er sein Werk nie schreiben können. Er selbst aber ist zur Randerscheinung des wissenschaftlichen Diskurses geworden. Dies hat ihm, zeitlebens, zu schaffen gemacht, ihm aber auch erlaubt, 1938 in den richtigen Zug zu steigen. In Wien war er nur auf der Durchreise: aus Moravien nach Wien kommend, von wo er nach London aufbrach, um dort zu sterben.

In der Zwischenzeit hatte er ein bedeutendes, ein bahnbrechendes Werk geschrieben. Ein jüdisches Schicksal, das sich immer wieder im Proviso-

rischen einzurichten wußte. Freud hat das Nomadentum und das Exil in ein mögliches Schicksal für die Psychoanalyse verwandelt. Was zumindest für ihn zutraf, während viele seiner ›Anhänger‹ gesicherte Verhältnisse vorzogen und dafür den entsprechenden Preis zu zahlen hatten. Mit dem Krieg und nach dem Krieg ist alles anders geworden. Lacan hatte sicherlich Recht, wenn er bereits in den 50er Jahren die amerikanische Psychoanalyse und ihren unbändigen Drang, sich dem *american way of life* anzupassen, ja zu unterwerfen, anprangerte. Die soziologische Komponente davon war, daß diese Verschiebung und damit Umwertung der analytischen Position, besonders von den Exileuropäern, vorwiegend Juden, ausging. Sie setzten alles daran, ihr Außenseiterdasein aufzugeben, vielleicht in der Hoffnung, einmal nicht einer Minderheit anzugehören. Was in einer Großstadt wie New York durchaus möglich war und ist.

Die räumliche und politische Verschiebung des Zentrums von Wien nach New York, mit einer Zwischenstation in London, hat jene der gesellschaftlichen und diskursiven Position des Analytikers mit sich gebracht. Im Deutschland der Nachkriegsjahrzehnte war der Anpassungsdruck noch viel größer. Er ging manchmal so weit, daß nur wenige sich trauten, eine eigene Position zu vertreten oder sie in London oder New York abzusichern suchten, wie mir Margarete Mitscherlich in einem persönlichen Gespräch mitteilte.

Gegenüber diesem soziologischen und historischen Wandel des analytischen Diskurses, gegenüber diesem Positionswechsel des Analytikers wirkte Lacans Ansatz wie ein wohlthuender Befreiungsakt. Nachdem er sich aufgemacht hatte, Freuds Werk zu durchforsten, begab er sich seinerseits sehr früh in eine Außenseiterposition gegenüber der analytischen Institution, nicht aber gegenüber seinem gesellschaftlichen und kulturellen Umfeld. Darin lag der große Unterschied zu Freud. Anfang der 50er Jahre verließ er, zusammen mit Françoise Dolto und Daniel Lagache, die *Société Psychanalytique de Paris*, um eine neue Institution zu gründen, bevor er 1963 aus der *International Psychoanalytic Association* ausgeschlossen wurde. Ohne diese Marginalisierung wäre er nie zu dem geworden, was er für eine ganze Generation von Analytikern darstellte. Seine Position, sein Widerstand gegen den Anpassungszwang, der von den analytischen Institutionen ausging, wurde zur Voraussetzung für die Weiterentwicklung und Weitergabe des analytischen Diskurses, die an seinen Namen gebunden sind. Es ist ihm gelungen, dem Druck der amerikanischen Psychoanalyse entgegenzutreten und eine andere, lebendigere Lesart des Unbewußten zu entwickeln.

Das bedeutet nicht, daß die von ihm eingeschlagene Richtung denselben Stellenwert für die kommenden Generationen behalten wird. Bleiben wird vielmehr die Aufforderung, weiterzuarbeiten und sich nicht von einer schleichenden ›Normalisierung‹ der Psychoanalyse einnehmen zu lassen. In der Tat haben sich neuerdings in den U.S.A. die großen analytischen Institutionen zusammengeschlossen, um die Standardisierung der Ausbildung weiterzutreiben und festzuschreiben. Ein Umstand, der sich bereits in Deutschland und anderen europäischen Ländern ausgewirkt hat. Zu befürchten ist, daß es mit der Vereinigung Europas zu einer von oben festgelegten Vereinheitlichung der analytischen Ausbildung und Praxis kommen wird.

Zurück zur Laienanalyse

Der Laienanalyse, die für Freud zu den Grundfesten von Theorie und Praxis gehörte, hatten die Amerikaner seit geraumer Zeit – bereits vor dem 2. Weltkrieg – den Rücken gekehrt. Die Psychologen haben sich den Zugang zur Analytikerausbildung erst durch ein Gerichtsurteil erkämpft. Es war jedoch ein Pyrrhussieg, denn die jetzige Standardisierung der Ausbildung übertrifft die vorher geltenden Regeln bei weitem. Es erscheint vollkommen abwegig, im Umgang mit dem Unbewußten, eine Position des Wissens *a priori* festlegen zu wollen. Wer eine Analyse unternimmt, muß auch dazu bereit sein, sich auf ein nicht bereits vorgefaßtes Wissen einzulassen. Somit kann erst *im Nachhinein* entschieden werden, ob eine Analyse wirklich stattgefunden hat, ob und inwiefern es dem Analysanten gelungen ist, dem Wissen – jeder Art von Wissen – gegenüber eine andere Position einzunehmen. Das bedeutet eine völlige Umkehrung der zeitlichen Verhältnisse und eine nicht minder große Umwertung der Wissens- und Denkinhalte. Beides ist nur möglich aufgrund einer Verschiebung der subjektiven Position gegenüber der klassischen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie.

Lacan hat sich ab 1964, dem Jahr seines Seminars über *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*, intensiv mit dem Thema der Lehranalyse (*analyse didactique*) beschäftigt. Er kam zu dem Schluß, daß analytische Institute weder in die Wahl des Analytikers noch in den weiteren Ablauf der Analyse einzugreifen haben. Es ginge dabei vor allem darum, einer kleinen Anzahl von Lehranalytikern institutionelle Macht zu sichern. Lacan versuchte vielmehr am anderen Ende, nach dem sogenannten Ab-

schluß der Analyse, etwas mehr über ihre kruzialen Momente, ihre Beendbarkeit und den Wechsel von der Position des Analysanten in jene des Analytikers zu erfahren. Das brachte allerdings andere Probleme mit sich. Ziemlich schnell war er sich darüber im klaren, daß die von ihm erfundene Prozedur der *passé* – eines Übergangs also – scheitern mußte. Neben der großen seelischen Belastung für die Kandidaten erwies es sich als unmöglich, daran die Aufnahme (Einschreibung) in eine psychoanalytische Institution zu binden. Als höchst sinnvoll jedoch ergab es sich, erst *im Nachhinein* – durch den eingeschlagenen Weg und die wirklich stattgefundene Arbeit – darüber zu entscheiden, ob aus einer Analyse eine Lehranalyse geworden ist oder nicht. Die Unmöglichkeit einer vorherigen Absicherung, gekoppelt an die Notwendigkeit einer nachträglichen Anerkennung des Begehrens – Analytiker zu werden – fordern eine klarere Einstellung der Laienanalyse gegenüber.

Die *Nachträglichkeit* gehört ohne Zweifel zu den wesentlichen Punkten, die Lacan aus Freuds Texten herausgegriffen hat, um sie weiterzuentwickeln und zu verallgemeinern. Bei Freud taucht der Begriff – bereits in den Briefen an Wilhelm Fließ – im Zusammenhang der Phantasiebildung auf, die sich aus Gehörtem, aber nicht Verstandenem, erst nachträglich, aufgrund der weiteren sexuellen Entwicklung gestaltet.⁷ Derselbe Begriff erlaubt es Lacan, Melanie Kleins Lesart des Prädipalen und Prägenitalen als eine retroaktive Konstruktion vom Standpunkt des Kastrationskomplexes aus zu deuten.⁸ Zu einem späteren Zeitpunkt verhalf ihm die *Nachträglichkeit* zu einer Umdeutung der Lehranalyse in eine subversive Position – des Begehrens – gegenüber jedweder Standardisierung der Analyse und des Analytikerwerdens.

Deshalb möchte ich – im Kontext der Ausbildung – für eine Radikalisierung der Frage der Laienanalyse plädieren, die durch keinen Titel, kein Diplom, kein Curriculum abgesichert werden kann. Auch ein gestandener Analytiker muß sich, sogar nach Jahren, immer wieder fragen: »Wo stehe ich? Was soll ich tun? Was kann ich wissen?« Wenn man von ihm erwarten darf, daß seine Ausbildung nie zum Abschluß kommt, dann ist er auf ein kontinuierliches Überdenken seiner subjektiven Position dem Wissen gegenüber angewiesen. Im Idealfall bringt es ihn dazu, dieses von seinen Marginalien aus, von dem was nicht im Text geschrieben steht, immer wieder neu zu lesen und zu verstehen.

Kritik der ödipalen Normalität

Bei dieser Darstellung der Position Lacans ging es mir vor allem darum zu zeigen, welche Bedeutung ihr innerhalb des analytischen Diskurses, im Zusammenhang mit der Lektüre Freuds, dem Umgang mit seinem Text und der Weitergabe seiner Praxis zukam und weiter zukommt. Diese Außenseiterposition gegenüber der analytischen Institution – die sich noch in der Auflösung der von ihm gegründeten Schule, kurz vor seinem Tode, zeigte – hielt er bis zuletzt durch. So ausschlagend sie für ihn war und blieb, so bestand sie nicht so sehr gegenüber seinem direkten diskursiven Umfeld, in dem sein Name sehr früh zusammen mit Claude Lévi-Strauss, Roman Jakobson, Michel Foucault, Jacques Derrida und einigen anderen zitiert wurde. Er war Teil einer wissenschaftlichen, manchmal etwas dogmatischen Nomenklatura, die sich weltweite Anerkennung – besonders in Nord- und Südamerika – verschafft hatte. In dieser Konstellation wurde Foucault, in seinem Denken und Handeln, zu einem Hauptvertreter der Ausgeschlossenen. Seine Professur am *Collège de France*, die er zu nutzen wußte, hätte jedoch nicht ausgereicht, seine Wirkung zu erklären, seine theoretische und diskursive Position zu kennzeichnen, von der aus er das Normative anprangerte, das sich in den Machtstrukturen der Gesellschaft wie auch der Familie widerspiegelt und sich der Sanktionierung durch die gesetzlichen Instanzen weitgehend entzieht.

Der Psychoanalytiker Lacan, dem Foucault im Frankreich der 60er und 70er Jahre begegnete, war zu einer intellektuellen Autorität für eine ganze Generation geworden. Je mehr er versuchte, von einer gewissen Normierung der analytischen Praxis Abstand zu nehmen und die herkömmlichen *standards*, d.h. die Zeitkriterien, denen sie unterworfen war und noch immer ist, aufzubrechen, umso mehr suchte er die Nähe zum wissenschaftlichen Diskurs, zuerst zur Linguistik und Anthropologie, späterhin zur Logik und Mathematik. Nicht ausgemacht ist, was er dabei von einer – unbewußt oder implizit – normativen Gewalt oder auch einem kreativen Umgang mit den Normen stillschweigend übernommen hat. Eine kritische Lektüre, die sich Lacans Bezugnahme auf den wissenschaftlichen Diskurs zuwendet, müßte zuerst danach fragen, inwiefern er sich selbst mit der Norm und Normativität in jeglichem Sprechen und Handeln auseinandergesetzt hat oder inwiefern seine Aussagen noch das Produkt einer unartikulierten, in seinem Diskurs vielleicht nicht artikulierbaren Norm sind?

In seinem Seminar über *Die Bildungen des Unbewußten* aus dem Jahr 1957-58 weist er zuerst ausführlich auf die Vatermetapher (*la métaphore*

paternelle) und die *drei Zeiten* des sogenannten Ödipuskomplexes hin. Die Sitzungen, in denen er diese zeitliche Fügung der ödipalen Komplexität entwickelt, stellen einen Höhepunkt seiner ersten Seminare, vielleicht seiner Lehrtätigkeit schlechthin dar. Er hat sich auch in späteren Jahren, direkt oder indirekt, immer wieder darauf bezogen. Es handelt sich aber auch um eine der diskutabelsten Stellen, die einer kritischen Beleuchtung bedürfen. Wenn er dort dem Ödipuskomplex explizit eine normativierende, d.h. normalisierende Funktion beimißt,⁹ so betrifft sie nicht nur die moralische Struktur des Subjekts und seinen Bezug zur Realität, sondern auch und vor allem die Annahme seines Geschlechts (*l'assomption de son sexe*). Dieser haftet jedoch in der Psychoanalyse eine gewisse Zweideutigkeit (*ambiguïté*) an.¹⁰

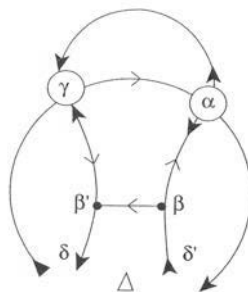
Bei den angesprochenen Registern (Moral, Realität, Geschlecht) handelt es sich um Schwer- bzw. Kristallisationspunkte der drei psychischen Grundstrukturen: Neurose, Psychose, Perversion. Mit *assomption* ist weniger eine bewußte Entscheidung als die Unterwerfung unter eine sprachliche, logische, d.h. normative Instanz gemeint. Von da aus ließe sich das dialektische Paar von Perversion und Normativität überdenken oder erstmals entwickeln und somit das Kapitel der Perversionen neu schreiben. Das würde jedoch den Rahmen dieses Vortrags überschreiten.

Norm und Unbewußtsein

Die Frage, die ich hier mehr andeuten als entwickeln kann, ist jene nach einem möglichen Beitrag der Psychoanalyse zur Problematik der Norm. Zunächst wäre zu klären, inwiefern die Norm, die normative Gewalt, im analytischen Diskurs selbst am Werk ist und was er ihr zu verdanken hat. Welches ist vor allem der Bezug des Unbewußten zur Norm? Unter den Bildungen des Unbewußten zeigt vielleicht der Witz am anschaulichsten, inwiefern in jedem Sprechen eine Norm mitspricht, der es nicht gerecht wird, sogar manchmal widerspricht, ohne welche jedoch jeglicher Aussagegewert verloren ginge. Ohne Norm gäbe es keinen Witz, wäre das abweichende, abwegige Sprechen als solches nicht einmal zu erkennen. Der gute Witz besteht in einer subtilen, kaum einer groben Variante dessen, was man sagen kann, darf oder soll. Diese drei Begriffe Kants klingen in jedem Witz mehr oder weniger mit, am ehesten vielleicht noch in diesem jiddischen Witz, der unter Freuds Feder zu einem Bestseller wurde und den ich hier etwas frei wiedergeben möchte:

Kommt der arme Lazarus zu Salomon Rothschild und bittet ihn um etwas Geld. Rothschild, der ihn gut kennt, ist erstaunt über die Höhe der Summe, die jener aber damit rechtfertigt, daß seine Tochter bald heiraten werde und alles an den Verhandlungen über die Mitgift zu scheitern drohe. Rothschild, der einen guten Tag hat, läßt sich erweichen und gibt Lazarus das erwünschte Geld. Etwas später begegnen sich beide wieder im besten Restaurant der Stadt. Rothschild kommt zu einem Geschäftsessen und ist verblüfft, dort seinen armen Bittsteller vorzufinden. Dieser ist im Begriff, genüßlich sein Leibgericht, Lachs mit Mayonnaise, zu verzehren und scheint kaum überrascht, seinen Gönner dort wiederzusehen, der ihn anfaucht: »Wieso sagst du mir, du brauchst das Geld für die Hochzeit deiner Tochter und gibst es aus für das teuerste Gericht im besten Restaurant der Stadt?« Woraufhin Lazarus ganz entrüstet antwortet: »Salomon, ich kann dich nicht verstehen. Wenn ich kein Geld habe, kann ich nicht essen Lachs mit Mayonnaise, wenn ich Geld habe, darf ich nicht essen Lachs mit Mayonnaise. Also wann soll ich eigentlich essen Lachs mit Mayonnaise?«¹¹

Ich weiß nicht, ob derjenige, der den Witz erfunden, zuvor Kant gelesen hat. Aber eine bessere Variation auf die drei nach ihm benannten Fragen kann ich mir nicht vorstellen. Von der Anfangslüge ist nicht mehr die Rede, weil etwas ganz anderes zur Sprache kommt – das Objekt des Begehrens –, das verständlicherweise nicht zugegeben werden kann, ja unsagbar ist. Nicht immer hat der Witz eine solch vollendete Struktur. In jedem Witz spricht etwas anderes mit als das, was gesagt wird, so als ob wir es mit einer Übereinanderschichtung und Überschneidung von mehreren Sprachen oder Sprachebenen zu tun hätten. Lacan versucht diesen Vorgang in einer Graphik – seinem *graphie*¹² – darzustellen, auf welcher der *discours courant* δ '- δ der Alltagssprache von der Signifikantenkette geschnitten wird:



Aus dem Schema geht hervor, daß der Diskurs orientiert ist und die Signifikantenkette in der entgegengesetzten Richtung kreuzt, so daß der Punkt α dem Punkt γ auf der Ebene der chronologisch geordneten Alltagssprache vorausgeht, auf jener der logisch geordneten Signifikantenkette aber folgt. Ein nicht unwesentlicher Teil des Diskurses wird über β - β' abgezweigt und geht an der Signifikantenkette vorbei, wird sozusagen an ihr nicht schwanger. Auf diesem Weg kommt nur ein nichtssagendes Sprechen zustande, eine Gesprächsmühle, die wir auch bei einigen Patienten vorfinden oder bei all jenen, die manchmal viel sprechen, ohne etwas zu sagen.

Die beiden Sprachebenen werden noch durch jenen klassischen Witz illustriert: Zwei alte Freunde treffen sich auf dem Bahnsteig in Warschau. Sagt der eine zum anderen: »Ich kann dich nicht verstehen. Du sagst mir, du nimmst den Zug nach Krakau, damit ich denke, du fährst nach Lemberg. Jetzt aber sehe ich, du steigst wirklich in den Zug nach Krakau. Also, warum lügst du?«¹³ Die Lüge, d.h. die andere Spracheebene, welche der andere Witz erst am Ende aufdeckt, hat hier bereits stattgefunden. Sie ist von vornherein mit der Dimension der Sprache gegeben. Vorausgesetzt wird ein tiefes Verständnis ihrer metaphorischen Struktur, wobei am Ende die Wahrheit sich als die wirkliche Lüge herausstellt. Unübertreffbar!

Man spricht vom »jüdischen Witz«. Es handelt sich um den tiefen jüdischen Geist, der in und mit Freud durchbricht, der aber für einen guten Teil Europas unerträglich geblieben war. Ich weiß nicht, ob er es heute mehr als damals ist. Um ihn zu verstehen genügt es nicht, sich rein intellektuell damit zu beschäftigen. Auch dies kann bitterer Ernst sein. Beim Bahnsteig abstrahiere ich für einen Moment davon, daß man auch von anderen Zügen hätte sprechen können. Ich brauche nur ein Wort oder einen Ort zu ändern, und der Witz wird zur Tragik.

Dieser Witz ist paradigmatisch für die Logik des Unbewußten. Es ist »wie eine Sprache strukturiert«,¹⁴ die zwar einer Norm unterworfen ist, der sie sich jedoch immer wieder entzieht. Mit dem ersten Sprechen, über den Umweg der Muttersprache, wird das Unbewußte übertragen, aber anders als es »ist«. Es verliert dabei seinen ontologischen Status. Das Unbewußte gibt es nämlich nicht an sich, sondern nur im Unterschied zu sich selbst. Es ist deshalb der Ort der Differenz schlechthin. Streng genommen lernt das Kind nicht die Sprache seiner Mutter, sondern von Anfang an lernt es zwischen ihren Worten zu hören und zu sprechen, behauptet es seine Differenz. Daraus entwickelt sich die Metapher, die Fähigkeit mit den Worten zu spielen, die es erlaubt, die Sprache immer wieder zu erfinden.

Diese ursprüngliche Sprachlust scheint dem Psychotiker weitgehend abzugehen und ist auch aus unserem Sprachunterricht zum Teil verschwunden. Wenn er nur darauf hinausliefe, Normen – Syntax, Grammatik, Wortschatz, von der Rechtschreibung nicht zu sprechen – einzupauken, würde er am Wesentlichen vorbeigehen.

Das Unbewußte, als Wissen der Sprache, im Doppelsinn des Genitivs, übermittelt weder ein Wissen über die Norm, noch ein der Norm entsprechendes Wissen. Es stellt vielmehr den verdrängten – oder den ›verfemten‹ (*la part maudite*)¹⁵ – Teil des Subjekts dar, von dem es zunächst nichts wissen will. Um seine irreduzible Differenz darzustellen, die sich der Norm der Umgangssprache entzieht, bedarf es dieses ›anormalen‹ Teils seiner selbst, der ihm als Symptom entgegenkommt. Während die Psychiatrie das Symptom außerhalb der Norm festzuschreiben und die Psychotherapie das Individuum in die Norm einzuschreiben versucht, vermag die Psychoanalyse weder das eine noch das andere. Sie versteht das Symptom als ein Produkt der normativen Gewalt der Sprache, d.h. des Unbewußten und somit der Kreativität des Subjekts. Deshalb geht es ihr auch nicht darum, das Symptom zum Verschwinden zu bringen, sondern als eine genuine Aussage des Subjekts des Unbewußten zu deuten.

Freud und Husserl

In Kapitel VI der *Traumdeutung*¹⁶ befaßt sich Freud fast ausschließlich mit den hier aufgeworfenen Fragen. Es wäre interessant, einige Auszüge davon in einer Seminararbeit zu erläutern und sie mit einem anderen bahnbrechenden Werk zu vergleichen, das in demselben Jahr erschienen ist und dessen Verfasser ebenso wie Freud ein Schüler Franz Brentanos war. Es handelt sich um Edmund Husserls *Logische Untersuchungen*, in denen er die Logik explizit als »normative« und speziell als »praktische Disziplin« bezeichnet. Ich begnüge mich damit, einen Gedanken aus dem Paragraphen 14 zu zitieren, dem er selbst besondere Bedeutung beimißt:

»[...] daß jede normative und desgleichen, jede praktische Disziplin auf einer oder mehreren theoretischen Disziplinen beruht, sofern ihre Regeln einen von dem Gedanken der Normierung (des Sollens) abtrennbaren theoretischen Gehalt besitzen müssen, dessen wissenschaftliche Erforschung eben jenen theoretischen Disziplinen obliegt.«¹⁷

Der Gedanke der Normierung trägt noch die Spur der Norm des Denkens und ist als solcher in sich gespalten. Wichtig ist vor allem die Art des Un-

terscheidens zwischen praktischen und theoretischen Disziplinen. Nach Husserl beruhen erstere auf letzteren, insofern sie einen von der Normierung abtrennbaren Inhalt besitzen. Er ist jedoch deshalb nicht jeder Norm enthoben, sondern begegnet dieser als Instrument der Spaltung zwischen Praxis und Theorie. Konsequenterweise muß man ihr – der Norm – eine begründende Funktion für beide einräumen. Nicht ausgemacht ist damit, wie sie sich auf beiden Ebenen auswirkt. Für Husserl fällt diese Unterscheidung mit jener von Sollen und Sein überein, wozu er weiter ausführt:

»Erwägen wir, um dies klarzustellen, zunächst den Begriff der normativen Wissenschaft in seinem Verhältnis zu dem der theoretischen. Die Gesetze der ersteren besagen, so heißt es gewöhnlich, was sein soll, obschon es vielleicht nicht ist und unter den gegebenen Umständen nicht sein kann; die Gesetze der letzteren hingegen besagen schlechthin, was ist. Es wird sich nun fragen, was mit dem Seinsollen gegenüber dem schlichten Sein gemeint ist.«¹⁸

Daß Seinsollen nicht ohne Sein auskommt (auch wenn es nicht ist, nicht sein kann ...), heißt aber nicht, die Norm ontologisch begründen zu wollen. Sie ist immer in einer Beziehung zu oder auf etwas zu verstehen. Sie ist nicht substantiell, sondern nur relationell begründet.

Mit dem Verzicht auf den Essentialismus der Norm soll jedoch keinem Relativismus Vorschub geleistet werden. Ein Sollen findet seinen möglichen, mehr als wirklichen Grund darin, daß es ein Sein geben kann oder darf. Das Sein entspricht weniger einer ontologischen Möglichkeit oder Notwendigkeit als einem Dürfen, einem Erlauben, die nur von einer anderen Instanz, die nicht mehr ontologisch begründet ist, ausgesprochen werden können. In Frage stehen also die Beziehung und Differenzierung von Sollen und Sein, Wert und Tatsache, die Husserl im Sinne einer klaren Trennung beider Bereiche entschieden hat.

Bei Freud finden wir eine anders orientierte Unterscheidung vor, die uns einen Einblick in die Normierung des von ihm gestalteten Feldes gewährt:

»Traumgedanken und Trauminhalt liegen vor uns wie zwei Darstellungen desselben Inhalts in zwei verschiedenen Sprachen, oder besser gesagt, der Trauminhalt erscheint uns als eine Übertragung der Traumgedanken in eine andere Ausdrucksweise, deren Zeichen und Fügungsgesetze wir durch die Vergleichung von Original und Übersetzung kennenlernen sollen.«¹⁹

Zwischen Traumgedanken und Trauminhalt findet eine Verschiebung der Wertung, »eine völlige Umwertung aller psychischen Werte«,²⁰ unter der Voraussetzung einer Übertragung oder Übersetzung statt. Der Traumge-

danke ist, nach Freud, an sich verständlich, während der Trauminhalt einer Deutung bedarf. Er entspricht einer Bilderschrift, einem Rebus, in dem jedes Zeichen in die Sprache der Traumgedanken zurückübersetzt, jedes Bild durch eine Silbe, ein Wort ersetzt werden kann. Der Trauminhalt ist knapp, armselig, lakonisch, der Traumgedanke dagegen reichhaltig, umfangreich. Die Traumbildung besteht in der Produktion einer »anormalen« Sprache, die unsinnig erscheint, die aber mit oft witzigen Mitteln den normativen Anspruch des Verbots, der Zensur überlistet oder überschreitet, um dem Ausdruck zu verleihen, was nicht gesagt werden kann, darf oder soll.

Die Traumdeutung – darauf kommt es an – besteht nicht in der Einführung einer Norm, die es erlauben würde, das Sinnlose sinnhaft zu machen, sondern darin, dem Abwegigen, Abirrigen der Sprache seine Berechtigung zu lassen oder erst zu verleihen. Nur so vermag ein Subjekt den Weg zum eigenen Sprechen oder zu einem Platz in der Sprache zu finden. Die Unterscheidung, die Freud vornimmt, zielt auf eine »Umwertung« aller – logischen, ethischen – Werte. Das heißt aber nicht, daß er sie über Bord werfen, sondern daß er sie neu lesbar machen möchte.

Zum Schluß

Die Frage, die ich hier mehr andeuten als ausarbeiten konnte, ist jene nach der Funktion und Bedeutung der Norm und des normativen Denkens für die Psychoanalyse. Meine Hypothese ist, daß mit dem ersten Auftreten des Unbewußten in den Schriften Freuds eine Normativität mitspricht, die nicht nur einen neuen Bereich des Wissens erschlossen hat, sondern konstitutiv für eine neue Diskursivität geworden ist. Das bedeutet jedoch nicht, daß diese damit bereits zur Wissenschaft geworden wäre.

Die Frage der Norm und Normativität hat sich erst allmählich einen Weg durch das 20. Jahrhundert gebahnt. Ich will mich zum Schluß mit dem Hinweis auf eine Normenlogik begnügen, die in den 50er Jahren, zeitgleich mit dem Beginn von Lacans Lehrtätigkeit, in den Arbeiten Georg Henrik von Wrights, einem Schüler Wittgensteins, und einiger anderer entwickelt wurde. Die Zukunft wird zeigen, ob sie auch für die Psychoanalyse von Belang sein wird. Den Anfang macht ein Aufsatz aus dem Jahre 1951, in dem der Begriff der »deontischen Logik«²¹ geprägt wurde. In der psychoanalytischen Theorie wurden davon bisher fast ausschließlich die Modi der Wahrheit und des Wissens behandelt. Ein großer Teil

der Überlegungen Lacans kreisen um erstere, wozu die Begriffe des Notwendigen, Möglichen und Kontingenten gehören, weniger um letztere, welche die Begriffe bzw. Logik des Verifizierens, Falsifizierens und Entscheidens betreffen. Sie werden von der Epistemologie gefordert, damit ein Diskurs sich als wissenschaftlich erweise. Mit den Modi des Sollens beschäftigt sich die eigentliche Normenlogik. Dazu gehören die Begriffe des Gebotenen, Erlaubten, Verbotenen, die im analytischen Diskurs vielleicht am ehesten einen Platz beanspruchen, bisher aber nicht auf ihre logische Struktur hin untersucht wurden. Vielleicht läßt sich von hier aus eine Richtung definieren, welche die Forschung in den nächsten Jahrzehnten wird einschlagen können.

Anmerkungen

- 1 Michel Foucault: »L'extension sociale de la norme«, in: ders., *Dits et écrits III*, Éd. établie sous la dir. de Daniel Defort, Paris 1994, 75.
- 2 Ebd., 75-76.
- 3 Michel Foucault: »Pouvoir et corps«, in: ders., *Dits et Écrits II*, Éd. établie sous la dir. de Daniel Defort, Paris 1994, 759.
- 4 Michel Foucault: *Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines*, Paris 1966; [= *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, übersetzt von Ulrich Köppen, Frankfurt am Main 1988].
- 5 Georges Canguilhem: *Mort de l'homme ou épuisement du cogito?* in: *Critique* (Vol. 242), Minuit, Paris Juli 1967, 612.
- 6 Michel Foucault: *Le pouvoir psychiatrique*, Collection Hautes-Études, Paris 2003.
- 7 Sigmund Freud: *Briefe an Wilhelm Fließ. 1887-1904*, ungekürzte Ausgabe, hrsg. von Jeffrey Moussaieff Masson, deutsche Fassung von Michael Schröter, Frankfurt am Main 1986, 253 und 263f.
- 8 Jacques Lacan: *Les formations de l'inconscient. Le séminaire. Livre V*, Paris 1998, 307.
- 9 Ebd., 162.
- 10 Ebd., 165.
- 11 Vgl. Sigmund Freud: *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten*, in: ders., *Gesammelte Werke* [GW] I-XVIII Bde. und Nachtragsband, Frankfurt am Main, ⁶1976ff, hier GW VI, 51.
- 12 Lacan, *Les formations de l'inconscient*, 16.
- 13 Vgl. Freud, *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten*, GW VI, 127.
- 14 Nach einer fast »kanonisch« gewordenen Definition Lacans.
- 15 Nach einem Ausdruck von Georges Bataille: *L'érotisme*, Paris 1957.
- 16 Freud, »Kapitel VI. Die Traumarbeit«, in: ders., *Die Traumdeutung*, GW II/III, 283-512.
- 17 Edmund Husserl: *Logische Untersuchungen I. Prolegomena zur reinen Logik*, Tübingen 1980, 40.
- 18 Ebd.
- 19 Freud, *Die Traumdeutung*, GW II/III, 283.
- 20 Ebd., 335 und 520.
- 21 Vgl. Georg H. von Wright: »Deontic Logic«, in: *Mind* (60), 1951, 1-15; in deutscher Übersetzung vgl. ders., »Deontische Logik«, in: Georg H. von Wright, Hans Poser (Hg.), *Handlung, Norm und Intention. Untersuchungen zur deontischen Logik*, Berlin 1977, 1-17.

Was wirkt?

Diese Frage an die Psychoanalyse macht in einem ersten Schritt den Versuch einer Klärung dessen nötig, was das Wort *wirken* sagen könnte, also in welche Richtung eine eventuelle Wirkung geht. Wirksam, effektiv sein impliziert bestimmte Dinge, die die Psychoanalyse nur schlecht bieten zu können scheint. Deswegen scheint sie ›out‹ zu sein, schon am Schwinden, eigentlich nur noch eine anachronistische Fußnote der Geschichte, zumindest in Bereichen eines öffentlichen Diskurses, dem es sehr um eine bestimmte Art von Effektivität geht. Da ist es schon verwunderlich, daß es noch Leute gibt, die viel Zeit und manchmal auch Geld einsetzen, um eine Psychoanalyse zu machen. So scheint jemandem, der leidet und auch den Eindruck hat, daß dies Leiden etwas bedeuten könnte – etwa, daß es mit etwas ihm bisher nicht Zugänglichen in Verbindung steht, daß sich etwas Unerträgliches immer wieder zeigt, um das das Subjekt nur kreisen kann –, die Psychoanalyse noch etwas bieten zu können, was im üblichen Diskurs der Effektivität nicht vorkommt. Oft fallen in den Vorgesprächen Äußerungen derart, daß der Analysant vom Analytiker zunächst eine Art medizinische, zielgerichtete, eben wirksame Behandlung seiner Symptome erwarte. Nach einer ersten Verwunderung, manchmal auch Verwirrung aufgrund einer merkwürdigen und ungewohnten Weise zu sprechen, stellt sich manchmal eine positive Überraschung ein, die oft mit einer deutlichen (nicht unbedingt anhaltenden) Veränderung seiner Verfassung einhergeht, über die er

sagt, er wisse eigentlich gar nicht, warum sich etwas verändert habe. Dieses Nichtwissen wird auch oft in fortgeschrittenen Phasen der Analyse geäußert. Ob dieses Nichtwissen, warum sich etwas in einer Analyse ändert, auch auf seiten des Analytikers besteht, soll hier zum Thema gemacht werden.

In einem ersten Klärungsversuch möchte ich skizzieren, was im geläufigen und auch wissenschaftlichen Diskurs als *wirksam gilt* und einen Kontrast herstellen zu dem, was in der Psychoanalyse *wirken könnte*. Naheliegend ist es, an einen therapeutischen Effekt im medizinischen Sinne zu denken. Obwohl die Psychoanalyse immer eine besondere Verbindung zur Medizin hatte und hat, sowohl was die Umstände ihrer Erfindung, als auch die ihrer Praxis betreffen, ist es doch wichtig, auf einen Unterschied zur Medizin hinzuweisen, nämlich daß der Analytiker nicht heilen will. Freud warnt davor: Nur nicht heilen wollen!¹ Etymologisch bemerkenswert ist, daß das Wort *heilen* neben der Bedeutung »gesund machen« die von »kastrieren«, »dem männlichen Tier durch Wegschneiden der Hoden die Wildheit nehmen, damit es vor den Pflug gespannt werden kann«² hat. In der Psychoanalyse dreht es sich auch um Kastration, aber nicht im veterinärmedizinischen Sinne, sondern es geht um eine besondere Art Wildheit, auf die zu verzichten ist.

Hier zeigt sich eine merkwürdige Zuordnung des Begriffs *heilen* und des Bedeutungsfeldes *hemmen, verzichten, vermeiden*, das ja üblicherweise mit Krankheit bzw. den Folgen von Krankheit verbunden wird. Heilung bedeutet im psychoanalytischen Sinn, auf die zentrale Problematik des Ödipus bezogen, die Grenze anzuerkennen, die durch das väterliche Gesetz gezogen wird und mit ihm das Verbot des angestrebten Objekts ausspricht. Dem Ödipusschema zufolge wäre das vom Kind angestrebte Objekt die Mutter und es geht in der Analyse um den Verzicht auf dieses Objekt; und Verzicht nun ist eigentlich etwas, was nicht unbedingt mit Heil, Glück in Verbindung gebracht werden kann, sondern auf den ersten Blick einem Symptom, einer Einschränkung von optimaler Gesundheit zuzugehören scheint. Krankheit, nach psychoanalytischem Verständnis, hingegen wäre der Versuch, eine solche Begrenzung, einen solchen Verzicht zu vermeiden, auf dem ursprünglich angestrebten Objekt zu beharren. Diese Formulierungen sollen nicht heißen, daß es um einen bewußten Verzicht, eine bewußte Einsicht in die Notwendigkeit geht. Die Psychoanalyse verspricht also aus konventioneller Sicht nicht das Heil, auch nicht das Glück oder Freiheit von allen Einschränkungen;

sondern umgekehrt geht sie davon aus, daß Verzicht und Verlust dem Subjekt Freiraum ermöglichen.

Nun gibt es das oft zitierte Freudsche Diktum, daß in der Analyse die Leistungs- und Genußfähigkeit³ wiederhergestellt werden soll. Freud betont, daß der Neurotiker das, was er in seiner Phantasie wünscht und anstrebt, in der Realität meidet, er kann also nicht handeln. Dieser Zustand soll geändert werden, so daß er, wie Freud es oft formuliert, Ordentliches leisten können soll.

Des weiteren wäre an eine Auflösung der von dem Analysanten zu Beginn einer Analyse beklagten Symptome zu denken. Nun ist in der Auffassung der Analyse ein Symptom nicht wie in der Medizin ein Zeichen für eine dahinter liegende Krankheit, sondern, wenn man Freud folgt, eine Kompromißbildung zwischen einem unbewußten Wunsch und dem entsprechenden Verbot; als ein Symptom wären etwa eine Zwangsvorstellung oder eine Konversion in körperliche Beschwerden aufzufassen, wobei das Symptom als eine voll gültige Triebbefriedigung angesehen wird, die allerdings mit Leiden und Einschränkungen verbunden ist. Falls eine völlige Lösung des Symptoms möglich wäre, ohne ein Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten⁴ und damit ohne Veränderungen durch das Sprechen beim Analysanten, wäre, nach der Theorie der Psychoanalyse über die Symptombildung, auch der unbewußte Wunsch als ein Teil der symptomatischen Kompromißbildung beseitigt. Man könnte dann von einem von allen seinen Symptomen umstandslos befreiten Subjekt sagen, es sei buchstäblich wunschlos glücklich. Es gibt, im Verlauf einer Analyse, auch spontan oder unter veränderten Umständen ein Verschwinden von Symptomen. Dies bedeutet aber keine Rückkehr zu einem normalen, integren, unbeschädigten Zustand, sondern, da unbewußte Wünsche unzerstörbar und zeitlos sind, muß der entsprechende Wunsch andere Wege gefunden haben, sich zu realisieren; so kann z.B. ein körperliches Symptom in einen anderen körperlichen Bereich verschoben werden. Hier besteht ein wesentlicher Unterschied u.a. zur klassischen Verhaltenstherapie, in der davon ausgegangen wird, daß ein Symptom als ein unangebrachtes, erlerntes Verhalten gelöscht und dafür ein adäquateres neu gelernt werden kann.

Zum anderen impliziert die Rückkehr zu einem scheinbar integren Zustand von Gesundheit die Vorstellung von einem idealen Zustand. Wenn der Analytiker sich eine derartige Idealvorstellung macht, zu der er den Analysanten sozusagen hinführen will, artet dies bestenfalls in eine Indoktrination aus. Selbst wenn er dieses Ziel zu Beginn der Behandlung

mit dem Analysanten aushandelte, würde ein starres Bild fixiert und zur Leitlinie erhoben. Es ist dann eigentlich alles schon gelaufen, die Analyse wäre nur noch ein Vollzug unter der Herrschaft eines Ideals. Ideale und Idealisierungen sind in der Analyse aber Phänomene, die analysiert werden müssen.

Für den Platz, den die Psychoanalyse z.Zt. im Gesundheitswesen, also als Kassenanalyse, noch einnimmt, bedeutet dies nichts Gutes. Denn mit dem Versuch, therapeutische Wirkungen im Rahmen einer wissenschaftlichen Evaluation zu operationalisieren und quantitativ zu erfassen, sind die zuletzt genannten Vorstellungen der Verhaltenstherapie sehr viel kompatibler als die psychoanalytischen.

Die Evaluation der Wirkungen der verschiedenen psychotherapeutischen Schulen, und eben auch der Psychoanalyse, mit wissenschaftlichen Methoden soll ermöglichen, objektiv vergleichen zu können, was aus der Sicht einer Institution wie der Krankenkasse verständlich ist, da sie ja irgendein fixiertes, nachvollziehbares Verfahren haben muß, um die Verteilung der Gelder der Versicherten rechtfertigen zu können. Die Psychoanalyse hat hier einen schweren Stand, weil es bei ihr um das Unbewußte, das Subjekt geht, das bei den Evaluationsverfahren nicht erfaßt und berücksichtigt werden kann, sondern gerade durch Objektivierung verschwindet.⁵ Je mehr die Psychoanalyse sich bemüht, vor dieser wissenschaftlichen Überprüfung zu bestehen, desto mehr muß sie das, was sie ausmacht, aufgeben. Außerdem wird hier, aus psychoanalytischer Sicht, ein Garant der Wahrheit oder eher der Gewißheit, den die wissenschaftliche, objektivierende Methode abgeben soll, gesucht. Diese Methode soll von außen, neutral, objektivierend, ohne subjektive Verzerrung, intersubjektiv nachvollziehbar, wie es heißt, sicherstellen, daß man sich auf die Bewertung und die Vergleiche zwischen den verschiedenen Methoden verlassen kann. In Lacanscher Terminologie: Ein Anderer des Anderen wird somit unterstellt, ein quasi archimedischer Punkt, der außerhalb der symbolischen Ordnung, die für das Subjekt konstituierend ist, stehen müßte; er würde zwecks Vergleichbarkeit (und damit Kontrolle) indirekt und bestimmend in den Prozeß der Analyse hineinwirken, was für die psychoanalytische Praxis Probleme aufwirft: Sie wird unter solchen Umständen tendenziell zum bürokratisch genehmigten Genuß, zum Vollzug einer von einer eigentlich unangreifbaren Instanz genehmigten Maßnahme. Dies klingt sicher sehr düster und pessimistisch, dennoch ist es, meines Erachtens, durchaus möglich, im Rahmen der Krankenkassen eine Psychoanalyse zu machen. Diese be-

sonderen Probleme der Psychoanalyse, die sie mit der Reglementierung durch die Krankenkassen hat, verweisen lediglich darauf, daß die Psychoanalyse sich nicht so ohne weiteres in den Rahmen staatlicher Fürsorge einfügen kann, weil sie nicht das Glück, die Wohlfahrt, die Abwesenheit von Schmerzen und Leid verspricht.⁶ Man kann, etwas allgemein gefaßt, sagen, daß es in der Kur darum geht, dem Subjekt zu ermöglichen, etwas (anderes) anzuerkennen, in dem Sinne, daß sich etwas nicht immer gleich wiederholen muß, daß es Auswege aus Sackgassen geben könnte, daß man sich auf solche Auswege einlassen könnte, ohne vorher zu wissen, wohin diese führen. Im Gegensatz zu allen anderen psychotherapeutischen Richtungen und Schulen ist das – vor allem wenn es forciert angestrebt wird – optimierte, sozusagen störungsfreie Funktionieren selbst ein Symptom, worauf ich schon oben im Zusammenhang mit der merkwürdigen Kombination von heilen, verzichten und hemmen hingewiesen habe, während das Dysfunktionelle, Verfehlte, mit Mängeln und Einschränkungen Behaftete anzuerkennen ist. Und diese beiden Richtungen stehen in der Tat in einem konträren Verhältnis zueinander. Die Psychoanalyse interessiert das, was fehlgeht, mangelt, scheitert; weil dies, aus ihrer Sicht einen Zugang zum Unbewußten und damit zum unbewußten Wunsch ermöglicht.

Für den Mainstream der kassenärztlich anerkannten Psychoanalyse gilt aber, daß die mit der Anpassung an die Effektivitätskriterien der Krankenkasse verbundenen Veränderungen der Grundlagen der Psychoanalyse als Weiterentwicklung und Fortschritt angesehen werden. Um den im Gesundheitswesen bisher weitgehend anerkannten Platz der dominierenden Richtung der Psychoanalyse doch noch zu sichern, wird verstärkt versucht, Kontakt zu der z.Zt. in der Öffentlichkeit als Führungs- oder Leitwissenschaft gehandelten Neurowissenschaft aufzunehmen, um so einen gesellschaftlich hoch geschätzten Garanten für die Relevanz der Psychoanalyse zu gewinnen. Es wird auch von Analytikern argumentiert, die Neurowissenschaften als *hard science* würden zunehmend mit ihren Ergebnissen die theoretischen Annahmen der Psychoanalyse bestätigen, u.a. könnten z.B. Wirkungen einer analytischen Kur mit den Methoden der Neurowissenschaften, also in Form von Bildern, die die Kernspintomographie vom Gehirn liefert, nachgewiesen und bestätigt werden. Dies heißt, in der Lacanschen Terminologie, scheinbar einen direkten Zugang zum Realen zu haben, den Sprachvorhang beiseite zu schieben und dahinter direkt die *hardware* beurteilen zu können, wobei das Groteske bis Naive dieses Vorhabens auch dadurch deutlich wird,

daß der Rahmen und die Basis, auf der die Daten interpretiert werden, von bestimmten, ex- oder implizit gegebenen psychologischen Annahmen gebildet werden; also es wird z.B. davon gesprochen, daß die Neuronen kommunizieren, miteinander konkurrieren usw., so daß sich die Psychoanalyse letztlich von einer impliziten Psychologie, die durch beeindruckende apparative Bilder und Daten gestützt wird, beurteilen lassen muß.⁷ Natürlich schließt das nicht aus, daß sich durch die Neurophysiologie Eingriffsmöglichkeiten ergeben, mit denen auf der psychischen Ebene Wirkungen erzielt werden können. Freud hat zwar immer betont, daß die psychoanalytische Theorie eine vorläufige sei und von späteren Entdeckungen der Physiologie bzw. Endokrinologie dann sehr viel zutreffendere und passendere Theorien und Erkenntnisse zu erwarten seien, andererseits hat er es sehr früh aufgegeben und dann auch davor gewarnt, hirnanatomische Parallelen zur Theorie seines psychischen Apparats zu suchen.

Sie sehen: Die Psychoanalyse steckt gewissermaßen in einer Zwickmühle. Sie darf sich nicht den Erfordernissen der wissenschaftlichen Objektivierung und Operationalisierung anpassen, darf aber auch nicht den Anschluß an die benachbarten wissenschaftlichen, kulturellen und sozialen Bereiche verlieren, will sie nicht zu einer anachronistischen Fußnote verkommen.

Nach einem ersten Umkreisen dessen, was *wirkt* bzw. dessen, was es nicht heißen könnte, möchte ich zum ersten Wort der Überschrift *Was wirkt?* kommen, dem *Was*. Auffällig ist, daß die verschiedensten psychoanalytischen Schulen in ihrer Praxis eine Wirkung zu haben scheinen, wobei der theoretische Bezugsrahmen so verschieden ist, daß eine Verständigung zwischen Vertretern der betreffenden Schulen zum Teil kaum möglich ist. Was wirkt also: die theoretische Ausrichtung mit den daraus abgeleiteten Konsequenzen für die Behandlung, also eine Technik, vielleicht sogenannte *unspezifische Faktoren*, das Setting, der praktische Rahmen wie regelmäßige Termine über einen längeren Zeitraum? Der Psychoanalyse und der Psychotherapie insgesamt kritisch gegenüberstehende Autoren behaupten, gestützt auf verschiedene empirische Vergleichsstudien, daß psychoanalytische und psychotherapeutische Methoden keinen Effekt hätten, daß es bei ausreichend großen Stichproben keine signifikanten Unterschiede im Verlauf von psychotherapeutisch Behandelten und Unbehandelten mit ähnlicher Problematik bzw. Störung oder Erkrankung gäbe. Die professionelle Qualifikation hätte dann nur die Funktion, den Psychotherapeuten in seinem Selbstver-

ständnis zu stützen, ihm zu helfen, sich im Verhältnis zum Patienten als derjenige aufrechtzuerhalten, der es besser weiß und kann, der deswegen auch berechtigt ist, dem Patienten etwas zu sagen, auf ihn einzuwirken; dadurch könnte der Analytiker auf der einen Seite der Barriere bleiben.

In den Vorgesprächen fragen Analysanten oft, wie es ihnen denn besser gehen soll, wie die Behandlung wirken soll, wenn sie keine Ratschläge bekommen, wenn sie nicht emotional direkt unterstützt werden und ihr Gegenüber nichts sagt, wobei offensichtlich eine Situation, in der das Gegenüber nicht das sagt, was erwartet wird, so erlebt wird, als ob das Gegenüber nichts sagen würde, obwohl es sehr wohl öfter spricht.

Eine erste Annäherung in dieser Situation an die Frage *was wirkt* oder *wie könnte es wirken* kann versucht werden, indem darauf verwiesen wird, daß es in dem Satz *Ich will mich verändern* zwei Ichs gibt: einmal das *mich* als objektiviertes Ich, das sozusagen auf den Untersuchungstisch gelegt wird, das erforscht, manipuliert wird, und andererseits das *ich* als Subjekt – Subjekt jetzt im grammatikalischen Sinn – der Tätigkeit des Veränderns. Das objektivierte *mich*, das untersucht und verändert werden soll, ist also nicht alles, es entschlüpft immer das *Ich* als Subjekt. Anders gesagt: Man kann seine gesamte Körperoberfläche mit den nötigen Verrenkungen betrachten, nur die eigenen Augen – ohne Hilfsmittel Spiegel – wird man nie betrachten können. Nun geht es in der Psychoanalyse aber vor allem um dieses Subjekt, in das sich, wenn die Analyse nur das objektivierte *mich* anvisiert, alles Wichtige wie in ein Reservat flüchtet. Es geht hier nicht um sprachtheoretische Spieleereien, sondern um ein großes Problem der Richtung der Psychoanalyse, die auf diesen Weg der Objektivierung eines Teils des Ichs setzt.

Demnach, wie z.B. in der Ich-Psychologie und den meisten anderen Richtungen der Psychoanalyse, würde das Ich als Subjekt zum gesunden Teil des Ich, zum zuverlässigen Kooperationspartner einer therapeutischen Allianz, in der sich beide: das gesunde Ich und der Analytiker den kranken Teil vornähmen. Dies läuft darauf hinaus, daß sich der Analysant letztlich mit dem Analytiker identifizieren muß, da dieser als Fachmann in vielerlei Hinsicht besser, kompetenter zu sein scheint. Er muß dessen Vorstellungen, dessen System übernehmen und hat dies dann im Nacken sitzen, was durchaus Wirkung entfaltet.

Hier stellt sich jetzt das Problem der Übertragung. Freud versteht unter Übertragung zuerst, in der *Traumdeutung*, die Verschiebung der psychischen Intensität von einer Vorstellung zur anderen,⁸ später erhält der Begriff Übertragung die übliche Bedeutung eines speziellen Bandes

zwischen Analysant und Analytiker, wo der Analysant bedeutsame Figuren seiner Vergangenheit durch die Person des Analytikers ersetzt, ohne es in der aktuellen Übertragungssituation zu wissen.⁹ In der Übertragung spielt also die Wiederholung eine wichtige Rolle. Freud sieht in der Übertragung einerseits den Grund für den Widerstand in der Behandlung: anstatt zu erinnern wird in der Übertragung wiederholt und agiert; andererseits ist die Übertragung auch der wichtigste Antrieb für die Analyse, weil in der Übertragung die Geschichte des Analysanten in der unmittelbaren Gegenwart der Behandlungssituation neu inszeniert und damit direkt zugänglich wird, die Neurose wird in eine Übertragungsneurose verwandelt. Teilweise bei Freud, aber v.a. in den dominierenden Richtungen der Psychoanalyse, z.B. der Ich-Psychologie, wo eine Stärkung des Ichs in seiner Funktion, sich optimal an die Realität anpassen zu können und zwischen den Anforderungen der unbewußten Wünsche, dem Über-Ich und der Realität vermitteln zu können, anvisiert wird, geht es bezüglich der Übertragung darum, die Diskrepanz zwischen der Realität und den der augenblicklichen Realität nicht entsprechenden Übertragungsreaktionen des Analysanten – was eine Vorstellung einer entsprechenden, wahren Realität voraussetzt, wie noch zu kritisieren sein wird – mittels Übertragungsdeutungen aufzuzeigen. So würde dem Analysanten nach und nach ermöglicht, eine Einsicht in seine neurotischen Wahrnehmungsverzerrungen und inadäquaten Reaktionsweisen zu gewinnen, wiederum mit der impliziten Annahme, es gäbe eine unverzerrte Wahrnehmung. Ein Beispiel dafür wäre, dem Analysanten die neurotische Quelle eines infantilen Hasses auf den Vater aufzudecken, der, ohne daß es bewußt wäre, dessen gegenwärtige Beziehungen zu Männern bestimmt. Durch solche Übertragungsdeutungen soll die Übertragung dann aufgelöst werden. Übertragungsdeutungen werden als das wirksamste Mittel angesehen, das der Analytiker zur Verfügung hat, um Veränderungen beim Analysanten herbeizuführen. Lacan hat sich sehr scharf, auch sehr polemisch, gegen diese Konzeption der Analyse gewandt.

Einmal wird in einem derartigen, z.B. der Ich-Psychologie angewandten Übertragungskonzept, davon ausgegangen, daß die Realität, an die der Analytiker den Analysanten besser anpassen will, als etwas objektiv und selbstverständlich Gegebenes für den Analytiker, sozusagen unverzerrt, zugänglich ist, wenn er nur seinerseits in seiner eigenen Lehranalyse ausreichend von neurotischen Wahrnehmungsverzerrungen befreit worden ist. Der Analytiker erkennt also die Realität besser als der Analysant

und kann ihm deswegen aufzeigen, wo er falsch liegt. In dieser Konzeption kommt der Analytiker sehr schnell in eine unhaltbare Situation. Wenn er selbst davon überzeugt ist, auf Grund seiner Lehranalyse und Ausbildung eine bessere Realitätssicht zu haben, ein toller Hecht unter lauter halbblinden Karpfen zu sein, umso schlimmer. Ansonsten, wenn er etwas realistisch ist, muß er eine Position des *als ob* einnehmen: als ob er ein überlegener Meister wäre, und sei es auch, seine Beschränkungen besonders gut oder abgeklärt zu erkennen. Er muß sich die Anerkennung und Verleihung eines solchen Titels durch den Analysanten verschaffen. Wie auch immer, der Analysant wird bald die Beschränkungen, Blindheiten, Schwächen des Analytikers merken und es kann sich dann daraus ein sehr merkwürdiges bis bizarres Spiel ergeben.

Lacan wendet dagegen ein, daß die Funktion des Ichs grundsätzlich eine verkennende ist und die Realität auf der Grundlage dieser Verkennungsfunktion¹⁰ und auch durch das, was Lacan das Phantasma¹¹ nennt, konstruiert wird. Sie ist also nichts objektiv Gegebenes. Aus Sicht der Ich-Psychologie muß der Analysant, genauer der so genannte gesunde Teil des Ichs, die spezielle Sichtweise, aus der der Analytiker Realität produziert, übernehmen. Dies wird oft von Analysanten unbewußt zu Beginn einer Analyse erwartet oder auch eingefordert. Aus Lacanscher Perspektive darf der Analytiker darauf nicht eingehen, sondern er muß dem Analysanten zumuten, darauf zu verzichten und dafür ›Interesse‹ an ihm unverständlichen Phänomenen, also an der Entzifferung unbewußter Bildungen zu entwickeln.

Anders in der Ich-Psychologie: Als Grundlage für die o.a. therapeutische Allianz wird z.B. der »nicht beanstandbare Teil der Übertragung« angesehen im Gegensatz zum neurotischen Teil der Übertragung, oder es wird ein außerhalb der Übertragung existierender Bereich der Beziehung von Analysant und Analytiker postuliert, in dem die notwendige therapeutische Allianz entstehen kann. Man sieht, daß die Vertreter dieser Konzeption, was die Problematik der Übertragung betrifft, auch theoretisch ins Gedränge kommen.

Ein weiterer Kritikpunkt an der Ich-Psychologie, aber auch mehr oder weniger an anderen Richtungen der Psychoanalyse, ist die Vorstellung der Auflösung oder Liquidierung der Übertragung mittels Übertragungsdeutung. Jede Deutung erfolgt im Rahmen der Übertragung, wird also nicht als von der konkreten Person des Analytikers, der ein besseres Verhältnis zur Realität haben soll, kommend angesehen, sondern als von der Person kommend, mit der die Übertragung des Analysanten den

Analytiker ersetzt. Es gibt also keinen Punkt außerhalb der Übertragung, den die Ich-Psychologie aber – wie oben erwähnt – mit der Konstruktion des kooperativen gesunden Teils des Ichs dennoch schaffen will. Dieser Punkt außerhalb wäre tatsächlich nötig, wenn der Analytiker dem Analysanten dessen Übertragungsverzerrungen in Bezug auf die gegebene Realität aufzeigen und damit auch die Übertragung selbst auflösen können wollte. Bei Lacan gibt es deswegen auch solche Übertragungsdeutungen nicht.

Aber wie ist dann Übertragung zu verstehen? Der wichtigste Beitrag Lacans zu diesem Thema ist seine Behauptung, daß Voraussetzung für die Übertragung ist, daß einem Subjekt ein Wissen unterstellt wird. Diese Formel »Subjekt, dem Wissen unterstellt wird« bedeutet, daß der Analytiker zu Beginn in die Analyse mit dem Anspruch kommt, zu erfahren, was es mit seinem Leiden auf sich hat. Allein sein Leiden wird den Patienten jedoch nicht zum Analytiker führen. Nur wenn er davon ausgeht, daß sein Leiden irgendein Zeichen von etwas anderem, welches ihm unbekannt, aber wichtig ist, wird er um eine Analyse nachfragen. Er beginnt die Analyse, wenn er dem Analytiker unterstellt, ein für sein Leiden, seine Probleme relevantes Wissen zu haben, was dann die Voraussetzung für Übertragung ist.¹² Vom Analytiker ist zu fordern, daß ihm klar ist, daß er tatsächlich überhaupt kein Wissen über den Analysanten hat, sondern daß das Wissen beim Analysanten ist – genauer: das unbewußte Wissen des Analysanten – und dem Analytiker dieses Wissen nur vom Analysanten unterstellt wird. Hier ist auch ein wesentlicher Unterschied zwischen Analyse und Suggestion. Bei der Suggestion geht der Therapeut davon aus, daß er wirklich ein Wissen über den Patienten hat bzw. ein System oder eine Theorie, das der Patient übernehmen muß. Aber ich möchte hier das Thema Übertragung kurz unterbrechen. Warum beschränkt sich die Psychoanalyse eigentlich auf das Sprechen in einem künstlichen, zur Außenwelt ziemlich abgeschirmten Rahmen? Warum wird nicht recherchiert, warum werden nicht die Eltern – falls möglich – befragt, die Tatorte aufgesucht, wie es ein Detektiv oder Reporter machen würde? Die zunächst etwas globale, abstrakte Antwort: Sprache hat keinen eindeutigen Bezug zu den Dingen. Diese sind, nachdem die Sprache aufgetaucht ist, verloren, nicht mehr direkt zugänglich, nur noch vermittelt durch die Sprache – also das Aufsuchen von Tatorten, Befragen wichtiger Personen geschieht auch nur vermittels der Sprache, es gibt keinen ›Kurzschluß‹ zwischen Ding und Wort –, wobei diese Formulierung noch viel zu schwach ist. Es heißt: »Wort ist

Mord.«¹³ Die Sprache ist ein ziemlich unabhängiges System, wobei ›ziemlich‹ hier bedeutet, daß es ein Reales gibt, an das man stößt, man befindet sich nicht nur in einer Art Sprachkokon. Dennoch kann man sagen, daß die Sprache so gesehen ein Eigenleben führt, was der Grund für die oben genannte Beschränkung ist, und zwar in dem Sinne, als der Hiatus zwischen Ding und Wort uneinholbar ist. Aus einer anderen Perspektive gilt zugleich, daß die Sprache immer schon an das wahrnehmende Subjekt gebunden ist und umgekehrt.

Das Individuum, der Säugling ist auf andere, z.B. die Mutter, zum Überleben angewiesen. Er muß sich, wenn seine Bedürfnisse, z.B. der Hunger, dies erfordern, durch Schreien bemerkbar machen, was von der Mutter schon als Anspruch gehört wird, also in die Sprache hineingenommen wird. Er wird, ohne daß er vorher gefragt worden wäre oder auch nur die Spur einer Möglichkeit für eine eigene Entscheidung gehabt hätte, zum Sprechwesen, selbst wenn er noch gar nicht richtig sprechen kann. Da der andere – z.B. die Mutter, die das Kind in die Sprache hineinführt oder hineinlockt, selbst natürlich auch in der Sprache ist, von der Sprache bewohnt wird und deswegen auch begehrt – Wünsche und also einen Mangel hat, da der andere nicht vollständig ist, was man aus der Sicht des Kindes so formulieren könnte: »Was will er mir eigentlich?«, versucht das Kind, sich zum Objekt dieses wichtigen anderen, der die Mutter ist, zu machen, ihren Mangel zu stopfen, Ein und Alles für sie sein zu wollen. Der Mangel der Mutter, das was der Mutter fehlt, was sie wünscht, kann das Kind nicht wissen, deswegen ist die Position des Objekts, das der Mutter fehlen könnte, unsicher, immer bedroht. Es muß, um selbst ein begehrendes Sprechwesen zu werden, diesen Platz bei der Mutter räumen – was Inhalt des Ödipuskomplexes ist – und wird als Subjekt zu einem leeren Platz, der für die Signifikanten offen sein soll. Es wird, nach der Theorie Lacans, von einem Signifikanten für einen anderen Signifikanten repräsentiert, ist also ein Spracheffekt, wird von Sprache determiniert, gehört aber selbst nicht zur Sprache. Es gibt aber in der Sprache einen Rest, der nicht aufgeht und zu dem das Subjekt ein Verhältnis entwickeln muß, was bei Lacan das Phantasma ist.

Ich möchte jetzt auf die Begriffe Signifikant und Zeichen in Bezug auf das Symptom und das Deuten eingehen. Lacan bezieht sich beim Signifikanten auf die Saussuresche Linguistik. Dort ist der Signifikant die psychische Repräsentation des Klanges, das Klangbild. Das Signifikat ist der Begriff, die Vorstellung, dem der Signifikant entspricht. Diese beiden bilden das linguistische Zeichen und sind fest aneinander gekop-

pelt, wie die beiden Seiten eines Blattes. Der Referent, z.B. beim Wort Baum der reale Baum, also das Ding, ist noch etwas Drittes. Lacan verändert diese Theorie von Saussure v.a. dadurch, daß er die Autonomie des Signifikanten betont,¹⁴ es gibt keine feste Koppelung zwischen Signifikant und Signifikat, also der Bedeutung. Beide sind getrennt durch die Barre (Schranke), die nur in der Metapher übersprungen werden kann. Es gibt bei Lacan den Begriff des Steppunktes, an dem Signifikant und Signifikat zeitweise mehr oder weniger lose zusammengefügt sind, was die Illusion ermöglicht, die Sprache zu beherrschen, sie als ein Instrument zu benutzen, um Gedanken, Bedeutungen auszudrücken. Diese Illusion der Beherrschung ist aber immer bedroht, unterminiert durch das Unbewußte, als – nach Lacan – Ort des Anderen, wo sich dann die Autonomie des Signifikanten wieder zeigen kann. Ich möchte dafür zwei Beispiele anführen.

Zuerst eine Stelle aus Freuds *Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose*, die vom sogenannten ›Rattenmann‹ handeln:

»Eines Tages kam ihm im Sommeraufenthalte plötzlich die Idee, er sei zu dick, er müsse abmagern. Er begann nun, noch vor der Mehlspeise vom Tische aufzustehen, ohne Hut in der Sonnenglut des Augusts auf die Straße zu rennen und dann im Laufschrift auf die Berge zu steigen, bis er schweißüberströmte Halt machen mußte. Hinter dieser Abmagerungssucht kam auch die Selbstmordabsicht einmal unverhüllt zum Vorschein, als ihm auf einem scharfen Abhang plötzlich das Gebot laut wurde, da herunterzuspringen, was sicherer Tod gewesen wäre. Die Lösung dieses unsinnigen Zwangshandelns ergab sich unserem Patienten erst, als ihm plötzlich einfiel, zu jener Zeit sei auch die geliebte Dame in dem Sommeraufenthalte gewesen, aber in Begleitung eines englischen Vettters, der sich sehr um sie bemühte, und auf den er sehr eifersüchtig war. Der Vetter hieß Richard und wurde, wie in England allgemein üblich, Dick genannt. Diesen Dick wollte er nun umbringen, er war auf ihn viel eifersüchtiger und wütender, als er sich eingestehen konnte, und darum legte er sich zur Selbstbestrafung die Pein jener Abmagerungskur auf.«¹⁵

Dick ist ein Signifikant, der beim Rattenmann, unabhängig von einer festen Bedeutung sozusagen sein Unwesen treibt. Das andere Beispiel ist ein Witz: Ein Radiosprecher soll die Nußknackersuite von Tschaikowsky ansagen. Er weiß, daß diese Ansage gefährlich ist, weil aus Nußknackersuite oft Nußkackersuite wird. Er nimmt sich vor, diesen Versprecher auf jeden Fall zu vermeiden. Die Lampe leuchtet auf als Zeichen, daß er jetzt auf Sendung ist, und er beginnt: »Sie hören jetzt die Nußknackersuite von Scheißkowski«. Die Autonomie des Signifikanten

wird hier noch besonders dadurch deutlich, daß der Radiosprecher versucht, sich dagegen zu wappnen, die feste Koppelung von Signifikant und Signifikat, also der Bedeutung, in diesem Fall das Wort Nußknackersuite, sicherzustellen, aber der Signifikant Scheiße gleitet an den Elementen des Satzes entlang und macht sich woanders bemerkbar, nicht beim Wort Nußknackersuite, wie vom Sprecher befürchtet, sondern beim Wort Tschaikowsky. Dieses Sich-Wappnen, auf Eindeutigkeit setzen bezeichnet Lacan als imaginären Widerstand des Ichs, dessen wesentlichste Funktion, wie oben schon angeführt, die der Verknennung ist. Hier in diesem Beispiel schlägt das Unbewußte dem Imaginären ein Schnippchen, es überwindet die Zensur. Das erste Beispiel ist ein neurotisches Symptom, eine Zwangshandlung; das zweite ein Versprecher bzw. ein Witz, die beide als Bildungen, Produkte des Unbewußten bezeichnet werden. Beim zweiten Beispiel ist noch das Moment der Überraschung wichtig, es ist verbunden mit Scham, dem Gefühl der Peinlichkeit oder Lachen. Das Lachen z.B. verweist auf das unbewußte Subjekt. Der Radiosprecher realisiert in Form des Lachens plötzlich, daß es etwas anderes, ihm nicht ohne weiteres Zugängliches gibt, in Lacan-scher Terminologie, ein unbewußtes Wissen, von dem er nichts weiß, und daß er das Subjekt dieses Wissens ist, was ihm vorher völlig entgangen war. Hier zeigt sich, daß der Signifikant nichts bezeichnet, sondern daß er das Subjekt für einen anderen Signifikanten bzw. für den Anderen als Ort der Signifikanten repräsentiert. Das Subjekt ist etwas, was nicht zur Sprache gehört, sondern gewissermaßen das, was dazwischen ist, im Intervall, der – wie schon erwähnte – leere Platz.

Die Beziehung des Sprechens zur Subjektivität wird von Lacan in einem Schema ausgedrückt, dem Schema L:¹⁶ Das Subjekt wendet sich beim Sprechen einmal an den anderen als seinesgleichen, den imaginären Partner, mit dem es in Beziehung von Eifersucht, Rivalität, Liebe und Aggressivität verbunden sein kann, aber auch an den Anderen, den es aufruft als Garanten der Wahrheit dessen, worum es in seinem Sprechen geht, von dem es, als ihm äußeren und vorangehenden Ort dennoch abhängig ist. Von diesem Anderen kommt sein Sprechen unter der Form einer umgekehrten Botschaft zurück. Was heißt das? Spricht das Subjekt den Satz: »Du bist meine Frau«, kommt die Botschaft vom Anderen zurück als »Du bist ihr Mann«. Hier zeigt sich die symbolische Determinierung des Subjekts durch den Anderen bzw. durch Signifikanten. Aber um im Subjekt anzukommen, muß das Sprechen den imaginären Filter durchqueren. Das bedeutet, daß die imaginäre Identifikation verhindern

kann, daß das Sprechen im Patienten ankommt, daß, wo Es (S) war, ich ankommen soll oder daß der Patient sein unbewußtes Sprechen integriert. Oder anders gesagt, das Subjekt muß zeitweise verschwinden, sterben, um von dem neuen Signifikanten »Mann« repräsentiert zu werden. Demzufolge erscheint die Kastrationsangst auch oft als Todesangst. Auf das Beispiel bezogen heißt das, daß sich der Betreffende in seinem Ich als Sohn identifiziert, mit der Folge das Ein und Alles, der imaginäre Phallus, der der Mutter fehlt, für sie zu sein. Diese imaginäre Identifikation verhindert das Akzeptieren der Position, der Mann seiner Frau zu sein, eine nicht seltene Konstellation mit daraus sich ergebenden Problemen und Symptomen.

Das Symptom wird von Freud als Kompromißbildung zwischen einem unbewußten, verdrängten Wunsch und der Verdrängung, als indirekte, verschobene, aber vollgültige Triebbefriedigung angesehen. Nach Freud ist die Wirksamkeit der Analyse letztlich von quantitativen Faktoren abhängig, dem Verhältnis der Stärke des Ichs zur Größe der Triebregungen, das darüber bestimmt, ob Triebregungen erfolgreich verdrängt, sozusagen in Schach gehalten werden können oder ob das Ich so gestärkt werden kann, daß sie in das Ich integriert werden können.

Dies geschieht bei Freud durch die Bewußtmachung verdrängter Triebregungen und Wünsche. Die Methode der Deutung wird von Freud v.a. in der *Traumdeutung* entwickelt. Der manifeste Inhalt des Traumes wird durch einen neuen Sinn ersetzt, der v.a. darin besteht, die Bedeutung der unbewußten Wünsche bewußt zu machen. Freud lehnt die Dechiffrieremethode ab, die darin bestehen würde, nach einem festgelegten Chiffrierschlüssel oder einem Übersetzungsbuch den manifesten Inhalt durch den richtigen Sinn zu ersetzen. Er entwickelt die Methode des freien Assoziierens. Dem Analysanten wird die Grundregel mitgeteilt, d.h. er soll alles sagen, was ihm einfällt, egal was, ob dies sinnvoll, unsinnig, nebensächlich oder blöd erscheint. Dies ist die Aufgabe, die der Analysant zu erfüllen hat; Lacan nennt es das Handwerk, das er zu lernen hat. Das freie Assoziieren ist kein Zufallsgenerator, sondern der Analysant merkt bald, daß sich ironischerweise eine Art Zwang im Sprechen bemerkbar macht. Er merkt, daß er nicht das sagt, was er will und das, was er sagt, sagt etwas anderes als das, was er zu sagen glaubte.

Auf der Seite des Analytikers entspricht dem die gleichschwebende Aufmerksamkeit. Er soll in den Äußerungen des Analysanten nichts bevorzugen, soll seine Vorurteile, Neigungen zurückstellen und seiner eigenen unbewußten Aktivität möglichst freien Lauf lassen. Die Wider-

sprüchlichkeit dieser Empfehlung zeigt sich schon in der Formulierung: Aufmerksamkeit und gleichschwebend gehen eigentlich nicht zusammen. Einerseits sollen die Vorlieben, die theoretische Orientierung beim Analytiker keine Rolle spielen, andererseits soll er den richtigen Zeitpunkt für die Deutung festlegen, Knotenpunkte im Diskurs des Analysanten erkennen usw. Ein Versuch, diesem Dilemma zu entgehen, ist bei Freud die Vorstellung einer direkten Kommunikation von unbewußt zu unbewußt, die aber als Regel für den Analytiker unrealistisch und eine theoretische Spekulation ist. Lacan betont besonders den auch von Freud in diesem Zusammenhang vertretenen Aspekt der Haltung des Analytikers, das ganze professionelle Wissen, das er zwar wissen muß, in der konkreten Situation der Behandlung zu vergessen, um für die Tatsache, daß jeder Fall neu ist, offen zu sein, d.h. die Analyse müßte fast jedes Mal neu erfunden werden, und noch anders gelesen, Erfahrung und Wissen würden in der praktischen Arbeit nichts nützen, höchstens als Kontrast für die Neuheit jeder Analyse. In dem Zusammenhang wird auch der Begriff der *docta ignorantia* ins Spiel gebracht. Ich möchte hier einen weiteren eher etwas saloppen Beitrag hinzufügen. In der Medizin, wo ein naturwissenschaftliches Wissen angewandt wird, neben der persönlichen Erfahrung und Intuition des Arztes, die aber immer mehr in den Hintergrund treten, könnte man sich eine Situation vorstellen, wo jemand mit Hilfe einer Bauanleitung mit genauen Anweisungen etwas zusammenbaut, was manchmal klappt, manchmal auch nicht. In der Psychoanalyse hat man nicht einmal einen Handwerkskoffer, höchstens eine Kiste von Werkzeugen, die selten passen, oder eher von irgendwelchen Teilen, die aber für keinen bestimmten Zweck definiert sind. Hier ist vielleicht ein Grund zu sehen für Freuds Formulierung, daß die Psychoanalyse ein unmöglicher Beruf sei. Jedenfalls ist es klar, daß die Psychoanalyse so bei den Wissenschaften und in der Universität einen schweren Stand hat. Aber zurück zur Deutung bei Freud. Da er die Dechiffrieremethode ablehnt, werden aufgrund der Einfälle, die der Analysant mit Hilfe der freien Assoziation liefert und die sich in bestimmten Knotenpunkten immer wieder treffen, bestimmte Beziehungen hergestellt, die auf dem Hintergrund der theoretischen Annahmen über die psychischen Mechanismen wie Verdrängung, Identifikation und zentraler Strukturannahmen wie dem Ödipuskomplex erlauben, dem manifesten Inhalt einen neuen Sinn zu geben. Also scheinbar unsinnige Symptome können als ein vernünftiger, sinnvoller Text entziffert werden, sobald sie als Abwehr gegen unbewußte Wünsche gelesen werden,

was die Voraussetzung darstellt, diese bisher verpönten Wünsche anzuerkennen und damit auch die Möglichkeit eröffnet, sie anders als in der symptomatischen Kompromißbildung zu realisieren.

Bei Lacan ist das neurotische Symptom eine Metapher. Ein Signifikant der signifikanten Kette wird verdrängt, aus der Kette herausgekickt und durch einen anderen Signifikanten ersetzt. Der verdrängte Signifikant macht sich aber in der manifesten signifikanten Kette noch bemerkbar, er glänzt sozusagen durch seine Abwesenheit. Voraussetzung dafür ist eine Redundanz der Kette. Was heißt das? Nimmt man die Zahlenfolge 1, 2, 3, 4, 5, 6 und verdrängt daraus eine Zahl, z.B. die 4, und ersetzt sie durch den Buchstaben b, dann lautet die Folge: 1, 2, 3, b, 5, 6. Aufgrund der Redundanz dieser Kette läßt sich leicht erraten, daß am Platz des b eine 4 stehen könnte. Diese Redundanz ist Voraussetzung für die Wirksamkeit der Bildungen des Unbewußten. Das Freiwerden des verdrängten Signifikanten wird durch den imaginären Widerstand verhindert, die imaginäre fixierte Identifikation des Ichs. Als Beispiel können die Verhältnisse bei der Phobie betrachtet werden, wo – jetzt sehr vereinfacht – z.B. der drohende Vater, der dem Kind den Platz bei der Mutter verwehrt, durch einen Hund ersetzt wird, vor dem das Kind dann Angst hat. Beim vorigen Beispiel aus dem Rattenmann zeigt sich, daß der Signifikant Dick verdrängt wird und in diesem Fall durch keinen anderen ersetzt wird, sondern aufgrund der Doppeldeutigkeit des Wortes Dick – einerseits Vorname, andererseits die Bedeutung dick, beleibt, fett liefernd – als Metapher wirken kann.

Das, was in der Analyse gemacht werden kann, um das Freiwerden des aus der Kette verdrängten Signifikanten zu unterstützen, also, was wirkt, ist, den imaginären Widerstand zu mobilisieren, zu einer Deidentifikation beizutragen. Dazu dient alles, was den Diskurs verunsichert, fixierte Bedeutungen auflöst. Das Mittel dazu ist v.a. die Mehrdeutigkeit, das Spielen mit der Mehrdeutigkeit. Es wird kein neuer Sinn angeboten, sondern es wird darauf hingewiesen – deuten heißt eigentlich auf etwas hinweisen –, daß bestimmte Elemente, Signifikanten, nicht nur einen, sondern mehrfachen Sinn produzieren können. Dadurch wird die schon öfter angeführte imaginäre Identifikation, die auf Eindeutigkeit angewiesen ist, mobilisiert, verunsichert, gestört. Der Rattenmann ist überzeugt, in einer bestimmten Phase, abnehmen zu müssen und vollführt zwanghaft die entsprechenden Aktionen, bis er im Zusammenhang des jeweiligen Kontextes, der Übertragungssituation in der Kur, auf die Doppeldeutigkeit des für ihn sehr bedeutsamen Vornamens Dick stößt.

Dies geschieht nun nicht so, daß der Analytiker sagt: »Übrigens hat Dick noch eine zweite Bedeutung, deswegen handeln Sie so und so.« Lacan sagt vom Geschäft des Analytikers, es sei ein Diskurs ohne Sprechen, was sehr erstaunlich ist, da die Psychoanalyse doch auf das Sprechen setzt. Gemeint ist damit, daß der Analytiker keine Aussagen macht, keinen neuen Sinn liefert, sondern die Möglichkeit eines anderen Sinns nahelegt.

Eines der wirksamsten Mittel in der Lacanschen Analyse ist das Skandieren, d.h. das Beenden der Sitzung an einer bestimmten Stelle, die nicht in die bewußte Intention des Analysanten paßt, sondern ihn überrascht und an der Stelle der Unterbrechung des bewußten Diskurses des Analysanten eine Doppeldeutigkeit erscheinen läßt. Das muß nicht unbedingt eine Doppeldeutigkeit sein, es kann auch ein logischer Irrtum, ein Wort oder eine Wendung sein, die für den Analysanten eine große Bedeutung hat, in der sich wie in einem Kreuzungspunkt die verschiedensten Assoziationsketten treffen. Der Analytiker liefert hier keine neue Bedeutung, er sagt kein einziges Wort, er vollführt nur eine Art Schnitt, der zur Folge hat, daß der Analysant das betreffende Element, auf das sich die Skandierung bezog, neu liest, er realisiert neue Bedeutungen, die sein bisheriges Sinngefüge ins Wanken bringen. Wie beim Witz vom Radiosprecher merkt auch der Analysant nach dem Skandieren überrascht, daß es ein Wissen, einen anderen Sinn gibt, von dem er bisher nichts wußte, dessen Subjekt er aber jetzt wird. So verwundert es auch nicht, daß Analysanten oft betonen, daß die Analyse – genauer: die Lektüre eines neu aufgetauchten Wissens – nach dem Verlassen des Behandlungszimmers noch weiter oder erst richtig losgeht.

Nun gibt es unter Lacanianern manchmal Tendenzen, das Hauptgewicht in der Behandlung auf dies Spiel mit Mehrdeutigkeiten zu legen und zwar in einer Art und Weise, daß es zu einer öden Wortspielerei wird, die der Analysant lernt und übernimmt und die nichts verändert, derart z.B., daß ein Analysant, der zu spät zur Sitzung kommt und zur Begründung angibt, er sei in einen Verkehrsstau geraten, gleich mit einem fragenden »Verkehr?« konfrontiert wird, oder wenn er in Frankreich seine Analyse macht und er in den Ferien ans Meer fahren will, vom Analytiker zu hören bekommt, er wolle sich wohl seiner Mutter nähern. Entscheidend ist, daß der Zeitpunkt des Spiels mit Mehrdeutigkeiten gut gewählt sein muß, also z.B. den entsprechenden Bezug zur Übertragungssituation haben muß.

Die Absicht, keine neue Bedeutung zu liefern, sondern den bisherigen Diskurs zu stören, wird von Lacan noch dadurch bekräftigt, daß er darauf hinweist, daß es darum geht, die Signifikanten auftauchen zu lassen, die in der Geschichte des Analysanten eine entscheidende Rolle spielen, indem sie durch ihre verschiedenartigsten Kombinationen immer neuen Sinn hervorbringen können, sozusagen ihr Unwesen treiben. Er nennt sie irreduzible, non-sensical Signifikanten¹⁷, die sich auf keine anderen mehr zurückführen lassen. Die Deutung zielt also nicht auf einen neuen Sinn, sondern umgekehrt auf das Auftauchen an sich sinnloser Signifikanten, die Sinneffekte machen. Lacan erwähnt als besondere Formen der Deutung das Zitat und das Rätsel. Beim Zitat geht es darum, in einem geeigneten Augenblick, bestimmte, immer wieder, in den verschiedensten Zusammenhängen, vorkommende Worte oder Sätze zu zitieren, um deren Stellenwert und deren Verbindungen zu den verschiedensten Bereichen herauszustellen. Das Rätsel vermeidet Eindeutigkeit, Suggestion und Indoktrination durch vom Analysanten geliefertes Wissen. Diese Mittel, Instrumente, wenn man sie denn so nennen kann, haben zur Voraussetzung das Begehren des Analytikers.

Was heißt das? Das Begehren ist ein entscheidender Begriff in der Lacanschen Psychoanalyse, den es so bei Freud nicht gibt, am ehesten kommt ihm der Freudsche unbewußte Wunsch nahe. Ein Bedürfnis, Durst z.B., wird als Anspruch, also sprachlich artikuliert, geäußert: »ich will ein Glas Wasser haben.« Da aber, wie oben schon erwähnt, Wort Mord ist, also nach Eintritt in die Sprache die Dinge nicht mehr unmittelbar zugänglich sind, kein eindeutiger Bezug zwischen der Sprache und den Dingen besteht, bleibt im Anspruch immer ein Rest, das Wort *Glas Wasser* deckt nicht völlig und eindeutig das *Glas Wasser*. Das physiologische Bedürfnis Durst wird zwar zeitweise verschwinden, aber nicht die Lust oder der Appetit auf irgendein anderes Getränk, obwohl im physiologischen Sinn kein Durst mehr besteht. Das Begehren ist also immer Begehren des Anderen im genetivus objectivus und subjectivus, Begehren nach Anderem und Begehren des Anderen, insofern die Sprache, in der der Anspruch artikuliert wird, immer einen Rest läßt, einen Mangel, der das Begehren verursacht und in Gang hält: »Das ist es nicht, was ich beanspruche, das auch nicht usw.« Die Bewegung des Begehrens ist metonymisch: ein Signifikant verweist immer auf einen anderen, weil er das Ding nicht eindeutig und vollständig repräsentiert, so entsteht die signifikante Kette, gleichzeitig wird dabei das Subjekt immer fallweise repräsentiert. Beim Begehren in der Psychoanalyse geht es um

das unbewußte und sexuelle Begehren. Es wird oft formuliert, in der Analyse solle die Wahrheit des Begehrens erkannt und das Begehren im Sprechen artikuliert werden, doch das Begehren ist selbst nicht sprachlich artikulierbar, obwohl es ein Effekt der Sprache ist. Das Begehren genauso wie das Subjekt sind zwar durch die Sprache determiniert, sind aber keine Elemente der Sprache.

Das Begehren des Analytikers bedeutet, daß er bei keinem Sinn, bei keiner Bedeutung stehen bleibt, daß er sich mit keinem Fund beim Analysanten zufrieden gibt, nicht genießt, jetzt endlich verstanden zu haben, daß er darauf abzielt, den jetzt schon öfter erwähnten Rest, den Lacan Objekt a nennt, beim Analysanten zu isolieren. Daraus ergibt sich auch, daß die Psychoanalyse keine verstehende Methode ist. Lacan warnt davor, gleich verstehen zu wollen. In dieser Perspektive sind auch die erwähnten Mittel des Analytikers in der Behandlung zu sehen, die Mehrdeutigkeit, das Skandieren, das Zitat, das Rätsel, denen gemeinsam ist, Eindeutigkeit, Fixierung zu vermeiden. Setzt der Analytiker auf Eindeutigkeit, auf einen neuen, eindeutigen Sinn, so reduziert er das Begehren des Analysanten auf den Anspruch und tut so, als ob der Anspruch ein Bedürfnis, einen Wunsch restlos abdecken könnte.

In einer späteren Phase faßt Lacan das Symptom als Buchstaben auf.¹⁸ Der Buchstabe richtet sich im Gegensatz zum Signifikanten nicht an den Anderen, verbindet sich nicht zu einer Kette, ist zu keiner Metapher fähig, produziert keinen Sinn, sondern ist isoliert, ist Ort eines quasi autistischen, nicht-phallischen Genießens. Der Sinn spielt nur derart eine sekundäre Rolle, daß sich das so aufgefaßte Symptom vom Sinn – wie Lacan es sagt – nährt, aber selbst eher zum Realen gehört. Die Deutung zielt hier darauf ab, das Symptom quasi auszutrocknen, den Sinn, von dem es sich nährt, zu reduzieren, die Quellen des Genießens zu verstopfen.¹⁹

Aber jetzt noch einmal zurück zur Deutung bei Freud. In den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts traten zunehmend unter den Analytikern Klagen auf, daß die Wirkung der Deutungen nachlasse. Trotz exakter Deutung würden die Symptome bestehen bleiben. Ein Grund dafür war, daß trotz der Warnung Freuds immer mehr symbolische Deutungen gegeben wurden, also die von Freud zurückgewiesene Dechiffrieremethode angewandt wurde mit fester Zuordnung von manifestem Inhalt und neuem, von der Deutung beigebrachten Sinn. Dies führte dazu, daß Analysanten schon im Voraus wissen konnten, was jetzt vom Analytiker kommen würde, die Analyse wurde zu einem Hase-Igel-Rennen. Zu-

nächst wurde versucht, den scheinbaren Vorsprung des Analytikers vor dem Analysanten zu vergrößern, indem noch ausgefeiltere und raffiniertere Theorien und Deutungen entwickelt wurden. Freud räumt in der Folge der Widerstandsdeutung einen immer größeren Stellenwert ein. Verbunden damit war eine theoretische Neuorientierung, der Übergang von der 1. zur 2. Topik, also vom Strukturmodell bewußt-unbewußt zu dem Modell Ich-Es-Überich.²⁰ Die Widerstandsdeutung setzt auch die schon erwähnte Spaltung des Analysanten in einen kranken Teil und den Teil des gesunden Ichs, das zum Kooperationspartner werden soll, voraus. Bei Lacan ist dem Diskurs schon ein Widerstand inhärent. Es ist nicht das Ich, das Widerstand leistet, sondern der Diskurs kreist um das Reale, was nicht gesagt werden kann.

Haupthindernis für die Behandlung ist nach Freud die Triebstärke, der quantitative Faktor, der vor allem konstitutionell bedingt ist.²¹ Diese Triebstärke ist theoretisch nicht ausreichend zu fassen. Sowohl in der Behandlung beim Analysanten gibt es einen Rest dieses quantitativen Faktors, der nur in einer unendlichen Analyse, quasi asymptotisch bearbeitet werden kann, also der phallisch-genitalen Umwandlung widersteht, als auch in der psychoanalytischen Theorie, auch hier gibt es ein Unvermögen, diesen, eine unendliche Analyse nötig machenden Rest zu erfassen.

Lacan schlägt hier eine Lösung vor, wo das Unvermögen des Wissens, den quantitativen Rest zu erfassen, ersetzt wird durch die Unmöglichkeit von Wissen hinsichtlich des Begehrens des Anderen, also die Lacansche Fassung des Ödipus- und Kastrationskomplexes.²² Die unendliche Analyse wird in eine endliche Analyse dadurch umgewandelt, daß es unmöglich ist, zu wissen, was der Andere begehrt und dementsprechend der Analysant verzichten muß, der imaginäre Phallus, das, was der Mutter zu fehlen scheint, für sie zu sein. Das asymptotische Unvermögen, den quantitativen Faktor endlich zu beseitigen, wird ersetzt durch die endliche Operation der symbolischen Kastration: Akzeptieren des Nichtwissens, Verzicht auf die Identifikation mit dem imaginären Phallus der Mutter. Was herauskommt, ist das Subjekt als leerer Platz, der bereit ist für die Aufnahme von Signifikanten, bzw. sich von einem Signifikanten für einen anderen repräsentieren zu lassen. Das Subjekt wäre hier nichts besonderes, individuelles, nur ein leerer Platz. Aber dies reicht nicht aus. Es geht nicht nur um einen leeren Platz, das vor- oder nicht phallische Genießen ist nicht vollständig durch einen Signifikanten, den Phallus zu resorbieren, es bleibt ein Rest. Die unendliche

Analyse ist durch die Lacansche neue Fassung des Ödipus- und Kastrationskomplexes, also dem Übergang vom Sein, von der Position, der imaginäre Phallus für die Mutter sein zu wollen, zur Position des Habens oder auch nicht Habens des vom Vater verliehenen Phallus nicht beseitigt. Dieser Rest stellt ein Hindernis dar, der die Frage der unendlichen Analyse erneut aufwirft. Nach Freud wurde auf verschiedene Art und Weise versucht, das Problem zu lösen. Die eine Linie besteht darin, den Rahmen der analytischen Behandlung, die Position des Analytikers zu verlassen. Dafür stehen die Namen Ferenczi, Balint und Winnicott. Sie stellen das Problem natürlich in anderen Begriffen und innerhalb eines anderen theoretischen Rahmens dar, aber ich denke, daß man ihnen, wenn man sie dem dargestellten Bezugssystem gegenüberstellt, keine Gewalt antut. Ohne jetzt detailliert auf seine Auffassung einzugehen, kann man sagen, daß Winnicott es für nötig hält, bei nicht klassischen neurotischen Patienten – er nennt sie z.B. Borderline-Fälle (Borderline jetzt nicht im engen Sinne der Definition von Kernberg), die kein intaktes Ego haben, sondern ein falsches Selbst, welches das wahre Selbst verberge und erdrücke – eine direkte, ursprüngliche Beziehung herzustellen, die mit der klassischen Position des Analytikers nichts mehr zu tun hat. Er will dadurch dem Patienten die Möglichkeit geben, nachzuholen, was er z.B. in der frühen Kindheit versäumt hat, weil er keine hinreichend gute Mutter hatte, wie es Winnicott nennt. Der Analytiker würde, in dieser Konzeption, die Ansprüche des Patienten erfüllen.

Lacan, der ansonsten bei Winnicott voll des Lobes ist, wirft ihm Leidenschaft statt Wissen vor; Leidenschaft, mit der das Problem, das Freud eher resigniert in einer unendlichen Analyse anzugehen sich gezwungen sah, direkt, in einer Art Kurzschluß unter Umgehung der Position des Analytikers, gelöst werden soll. Lacan hat versucht, diese Leidenschaft in einer Theorie des psychoanalytischen Akts mit der Position des Analytikers zu vereinbaren. Wie Freud entwickelt auch Lacan den Begriff des Restes jenseits der Arbeit am unbewußten Wissen, des Entzifferbaren: was er das Objekt a nennt. Bei Freud ist es v.a. eine Eigenschaft der Konstitution, bei Winnicott Auswirkung einer ungünstigen Umgebung, bei Lacan eine der Struktur. Dieser Auswirkung einer Struktur wird bei Lacan im Gegensatz zu Freud und Winnicott eine Funktion verliehen, nämlich die, das Begehren zu verursachen. Was die Behandlungspraxis betrifft, geht es darum, daß der Analytiker den Platz dieser Ursache des Begehrens, also der Bewegung der Signifikanten, dessen, was die Signifikanten antreibt, des Objekt a einnimmt, um in der Behandlung auch

über die Grenze des unbewußten Wissens hinauszugehen. Die bereits erwähnte *docta ignorantia* in Zusammenhang mit dem Analytiker, der offen sein soll für den Analysanten und sein Begehren, die Tatsache, daß er sein professionelles Wissen vergessen soll, damit er offen ist für die Neuheit jeden Falls, gewinnt von daher eine andere Bedeutung. Es geht jetzt darum, zu wissen, wie man den Platz des Objekts a, des Abfalls, des Restes einnehmen kann, um nicht in einer im Prinzip unendlichen Arbeit am unbewußten Wissen, die den Rest nie einholen kann, zu kreisen. Darüber gibt es keine Theorie, keine daraus ableitbaren Handlungsanweisungen. Lacan hat versucht, eine Einrichtung zu schaffen, die *passe*, wo Analysanten, die am Ende ihrer Analyse, speziell einer Lehranalyse, evtl. eine entsprechende Erfahrung machen konnten, darüber etwas sagen sollten.

Lacan spricht im Seminar über *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse* in einer kleinen Geschichte über das Problem, den Platz des Objekts a, des Restes einzunehmen. Ich möchte Ihnen diese Geschichte nicht vorenthalten, weil sie auch etwas von Lacans Stil vermittelt, der doch des ernststen grauen oder einführend humanistischen Gepräges entbehrt.

»In der Geschichte, die ich, als ich klein war, auf einem Bilderbogen von Epinal las, labt sich ein Bettler, an einer Küchentür stehend, am Duft eines Bratens. Hier stellt der Duft das Menü dar, also Signifikanten, denn es wird ja nur gesprochen. Es tritt nun aber die folgende Komplikation auf – und hier beginnt meine Geschichte – das Menü ist chinesisch geschrieben. Also verlangt man als erstes von der Wirtin die Übersetzung, und sie übersetzt – *Kaiserpastete, Frühlingsrollen* und so weiter. Es kann aber sein, wenn Sie zum ersten Mal in einem chinesischen Restaurant sind, daß Ihnen die Übersetzung auch nichts sagt und Sie sich abermals an die Wirtin wenden müssen mit dem Anspruch, Ihnen *zu raten*, und das heißt dann: *Sie müssen wissen, was ich hier herinnen soll / que je désire là-dedans/hier herinnen begehre!*

Nimmt man aber mit Recht an, daß diese paradoxe Situation darauf hinaus muß? Wäre es an diesem Punkt, wo Sie sich irgendeiner Eingebung der Wirtin überlassen, nachdem Sie gesehen haben, wie diese von Mal zu Mal sich in ihrer Wichtigkeit aufblies, wäre es da, wenn 's Ihnen schon drum ist und auch die Gelegenheit günstig scheint, nicht eher angebracht, ihr an die Brüste zu langen, und wär 's auch nur ein bißchen? [...] Nun! So paradox und so beiläufig Ihnen dieser kleine Apolog erscheinen mag, es geht genau darum bei der Realität der Analyse. Es reicht nicht, daß der Analytiker nur in der Funktion des Tiresias auftritt. Er muß, nach einer Bemerkung von Apollinaire, auch Zitzen haben. Ich will damit sagen, daß die Übertragung so operieren und auch

so gehandhabt werden muß, daß jener Abstand erhalten bleibt zwischen dem Punkt, wo das Subjekt sich als liebenswert sieht – und jenem andern Punkt, wo das Subjekt sich als Mangel durch *a* kausiert sieht, und wo *a* jene Kluft stopft, die für die inaugurale Teilung des Subjekts konstitutiv ist.«²³

Die im Prinzip unabschließbare Arbeit am unbewußten Wissen muß zur Konstruktion des Phantasmas führen. Das Phantasma ist ein Verhältnis, das das Subjekt mit diesem Rest eingehen muß, zum Teil in Form einer Identifizierung.²⁴ Damit ist das Subjekt nicht nur ein leerer Platz, bereit für die Aufnahme von Signifikanten, die es fallweise repräsentieren. Neben diesem eher flüchtigen Aspekt des Subjekts bedeutet das Phantasma etwas Träges, für jedes Individuum Spezifisches. Es gibt im Leben eines jeden Subjekts etwas sehr schwer Zugängliches, nicht direkt Greifbares gibt, was aber dennoch wie eine Art Tönung alle Wahrnehmungen, alle Handlungen, die ganz besondere Art seiner Beziehungen einfärbt, sie begleitet, ohne daß das Subjekt dies merken könnte. Es handelt sich dabei nicht um eine indirekte Auswirkung unbewußter Wünsche oder neurotischer Symptome, die prinzipiell der Deutung zugänglich sind. Das Phantasma kann nicht gedeutet werden, es muß (natürlich sprachlich) konstruiert werden. Ein wichtiger Aspekt des Phantasmas besteht darin, daß in ihm ein Verhältnis des Subjekts zum Objekt *a* hergestellt wird; oder anders gesagt, es ist eine Art Inszenierung und Deutung des Begehrens des (elterlichen) Anderen, welches das Begehren des Subjekts determiniert. Konkret heißt dies, daß am Ende einer Analyse nach einer längeren Arbeit am unbewußten Wissen, an den Bildungen des Unbewußten, die entscheidenden Elemente der unbewußten Deutung des Analysanten des Begehrens seiner elterlichen Anderen, das sein Begehren bestimmt, konstruiert werden. Der Effekt für das Subjekt besteht darin, daß die Faszination dieser Art Abhängigkeit kleiner wird, das Subjekt kann sich davon lösen. Lacan nennt dies die Durchquerung des Phantasmas, die das Ende der Analyse darstellt.

Es gibt, was das Ende einer Analyse betrifft, eine Veränderung in der Einstellung Lacans. Beim ›frühen‹²⁵ Lacan geht es am Ende der Analyse um die Befreiung des Begehrens von der Abhängigkeit vom Begehren des Anderen, um dessen Subjektivierung, was bei der Durchquerung des Phantasmas geschieht. Bruce Fink beschreibt es so:

»Man muß hier den Schluß ziehen, daß das Beenden nicht ein ›Problem‹ der Psychoanalyse ist: Der Analytiker ersucht den Analysanten weiterhin, wieder zu kommen, was auch immer geschieht. Wenn sein Begehren zureichend entschieden ist, beendet der

Analysant die Kur von sich aus, ohne Wochen oder Monate mit Gerede darüber zu verbringen, wie er den Analytiker vermissen wird oder damit, die Arbeit, die sie zusammen geleistet haben, zusammenzufassen.«²⁶

Beim ›späten‹ Lacan wird der Trieb, die Triebbefriedigung, das Genießen wichtiger, das Begehren wird mehr in seiner Funktion der Hemmung und Abwehr des Genießens gesehen. Jacques-Alain Miller schreibt dazu:

»Dem Trieb könnte das Verbot nicht gleichgültiger sein; er weiß nichts vom Verbot und träumt sicherlich nicht von seiner Überschreitung. Der Trieb folgt seiner eigenen Neigung und erlangt immer Befriedigung. Das Begehren wird bedrückt von Erwägungen wie: ›Sie wollen, daß ich es mache, also mache ich es nicht‹ oder: ›Ich soll nicht diesen Weg gehen, also werde ich diesen Weg gehen, aber im letzten Augenblick werde ich dies ohnehin nicht tun können‹. [...] Während einer ganzen Periode seiner theoretischen Ausarbeitung versucht Lacan, die Lebensfunktionen auf das Begehren zu stützen. Aber unterscheidet er einmal den Trieb vom Begehren, erfolgt eine Entwertung des Begehrens, da er vor allem das ›Nicht‹ akzentuiert, auf das sich das Begehren gründet. Wesentlich wird dann hingegen der Trieb als eine Aktivität, die auf das verlorene Objekt bezogen ist, das Genießen erzeugt. [...] Dem Begehren ist seine Sackgasse wesentlich. Lacan sagt, daß man seine Crux in den Unmöglichkeiten findet, und wir können feststellen, daß seine Handlung im Grunde eine Sackgasse erreicht. Dies ist mehr oder weniger, was Lacan in ›Proposition de 1967‹ sagt: ›Unsere Sackgasse ist jene des Subjekts des Unbewußten‹. Man könnte sagen: unsere Sackgasse ist jene des Subjekts des Begehrens. Die Crux des Triebes findet sich nicht in Unmöglichkeiten. [...] Der Trieb gerät niemals in eine Sackgasse.«²⁷

Sie sehen, die Psychoanalyse kann am ehesten als Methode, die sich mit dem Mangel oder dem Rest beschäftigt, bezeichnet werden. In der Praxis der Behandlung wird nichts geheilt, zugenäht, aufgebaut, nicht getröstet. Gleichwohl wird dem Subjekt ein Möglichkeitsraum gegeben, Geschichten und Identifizierungen anders zu hören, zu lesen und schließlich auch zu leben. Man könnte vielleicht den aufmunternden Satz »Du hast doch nichts zu verlieren!«, den man dem zukommen läßt, der sich in einer schwierigen Lage, in einer Sackgasse befindet, der vor einer Entscheidung steht und der eigentlich handeln müßte, man könnte diese Aufmunterung aus der Sicht der Psychoanalyse, ohne jetzt potentielle Analysanten verschrecken zu wollen, umwandeln in ein: »Nur zu, du hast nur zu verlieren!«

Anmerkungen

- 1 Vgl. Sigmund Freud, Carl Gustav Jung: *Briefwechsel*, William Mcguire, Wolfgang Sauerländer (Hg.), Frankfurt am Main 1974, 224.
- 2 Friedrich Kluge: *Etymologisches Wörterbuch*, Berlin, New York 1975, 298. Ausführlich zitiert, ebd.: »Ein in obd. Mundarten seit dem 15. Jh. bezeugtes heilen ›kastrieren‹ (von Ochse, Schaf, Schwein, selten Pferd), mnd. hēlen, heilen, mnl. heylen, ags. (tō) haelan, ist nach M. Leumann [...] Lehnübersetzung des gleichbed. lat. sãnãre ›dem männlichen Tier durch Wegschneiden der Hoden die Wildheit nehmen‹.«
- 3 Vgl. Sigmund Freud: »Die Freudsche psychoanalytische Methode«, in: ders., *Gesammelte Werke* [GW] I-XVIII Bde. und Nachtragsband, Frankfurt am Main 1968, hier GW V, 8.
- 4 Vgl. u.a. Freud, »Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten«, GW X, 126-136.
- 5 Man kann z.B. einen Traum nicht unter experimentellen Bedingungen wiederholen lassen. Bei Befragungen müßte von einer allgemeinen, für alle Subjekte gleichen Bedeutung der sprachlichen Formulierungen ausgegangen werden, was aus der Sicht der Psychoanalyse nicht geht.
- 6 Nur damit keine Mißverständnisse aufkommen: dies heißt nicht, daß die Psychoanalyse eine besondere Affinität zum momentan konjunkturell flottierenden Motto – jeder sei seines kapitalistischen Glückes eigener Schmied –, habe, indem er sich gnadenlos selbst vermarktet.
- 7 Vgl. Max R. Bennett, Peter M. S. Hacker: *Philosophical Foundations of Neuroscience*, Oxford 2003.
- 8 Freud, »Die Traumdeutung«, GW II/III, 568f.
- 9 Vgl. Freud, »Zur Dynamik der Übertragung«, GW VIII, 363-374; ders., »Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten«, GW X, 126-136.
- 10 Jacques Lacan: »Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint«, in: ders., *Schriften I*, Norbert Haas (Hg.), übersetzt von Rudolphe Gasché, Norbert Haas et al., Olten 1973, 61-70.
- 11 Vgl. Jacques Lacan: »Über eine Frage, die jeder möglichen Behandlung der Psychose vorausgeht«, in: ders., *Schriften II*, Norbert Haas, Hans-Joachim Metzger (Hg.), übersetzt von Chantal Creusot, Olten 1975, 86, 87.
- 12 Lacan betont, daß es hier nicht um Intersubjektivität geht. Genau genommen unterstellt nicht ein Subjekt einem anderen Subjekt ein Wissen, sondern einem nicht gewußten, unbewußten Wissen wird ein Subjekt unterstellt, besser beigelegt. Der Analysant unterstellt, daß in seinem nicht subjektivierten, unbewußten Wissen ein Subjekt ist, das der Analytiker repräsentiert, indem er den Platz des Anderen einnimmt. Vgl. Jacques Lacan: »Proposition du 9 octobre 1967«, in: *Analytica* Vol. 8 (Supplement zu Ornicar? No 13), Paris 1978, 9ff.
- 13 Vgl. Jacques Lacan: »Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse«, in: ders., *Schriften I*, Norbert Haas (Hg.), übersetzt von Rudolphe Gasché, Norbert Haas et al., Olten 1973, 71-170.
- 14 Vgl. Jacques Lacan: »Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud« in ders., *Schriften II*, Norbert Haas, Hans-Joachim Metzger (Hg.), übersetzt von Chantal Creusot, Olten 1975.
- 15 Freud, »Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose«, GW VII, 411.
- 16 Vgl. Jacques Lacan: »Das Seminar über E. A. Poes ›Der entwendete Brief‹«, in: ders., *Schriften I*, Norbert Haas (Hg.), übersetzt von Rudolphe Gasché, Norbert Haas et al., Olten 1973, 7-60.
- 17 Jacques Lacan: *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Das Seminar Buch XI*, Textherstellung durch Jacques-Alain Miller, Norbert Haas, Hans-Joachim Metzger (Hg.), übersetzt von Norbert Haas, Olten 1980, 263.
- 18 Vgl. Jacques Lacan: »Joyce le symptome«, in: Jacques Aubert (Hg.): *Joyce avec Lacan*, Paris 1987.
- 19 Meines Wissens gibt es kaum theoretische Vorstellungen, wie dieses »Verstopfen«, »Austrocknen« funktionieren soll.
- 20 Vgl. Freud, »Das Ich und das Es«, GW XIII, 235-290.

- 21 Eine ausführliche Darstellung dieser Problematik, der ich hier weitgehend folge, findet sich bei Michael Turnheim: *Versammlung und Zerstreuung*, Wien 1996, 9-20.
- 22 Vgl. z.B. Dylan Evans: *Wörterbuch der Lacanschen Psychoanalyse*, Wien 2002, 206f.
- 23 Lacan, *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*, 283, 284.
- 24 Die Frage des Phantasmas wird an vielen Stellen des Lacanschen Werkes angesprochen, u.a. in Jacques Lacan: »La direction de la cure«, in: ders., *Écrits*, Paris 1966, 637 und ders., im *Seminar XIV. La logique du fantasme* (unveröffentlicht).
- 25 Mir ist klar, daß eine Einteilung in einen »frühen« und »späten« Lacan eine heikle, sicher auch willkürliche Angelegenheit ist. Jacques-Alain Miller hat es versucht z.B. in seinem unveröffentlichten Seminar *Donc* (1993-1994).
- 26 Bruce Fink: *Eine klinische Einführung in die Lacansche Psychoanalyse Theorie und Technik*, Wien 2005, 352.
- 27 Ebd., 275.

Autorinnen und Autoren

Bernd Arlt-Niedecken (Dipl.-Psych.), arbeitet als Psychoanalytiker und Psychotherapeut in Hamburg. Mitbegründer vom Lehrhaus der Psychoanalyse Hamburg.

Karin Dahlke (Dipl.-Psych.), Studium der Psychologie und Literaturwissenschaft. Psychoanalytikerin, Lehrbeauftragte für qualitative Forschungsmethoden an der Universität Hamburg. Forscht und schreibt zum Riß, den die Moderne im Subjekt, der Literatur wie dem Theater der Moderne, aber auch der Theorie der Psychoanalyse einschreibt. Promovierte mit einer Arbeit zu: Äußerste Freiheit. Zur Sublimierung eines Wahnsinns: Hölderlins Poetik des Tragischen der Moderne.

Susanne Gottlob (Dr. phil.), Studium der Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte in Hamburg und Italien. Lehrtätigkeiten und Veröffentlichungen, u.a. »Stimme und Blick«, Bielefeld 2002. Verschiedene Lektorate. Mitarbeit im Lehrhaus der Psychoanalyse Hamburg seit 1998, Mitarbeit im Psychoanalytischen Kolleg. Themen: Lesbarkeit und Einschreibung von Geschichte (u.a. zu P. Celan, L. Bataille, P. Klossowski, J. Derrida), zur Aura am Wort-/Bild-Körper, zur Klinik.

Harald Greil ist als Psychoanalytiker in eigener Praxis in Berlin tätig; Studium der Medizin und Soziologie in Berlin, Facharzt für psychotherapeutische Medizin, langjährige Tätigkeit im Bereich der Psychiatrie und stationären Psychotherapie, Forschungsprojekt über psychiatrische Einrichtungen, psychoanalytische Ausbildung in Berlin und Paris, Mitarbeit im Lehrhaus der Psychoanalyse Hamburg.

Hinrich Lühmann (Dr. phil.), Studium: Germanistik und Geschichte. Direktor des Humboldt-Gymnasiums Berlin, Psychoanalytiker in eigener Praxis. Gründungsmitglied der Assoziation für die Freudsche Psychoanalyse, der Freud-Lacan-Gesellschaft und des Psychoanalytischen Kol-

legs. Übersetzungen von Schriften Lacans. Arbeitsschwerpunkte mit Veröffentlichungen: Zwangsneurose, Aggressivität, Psychoanalyse und Literatur, Psychoanalyse und Pädagogik.

André Michels (Dr. med.), Psychiater und Psychoanalytiker in Luxemburg und Paris. Zahlreiche Veröffentlichungen zu klinischen, literarischen und kulturkritischen Themen. Mitherausgeber u.a. von: »Jahrbuch für klinische Psychoanalyse«, Tübingen (ab 1998); Herausgeber von »Actualité de l'hystérie«, Toulouse 2001. Mitbegründer der Assoziation für die Freudsche Psychoanalyse, des Psychoanalytischen Kollegs (Deutschland), des Institut de Formation et de Recherche en Psychoanalyse (Luxemburg); regelmäßige Seminare und Vorlesungen über Theorie und Praxis der Psychoanalyse. In Vorbereitung Buchpublikation zur Frage der »Transmission«.

Karl-Josef Pazzini (Prof. Dr. phil.), Studium der Philosophie, Theologie, Erziehungswissenschaften, Mathematik, Kunstpädagogik. Psychoanalytiker in eigener Praxis. Mitbegründer von: Assoziation für die Freudsche Psychoanalyse (1994); Psychoanalytisches Kolleg (2004). Professor für Erziehungswissenschaft, Universität Hamburg. Arbeitsschwerpunkte: Psychoanalyse, Museum; Bildung, Lehre und Lernen mit Bezug auf Kunst, Aggressivität der Lehre. Dazu verschiedene Veröffentlichungen, »Wahn – Wissen – Institution« (zus. mit Marianne Schuller und Michael Wimmer), Bielefeld 2005; »Von Freud und Lacan aus: Literatur, Medien, Übersetzen« (zus. mit Tanja Jankowiak und Claus-Dieter Rath), Bielefeld 2005; Mitherausgeber (mit M. Schuller und C.-D. Rath) der Schriften-Reihe »Psychoanalyse« (mit P. Faulstich-Wieland, Ch. Koller und M. Wimmer) und von »Theorie Bilden« im transcript Verlag, Bielefeld.

Marianne Schuller (Prof. Dr.), ist Professorin für Literaturwissenschaft an der Universität Hamburg. Zwischenzeitlich Dramaturgin am deutschen Schauspielhaus in Hamburg und am Bremer Theater. Neben den »klassischen Feldern« der Literaturwissenschaft liegen die Forschungsinteressen im Grenzgebiet von Literatur und Wissen (Medizin, Psychiatrie, Anthropologie und Psychoanalyse). Mitglied der Assoziation für die Freudsche Psychoanalyse (AFP) und des Psychoanalytischen Kollegs. Mitherausgeberin (mit K.-J. Pazzini und C.-D. Rath) der Schriften-Reihe

»Psychoanalyse« im transcript Verlag, Bielefeld. Letzte Buchpublikationen (Auswahl): »Wahn – Wissen – Institution. Undisziplinierbare Annäherungen« (zus. mit Karl-Josef Pazzini und Michael Wimmer), Bielefeld 2005; »Mikrologien. Philosophische und literarische Figuren des Kleinen« (zus. mit Gunnar Schmidt), Bielefeld 2003; »Kleist lesen« (zus. mit Nikolaus Müller Schöll), Bielefeld 2003; »Singularitäten. Literatur – Wissenschaft – Verantwortung« (zus. mit Elisabeth Strowick), Freiburg i. Br. 2001; »BildKörper. Verwandlungen des Menschen in der Medizin« (zus. mit Gunnar Schmidt und Claudia Reiche), Hamburg, Münster 1998; »Moderne. Verluste. Literarischer Prozeß und Wissen«, Basel, Frankfurt a. M 1997; in Vorbereitung: »Kafkas Tierleben«.

Weitere Titel zum Thema

Peter Widmer

**Metamorphosen des
Signifikanten**

Zur Bedeutung des Körperbilds
für die Realität des Subjekts

April 2006, ca. 150 Seiten,
kart., ca. 17,80 €,
ISBN: 3-89942-467-0

Karl-Josef Pazzini,
Susanne Gottlob (Hg.)

**Einführungen in die
Psychoanalyse II**

Setting, Traumdeutung,
Sublimierung, Angst, Lehren,
Norm, Wirksamkeit

April 2006, 174 Seiten,
kart., 17,80 €,
ISBN: 3-89942-391-7

Tanja Jankowiak,
Karl-Josef Pazzini,
Claus-Dieter Rath (Hg.)
**Von Freud und Lacan aus:
Literatur, Medien,
Übersetzen**

Zur »Rücksicht auf
Darstellbarkeit« in der
Psychoanalyse

Januar 2006, 286 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 3-89942-466-2

Erik Porath

**Gedächtnis des
Unerinnerbaren**

Philosophische und
medientheoretische
Untersuchungen zur
Freudschen Psychoanalyse

2005, 542 Seiten,
kart., 34,80 €,
ISBN: 3-89942-386-0

Karl-Josef Pazzini,
Susanne Gottlob (Hg.)

**Einführungen in die
Psychoanalyse I**

Einfühlen, Unbewußtes,
Symptom, Hysterie, Sexualität,
Übertragung, Perversion

2005, 160 Seiten,
kart., 16,80 €,
ISBN: 3-89942-348-8

Karl-Josef Pazzini,
Marianne Schuller,
Michael Wimmer (Hg.)

Wahn – Wissen – Institution
Undisziplinierbare Näherungen

2005, 376 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 3-89942-284-8

Jutta Prasse

Sprache und Fremdsprache
Psychoanalytische Aufsätze
(herausgegeben von
Claus-Dieter Rath)

2004, 212 Seiten,
kart., 22,80 €,
ISBN: 3-89942-322-4

Manfred Riepe

Intensivstation Sehnsucht
Blühende Geheimnisse im Kino
Pedro Almodóvars.

Psychoanalytische Streifzüge
am Rande des Nerven-
zusammenbruchs

2004, 260 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 25,80 €,
ISBN: 3-89942-269-4

**Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de**

Weitere Titel zum Thema

Peter Widmer

Angst

Erläuterungen zu Lacans

Seminar X

2004, 176 Seiten,

kart., 18,80 €,

ISBN: 3-89942-214-7

Marianne Schuller,

Gunnar Schmidt

Mikrologien

Literarische und

philosophische Figuren

des Kleinen

2003, 182 Seiten,

kart., 24,80 €,

ISBN: 3-89942-168-X

Manfred Riepe

Bildgeschwüre

Körper und Fremdkörper im

Kino David Cronenbergs.

Psychoanalytische Filmlektüren

nach Freud und Lacan

2002, 224 Seiten,

kart., zahlr. SW-Abb., 24,80 €,

ISBN: 3-89942-104-3

Georg Christoph Tholen,

Gerhard Schmitz,

Manfred Riepe (Hg.)

Übertragung – Übersetzung –

Überlieferung

Episteme und Sprache in der

Psychoanalyse Lacans

2001, 442 Seiten,

kart., 25,80 €,

ISBN: 3-933127-74-2

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de